BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lennep, Jacob <<van>>,

Die Abenteuer Ferdinand Huyck's drei Theile

Bd.: 2

Aachen [u.a.] 1841

P.o.rel. 6655-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10048078-8

Die Abenteuer
Ferdinand Huyck's.

von

J. van Lennep.

Drei Theile.

Uebersetzt

von

J. H. F. Lerz.

Zweiter Theil.

Aachen & Leipzig.
Verlag von Jacob Anton Mayer.
1841.

Erstes Kapitel.

Susanna's und Ferdinand's Neckereien; Verherrlichung des letztern durch ein Begrüßungsgedicht.

„Ferdinand!“ sagte meine Schwester Susanne, als sie sich folgenden Morgen allein bei mir auf meinem Zimmer befand und mir meine Kleidungsstücke und Wäsche mit ordnen half, „Du weißt, daß Du mir noch Rechenschaft schuldig bist über eine Aeußerung von gestern.“

„Santchen!“ sagt' ich, indem ich ihr eine seidene Weste überreichte; „Du weißt, daß ich eines Verbrechens wegen, das Du Dir hast zu Schulden kommen lassen, noch Gericht über Dich halten muß.“

„Denk' nicht, daß ich mich durch hochtrabende Worte abschrecken lasse! — Beiläufig gesagt, da wird etwas Speckstein nöthig sein, um die Flecken aus dieser Weste herauszubringen. — Zur Sache:

wer hat Dir erzählt, daß ich Deine Briefe habe lesen lassen?"

„Wie das Gewissen nagt! Wer hat Dir Erlaubniß gegeben, die merkwürdigen Notizen, die ich Dir zusandte, Andern mitzutheilen?"

„Da haben wir also eine formelle Anklage, wie mein Vater sagen würde; nur ist sie, wenn ich mich nicht trüge, noch etwas zu allgemein und unbestimmt; ja — ich kann sogar mit stadträthlicher Rechtsgelahrtheit behaupten, daß ausgetheilter Schläge wegen Niemand verurtheilt werden darf, es sei denn vorher erst klar erwiesen, auf wessen Rücken die Schläge gefallen. Frage: Wem habe ich Dein Geschreibsel mitgetheilt?"

„Antwort: Fräulein Henriette Bläck. — Schuldig befunden! Du wirst roth — eilig zum Bekenntniß."

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte Susanne, während sie aus lauter Verlegenheit ein Battist-Hemd, welches sie zusammengelegt hatte, wieder aufrollen ließ.

„Ein unverwerflicher Zeuge: Fräulein Bläck selbst."

„Du hast sie also gesprochen? Und wie findest Du sie?"

„Ein sehr artiges Mädchen; — das hat aber mit unsern Rechtsfragen nichts zu schaffen!

„Sehr artig! Gesteh' nur, daß Du in sie verliebt bist. Du wirst roth — eilig zum Bekenntniß."

„Verliebt! in ein Mädchen, die ich nur ein Mal in meinem Leben gesehen habe? Denkst Du, daß ich so schnell in Flammen gerathe?"

„Als ob ich es nicht wüßte, daß sich die jungen Herrn in Deinem Alter verlieben, sobald sie nur eine Weibermütze, oder einen Besenstiel sehen."

„Lauter Winkelzüge, um mit guter Manier sich aus der Affaire zu ziehen. Ich frage nochmals, bist Du geneigt, ohne Hülfe der Folter die enorme und in einem Lande von guter Justiz unerhörte Missethat einzugestehen, nämlich die Missethat, Fräulein Henriette Bläck, und der Himmel weiß wem noch mehr, Schriften und geheime Artikel mitgetheilt zu haben, Dir zugesandt durch den wohledeln Herrn Ferdinand Huyck, juris Romani nec non canonici Doctor, und, so Gott will, bald Compagnon im Hause von Bempden van Baalen et Comp.?"

„Und wenn ich's nun auch bekenne, was dann?"

„Dann will ich hören, was Du zu Deiner Vertheidigung vorzubringen hast."

„Daß Deine Hand so unlesbar ist, daß Herr van Baalen vor Schrecken die Hände ineinanderschlagen wird, wenn er sie sieht; und daß ich die Hilfe Fräulein Bläcks, die sich sehr wohl auf das Entziffern von allerlei Hieroglyphen und Manuscrip-

ten versteht, habe anrufen müssen, um nur klug daraus zu werden."

„Diese Vertheidigung hinkt; denn meine Schrift ist hinreichend reinlich und leserlich, und wenn ich, um das Papier zu sparen, etwas klein geschrieben habe, so sind Deine Augen jung und gut und ganz dafür geschaffen; auch wäre im Nothfall wohl eine Brille zur Hand gewesen."

„Ich habe wenigstens keine Brille nöthig, um zu sehen, daß ziemlich viel an Deinen Strümpfen auszubessern ist, und daß, wenn Du noch ein Paar Tage länger auf Reisen geblieben wärst, Du wahrscheinlich barfuß hier angekommen sein würdest. — Doch dies bei Seite; erzähl' mir einmal ohne Umwege, wann, wo und bei welcher Gelegenheit Du Henrietten gesprochen hast."

„Du verdientest eigentlich, daß ich Deine Neugier unbefriedigt ließe; aber ich bin ein guter Bruder und will Mitleiden mit Dir haben; Du möchtest sonst vielleicht krank vor Ungeduld werden."

Ich erfüllte ihr Verlangen und gab ihr eine ziemlich umständliche Erzählung von meinen Begegnissen auf Güldenhof, worüber sie sich nicht wenig belustigte.

„Das ist ja wahrhaftig ein Roman," äußerte sie, nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte; „und wärest Du auch wirklich dagegen: so bist Du

doch nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge verpflichtet, Dich in sie zu verlieben. Du siehst, daß Deine Erzählung mich auch zugleich freispricht; unmöglich konntest Du es mir übel auslegen, daß ich Henrietten Deine Briefe zu lesen gegeben habe; Du hättest ja sonst keinen so herrlichen Stoff zur Unterhaltung gehabt! Großen Dank vielmehr bist Du mir schuldig, daß ich in Deiner Abwesenheit mein Bestes gethan habe, einem lieben Mädchen gute Gedanken von Dir beizubringen."

„Ich glaube, daß ich dies als ein Compliment aufnehmen muß, womit Du dasjenige wieder gut zu machen suchst, was Du verdorben hast."

„Weit gefehlt! Du hast einen viel zu großen Dünkel von Deinen eigenen Geschicklichkeiten, um etwas von meinen Complimenten zu halten, und ich bin überzeugt, Henriettens Geständniß, daß sie über Deine thörichten Ausdrücke gelacht und Deine Beschreibungen bewundert hat, ist Deiner Eigenliebe besonders schmeichelhaft gewesen. Ja, gesteh' es nur rein heraus: hast Du nicht meines Mißbrauches von Vertrauen gerade darum gedacht, damit Du Gelegenheit hättest, Dich mit mir über Henrietten zu unterhalten?"

Car pour un amoureux.

Il est doux de causer de l'object de ses feux."

Ich lächelte; denn es war in ihren Worten viel Wahres.

„Aber sei auf Deiner Hut!“ setzte sie hinzu, „und halt' Dein Herz hinter doppeltem Schlosse; denn Herr Bläck würde Dir die Hand seiner Nichte doch nicht zugestehen.“

„Wer denkt daran, ihm darum anzuhalten? aber gesetzt diesen Fall: — darf ich dann wohl wissen, was er gegen meine Person haben könnte?“

„Gegen Deine Person? — Nicht das Mindeste. Aber er wird allen Freiern den Korb geben und zwar lediglich in der Hoffnung, daß es seinem Sohne einst gefallen wird, sich in seine Nichte zu verlieben.“

„Das stimmt mit dem überein, was mir die Wirthin von Eemnes erzählte; aber wenn dieser junge Herr nun nicht will?“

„Sprich nicht davon; es steckt etwas dahinter, ich weiß nicht was: ich habe nur ein Mal einige Tage auf Güldenhof zugebracht, und da habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß der alte Herr seiner Nichte für seinen Sohn den Hof machte. Es ist auf jeden Fall sehr edelmüthig von ihm, denn sein liebes Söhnchen Ludwig wird sehr reich werden und seine Nichte hat nichts und hängt einzig und allein von ihres Onkels Wohlthaten ab.“

„Wie!“ rief ich mit einigem Erstaunen aus; denn diese Mittheilung stimmte nicht mit demjenigen, was mir neulich Herr Vos über Henriettens Vater erzählt hatte, überein. „Ich meinte ...“ hier schwieg ich still, denn ich konnte meine Autoritäten nicht nennen.

„Glaub' mir," sprach Susanne weiter; „es ist hinlänglich bekannt, daß sie nichts hat. Und ihr Oheim, das ist gar nicht zu verkennen, hat recht christlich mit ihr gehandelt."

„Das ist wohl möglich, und doch ist mir der Mann in mancher Hinsicht zuwider; warum, weiß ich selbst nicht."

„Das sagte Tante von Bempden auch, da er vor ein Paar Jahren um ihre Hand warb."

„Wie! hat er sich in seinen alten Tagen noch einen Korb geholt?"

„Er ist so alt nicht, als er aussieht; in den letzten Jahren ging's rasch abwärts mit ihm. Aber er hat den Antrag in der That gemacht, nicht lange nach Deiner Abreise. Sie hat ihm, wie mehrern Andern, geantwortet:

Prince, je chéris trop ma chère liberté,

und uns die Freude nicht rauben wollen, sie auch ferner als Erbtante betrachten zu können. Sie sind jedoch gute Freunde geblieben und dadurch bin ich mit Henrietten bekannt geworden, für welche Tante von Bempden eine besondere Zuneigung gewonnen hat und von welcher sie oft behauptet, daß sie das einzige Mädchen sei, die wohlerzogen aus dem Erziehungsinstitute zurückgekommen sei."

„Aber wie kömmt es doch," fragt' ich nach einer Weile Nachdenkens, „daß Herr Bläck so reich

ist und daß seine Nichte, die doch die eigene Tochter seines Bruders ist, nichts besitzt? Hat Herr Bläck diese Schätze von seiner Frau geerbt?" —

„Nun hör' Eins, wie sich dieser junge Herr, der nicht verliebt ist, nach den Umständen erkundigt! Aber denkst Du denn, daß ich die Geschichte dieser Menschen so auf ein Härchen kenne? — Ob seine Frau Geld hatte, weiß ich nicht; ich glaube, er ist im Handel glücklich gewesen und hat überdies irgendwo eine hübsche Erbschaft gehoben; während Henriettens Vater dagegen sein ganzes Eigenthum durchgebracht hat und in dürftigen Umständen gestorben ist. Wie dem auch sein mag, Eins weiß ich gewiß, daß man sie nämlich, gleichwie mich, um der guten Eigenschaften willen heirathen muß; außerdem laufen wir große Gefahr, als Jungfern zu sterben."

Hier wurde das Gespräch durch meine Mutter unterbrochen, die mich auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, mir einige neue Kleidungsstücke, als Hemden, Strümpfe u. s. w. anzuschaffen, ein Gegenstand, der, wenigstens für den Augenblick, wichtiger war und gewiß mehr Eile erforderte, als meine Bewerbung um eine Jungfrau ohne Geld. Da aber meine geehrten Leser diese Ansicht vielleicht nicht theilen, so will ich ihnen diese Unterhaltung ersparen und eben so wenig einiger Besuche guter Freunde und Bekannten erwähnen, die mir an

diesem Morgen zu der glückliche Heimkehr Glück wünschten.

Wir saßen denselben Nachmittag am Nachtische, da händigte man meinem Vater ein gesiegeltes Packet ein, das er, in der Meinung, es enthalte Amtsangelegenheiten, mechanisch öffnete. Aber kaum hatte er einen flüchtigen Blick darauf gerichtet, da zeigte sich Verwunderung auf seinen Gesichtszügen; sein ernstes Gesicht entfaltete sich und er brach in lautes Lachen aus.

„Ferdinand! das geht Dich mehr an, als mich," sagte er, indem er mir den Brief überreichte. „Ja, lies nur laut; es sind keine Geheimnisse!"

Ich nahm den Brief und las nicht ohne Staunen, wie folgt:

„Edler, Gestrenger Herr!

„Wie es von Alters her Gewohnheit gewesen ist, daß alle Brave sich freuen über das Glück, welches frommen und angesehenen Leuten zu Theil wird, so muß ein so ersehntes Ereigniß, wie die glückliche Rückkehr Ihres Edeln Gestrengen ausgezeichneten Herrn Sohnes in Ihre Edele Gestrenge und geehrte Familie, auch bei allen rechtschaffenen Einwohnern der Stadt eine billige Freude erregen.

„Bei mir wenigstens ist diese Freude so lebendig gewesen, daß ich dem Drange nach Aeußerung derselben zu widerstehen nicht vermochte noch wollte,

sondern demselben im begeisterten Klängen Luft zu machen und dem beifolgenden Papiere anzuvertrauen mich beeilte.

„Möchten Ihre Edeln Gestrengen auf dies schwache Product meines Dichtergeistes ein günstiges Auge fallen lassen; nichts würde demjenigen angenehmer sein, der unter demüthiger Begebung in Ihrer Edeln Gestrengen Protection, die Ehre hat zu sein in tiefer Ehrerbietung

Ihr Gestr. dienstfertiger und gehorsamer
Diener und Verehrer

Lucas Helding.

Meine Adresse ist auf der
Raamgracht, im Hause des
Portraitmalers Heynß.

Das „beifolgende Papier" trug als Aufschrift:

Jubelgesang,

bei Gelegenheit der glücklichen Heimkehr des Wohledeln Herrn Ferdinand Huyck, Sohn ꝛc. gesungen.

Darauf folgte ein Gedicht von wohl hundert Zeilen, ziemlich schön geschrieben, und nicht besser noch schlechter als die meisten Verse, die man in dieser Zeit machte. Ich wurde darin mit Theseus verglichen, der wohlbehalten nach Athen zurückkam. Glücklicher Weise kannte der Dichter meine Aben-

teuer von Mittwoch Abend nicht, sonst hätte er Amalien als die verlassene Ariadne und Driesen als den Minotaurus können auftreten lassen. Uebrigens wurde ich mit Lobeserhebungen überladen und abgebildet als

Ein Jüngling, schier der Amsterdamer Jugend Blüthe,
So kräftig-schön an Leib, so rechtlich von Gemüthe;
Der sittlich-hohe Muth mit Frömmigkeit gepaart,
Zeigt, wenn auch noch im Keim, doch schon die Männerart.

Mein Vater dagegen erhielt unzählige, aus alten Dichtern gestohlene epitheta ornantia.

Wir belustigten uns über dieses schöne Opus auf Kosten des Verfassers alle, nur meine Mutter ausgenommen, der es schon recht war, daß Helding meinen Vater und mich mit Lobeserhebungen pries, deren sie uns von ganzem Herzen würdig erachtete, und behauptete, daß es ein sehr schönes, nur hie und da für ihren Verstand etwas zu hoch gegebenes Gedicht sei.

„Es ist ein herrlicher Gedanke, Papa mit Aegeus zu vergleichen; hätte er nur gewußt, wie Papa des Morgens in Verlegenheit war, als Ferdinand nicht zurückkam, dann hätte er die Vergleichung noch weiter treiben können, . . . obgleich Vater die Thorheit, ins Wasser zu springen, nicht begangen haben würde.“

„Pfui, Santchen! Was sind das für böse Gedanken?“ fragte meine Mutter, welche sich der Ge-

schichte von Aegeus und Theseus nur dunkel erinnern konnte.

„Wohlan, so mag Fritz Dir einmal diese Geschichte erzählen,“ sagte mein Vater. „Age puer! incipias!“

Fritzen kam es ganz gelegen, einen Beweis von den auf der Lateinischen Schule erworbenen Kenntnissen abzulegen; er gab die Mythe mit allen ihren Schattirungen zum Besten. Ihm nacherzählen will ich aber hier nicht, damit den Müttern, welche sich mit der meinigen im gleichen Falle befinden, die Gelegenheit, sich von ihren in der Mythologie unterrichteten Söhnchen belehren zu lassen und sich an dem Gedächtnisse der vielbelobten Knaben zu erfreuen, unbenommen bleibt.

„Denken Sie sich,“ sagte Susanne, nachdem die Erzählung geendigt war, „daß Papa, der vorgestern Morgen nicht anders dachte, als Ferdinand sei durch den Minotaurus verschlungen, aus reiner Verzweiflung demselben Sturz, wie einst Herr Aegeus hätte thun wollen und Sie über ihm gestanden und als Badeloch ausgerufen hätten:

„„Wo willst Du hin? Dich selbst ersäufen in
dem Graben?““

Welch ein treffliches Schauspiel hätte dann Statt gefunden.“

„Nun! ich halte das für schlechte Späschen,“ sagte meine Mutter.

„Aber wie weiß dieser alberne Mensch von Deiner Zurückkunft?“ fragte mein Vater.

„Ich bin ihm bei Herrn Bläck auf Güldenhof begegnet,“ antwortete ich, und erstattete jetzt aufs Neue, obschon dies Mal mit wenigen Worten, Bericht von meinem dortigen Aufenthalte.

„Es ist ein armer Teufel,“ sagte mein Vater; „poëta famelicus, und das Gedicht haben wir nicht umsonst. Nun meinetwegen!“

„Wir müssen ihn doch wohl zu Tische bitten,“ sagte meine Mutter.

„Nicht zu eilig, bester Schatz!“ entgegnete mein Vater; „ich trage eben kein großes Verlangen, ihn als Gast bei mir zu sehen. Denn wenn wir gleich den ersten Brocken, den er uns hinwirft, so hastig aufnehmen, läßt er uns gewiß nicht locker, sondern besingt noch unsere ganze Familie, Glied für Glied.“

„Ei, das wäre ja recht artig,“ sagte Susanne; „ich bin wohl noch älter, als Jettchen Bläck, und mir zu Ehren ward noch kein Vers gemacht. Es ist hohe Zeit, daß auch ich einmal aus meiner Vergessenheit hervorgehe. Meinerseits stände also Deinem Wunsche, diesen Dichter einzuladen, nichts entgegen. Vielleicht gelänge es mir, ihn zu meinem Anbeter zu machen.“

„Was Du da für Narrheiten vorbringst,“ sagte meine Mutter.

„Mir darf der Poet nicht über die Schwelle,“ sagte mein Vater, „und ich wollte, sein Pegasus ginge mit ihm nach China durch.“

„Das nenne ich eine Verwünschung!“ sagte Susanne.

„Seine Aufmerksamkeit muß jedoch bezahlt werden,“ versetzte mein Vater, „und zwar durch Ferdinand, als die betheiligte Partei, den heros celebratus. Hier sind zwei Ducaten, die Du nach Befinden der Umstände ihm anbieten, oder auf dem Tische liegen lassen wirst. Ich glaube, daß ihm diese noch gelegener kommen, als eine Einladung an unsern Tisch, die ihm noch ein Trinkgeld an das Mädchen kosten würde. — Es ist übrigens ein ehrlicher Mann, der viel Widerwärtigkeiten bestanden hat; und ein Almosen verdient er, wenn nicht für das Gute, das er thut, wenigstens für das Böse, das er unterläßt; und das sagt leider! schon viel.“

„Unter welche von diesen beiden Categorien bringen Ihre Edeln seine Verse?“ fragte Susanne.

„Unter keine, Närrchen! Das ist eine patentirte Bettelei, wogegen keine Verordnungen bestehen.“

„Die doch wohl nöthig wären,“ versetzte Susanne, „denn ich bin der Meinung des Misanthropen und sage, in Beziehung auf schlechte Verse, wie er:

Qu'un homme est pendable après les avoir faits.

„Es ist doch sonderbar,“ bemerkte mein Vater, „daß die Frauen immer so criminell sind. Wenn man Dich zum Oberrichter anstellte, so würde binnen vierzehn Tagen ein Aufruhr entstehen.“

Zweites Kapitel.

Ein Gläschen Cognac und neue Abenteuer.

Ich ging nun, kurz nachdem wir von Tische aufgestanden waren, auf die Raamgracht und fand bald das Haus, welches ich suchte und welches man an der, zwar ziemlich schlecht gemalten, aber sprechend ähnliche Abbildung einer zu der Zeit in Amsterdam wohl bekannten Gemüsehändlerin, welche hinter den Fensterscheiben des Unterzimmers neben einem Brettchen mit der Aufschrift: Zacharias Heynß, Portraitmaler, stand, sogleich erkennen konnte. Es war eine alterthümlich gebaute Wohnung, ohne den Söller drei Stock hoch, mit zwei Kreuzfenstern neben einander und mit einer ziemlich hohen gerade aufgehenden Stufe. Ich schellte, die Oberthür ging auf, und zwar, ohne daß man gewahr werden konnte, durch welches Mittel, wie dies nur in den Zaubergeschichten und in einigen Amsterdamer Häusern

Statt findet. Erst als ich auffah, entdeckte ich an dem obersten Ende einer ziemlich steilen, von der Vorthür durch ein kurzes Portal abgeschiedenen Treppe, eine in der Finsterniß sich bewegende weibliche Gestalt.

„Was steht zu Diensten, Singnur?“ klang die Stimme aus der Höhe.

„Ich wünschte Monsieur *) Helding zu sprechen.“

„Nur näher!“ antwortete die Stimme, „schließen Sie aber gefälligst die Thür wieder hinter Sich zu.“

Nachdem ich dieser Bitte nachgekommen war, ging ich tastend und tappend hinauf, und hielt mich zu größrer Sicherheit an einem Seile fest, welches an der Mauer hinlief und womit die Frau die Thür oben aufgezogen hatte.

„Nun noch das Treppchen hinauf,“ sagte sie mir, sobald ich bei ihr war, „und dann rechts die dritte Thür. Aber vorsichtig! es ist hier etwas finster.“

In der That war es so dunkel, daß ich Mühe hatte, den Fuß auf die rechte Stelle zu setzen.

*) Der Titel „mein Herr“ wurde in jenen Tagen nur Vornehmen gegeben, angesehne Leute aus dem Bürgerstande hießen „Singnur;“ und Monsieur sagte man zu solchen, für welche obenstehende Benennung noch zu gut war. Mit Mefrau, Mejuffrau und Mademoiselle war es ungefähr dasselbe.

„Fürwahr,“ dacht' ich: „per ardua ad astra! wenn unser Dichter den Gipfel des Helikon nie erstiegen hat, so ist wenigstens der Mangel an Gelegenheit zu steigen nicht Schuld.“

Endlich fand ich die Thür, die ich suchte und klopfte an.

„Herein!“ rief eine Stimme, die mir zeigte, daß ich mich nicht verirrt hatte.

Ich trat in ein Hinterzimmer mit Einem Fenster, dessen Scheiben zur Hälfte zerbrochen waren. Der Fußboden bestand aus rothen Ziegelsteinen und mochte zwar im heißen Sommer eine angenehme Kühle verbreiten, im Winter aber die Kälte empfindlich vermehren; auch das Bett ohne Vorhänge hatte kein sehr erfreuliches Ansehen. Uebrigens bestanden die sämmtlichen Geräthschaften aus einem Tische und zwei Stühlen. Auf dem einen saß der Bewohner selbst, mit einer blauen Bäckermütze auf dem Kopfe, in einer rothen Matrosenjacke und gestrickten Strümpfen. Der andere Stuhl war mit des guten Mannes Garderobe beladen, und sein Degen, dessen einen Knopf seine Perüque und den andern sein Hut verzierte, daran gelehnt.

Da der Fußboden größtentheils mit Büchern (deren abgenutzte, besudelte und zerrissene Bände bezeugten, daß der Eigenthümer mehr ihren innern Werth, als ihren äußern Putz schätzte), bedeckt war,

so kostete es nicht wenig Vorsicht, sich dem Letzteren zu nähern.

„Ei mein Herr Huyck!“ sagte Helding, indem er aufstand und seine kurze, schwarz gebrannte Pfeife aus dem Munde nahm, „Sie bemühen sich in Höchsteigener Person zu mir? Warum haben Ihre Edeln nicht die Magd heraufgeschickt und mich hinunter rufen lassen? Freund Heynß hätte uns gewiß sein Seitenzimmerchen zur Verfügung gestellt.“

„Es ist vielleicht eine Dreistigkeit, daß ich so zulaufe,“ sagt' ich, „aber das Mädchen hieß mich heraufgehen. Ich kann nicht umhin, Ihnen meinen Dank zu bezeugen für die Aufmerksamkeit . . .“

„Zu viel Ehre, zu viel Güte,“ sagte Helding, indem er mir seinen Stuhl anbot und den andern von den darauf befindlichen Kleidungsstücken säuberte, sie insgesammt auf den Strohsack in der Bettstelle werfend. „Aber nehmen Ihre Edeln doch gefälligst Platz. Ich bin ganz verlegen und zerstreut über die Anstrengung, der Ihre Edeln durch Ersteigung dieses luftigen Quartiers sich unterworfen haben. — Ich wohne hier etwas hoch.“

„Ja! das ist ganz in der Ordnung,“ sagt' ich lachend, ein Dichter kann nicht zu nahe bei den Göttern hausen.“

„Ihre Edeln belieben zu scherzen,“ antwortete er; „aber wahrlich es ist hier eine beträchtliche Höhe.

Für mich ist das nichts, ich bin daran gewöhnt; und obschon es im Winter hier etwas rauh sein mag, bleibe ich doch gesund und fröhlich dabei. Womit kann ich Ew. Edeln aber aufwarten? Nectar, oder Ambrosia ist hier freilich nicht zu bekommen; dagegen habe ich noch ein Paar Flaschen ächten Cognac, die mir von dem würdigen Herrn Wilhelm de Bron, als ich ein Gedicht auf seine goldene Hochzeit gemacht hatte, verehrt wurden."

Ich konnte nicht umhin, über die nicht unartige Weise, wie Heldings Schlauheit, mit welcher er, während er mir eine Höflichkeit erwies, mich zugleich auf gute Manier bedeutete, daß ihm seine Lieder gewöhnlich mit einem Geschenk bezahlt würden, im Stillen zu belächeln, und mit dem Bemerken, daß ich so eben von Tische komme und nichts bedürfe, sein Anerbieten abzulehnen. Das half mir aber nichts. Der gutherzige Mann zog ein kostbares Fläschchen unter seinem Bette vor und füllte zwei kleine Gläser, worauf er mich schweigend ansah, als wolle er sagen: „Nun bin ich bereit, Ihre Lobrede anzuhören."

Ich ließ ihn denn auch nicht lange in Verlegenheit: (denn ich wußte, daß die Menschen im Allgemeinen und die Dichter insbesondere der Schmeichelei gern ihr Ohr leihen), und zollte dem matten Producte seiner Muse mehr Lob, als ich den besten Versen Vondel's geschenkt haben würde. Ich schämte

mich zwar etwas darüber; aber was blieb mir anders übrig? Der Mann hatte mir so unverdientes Lob in Reimen gespendet, daß ich ihn wohl mit gleicher Münze in Prosa bezahlen mußte. Er hörte mich schweigend mit freudeglänzendem Gesichte an; bisweilen verneigte er sich und nahm hierauf ein Schlückchen aus seinem Gläschen, welches er mit so viel Wohlgefallen auszunippen schien, daß ich zweifelhaft war, was ihm mehr zusagte, die Lobrede, oder der Branntwein.

„Ach, mein Herr!" sagte er, nachdem ich meine Complimente ausgekramt hatte; „dächten alle Menschen in Holland, wie Ihre Edeln, und legten sie alle ein so treffendes Urtheil und einen so feinen Geschmack an den Tag, es würde um unsere Musensöhne etwas besser aussehen. Aber leider! da ist in den sieben Provinzen für die Dichtkunst nicht die geringste Begeisterung mehr."

„Aber Herr Bläck!" sagt' ich, „scheint Sie doch zu beschützen."

„Herr Bläck," antwortete Helding, „ist ein würdiger Beschützer der Wissenschaften und ich bin ihm großen Dank schuldig. Ewig Schade," fuhr er fort, indem er ein wenig näher rückte, „daß er so viel Dinge in seinem Kopfe hat, und in Folge davon gewöhnlich so still, so abgezogen ist. Bisweilen geschieht es, daß, wenn ich ihm die besten

Verse vorlese, die ich je verfertigt, und dann ein kleines Compliment erwarte, er dann wie aus dem Traume zu erwachen scheint und seinen Sohn fragt, wie der Wechselcours von Genua stehe, oder wie theuer in der letzten Auction der Kaffee verkauft worden ist."

„Und sein Sohn?" fragte ich, der ich das Gespräch allmälig auf Henrietten zu bringen wünschte.

„Sein Sohn! Ein nobler junger Mann! voll Geist und Vernunft; aber so wild. Jugend kennt freilich keine Tugend! Er findet immer ein Vergnügen daran, den alten Helding zu necken. Bisweilen pfeift er, während ich vorlese, ein Liedchen, oder macht Kork- und Brotkügelchen und schnippt mir sie gegen die Nase. Kurz, es giebt keinen Possen, den er mir nicht spielt. Hat er mir letzthin nicht einen rothen Lappen auf den Rücken gesteckt, gleich wie eine Nachricht an den Kapaunenstopfer, und mich damit in die Menagerie geschickt, wo die Truthühner wie toll auf mich zuflogen? Ein ander Mal, da ich eine hellfarbige Hose anhatte, schickte er seine Hunde in einen Schlammgraben und ließ sie dann gegen mich anspringen, so daß ich, aus Ermangelung anderer Kleider, den ganzen Abend, um mich zu trocknen, am Küchenfeuer sitzen mußte und gewiß nicht wieder im Saale hätte erscheinen dürfen, wenn nicht Fräulein Henriette, meinen Unfall vernehmend, sich meiner angenommen und mir von den abgelegten

Kleidern ihres Oheims einen andern Anzug zugesteckt hätte. Wie gesagt, es ist ein fröhlicher Herr; aber ich muß es von ihm wohl ertragen! Wir sind einmal alte Bekannte, und er hat bisweilen auch übele Launen."

Ich schüttelte den Kopf und beklagte den armen Mann bei mir selbst, der in seinen Jahren um eines Almosens willen solche Erniedrigungen erdulden mußte. „So scheint doch," sagt' ich dann, „wenigstens Fräulein Bläck Ihnen sehr geneigt."

„Ach, mein Herr! sie ist ein Engel. Zwar fühlt sie die feinen Pointen der Poesie nicht immer, aber ein Herz hat sie . . . wie kein Mädchen aus der Stadt. Fürwahr, wenn es aus der Heirath noch etwas wird, dann hat Herr Ludwig eine wahre Perle von Frau an ihr, das versichere ich Sie."

„Ist die Heirath schon bestimmt?" fragt' ich etwas unruhig.

„Der alte Herr würde es gern sehen; aber, unter uns gesagt," sprach er in einem vertraulichen Tone weiter, „Herr Ludwig will, glaub' ich, seine Freiheit noch einige Zeit behalten; ja! ja! das giebt bisweilen unfreundliche Auftritte, aber ich darf nicht aus der Schule schwatzen. Vorgestern unter andern, da Ihre Edeln Güldenhof verlassen hatten, war es ziemlich stürmisch . . . ja! der alte Herr hat nicht gern, daß andere junge Leute Fräulein Bläck den

Hof machen. Wenn ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen könnte, würde ich Ihren Edeln erzählen können, was bei dieser Gelegenheit vorfiel."

Ich antwortete nichts; denn wenn auch ziemlich neugierig, wollte ich den Mann doch nicht aufmuntern, mir Familienzwiste mitzutheilen, deren Zeuge er durch Zufall gewesen war. Der Branntwein hatte inzwischen auf Helding seinen Einfluß ausgeübt und ihn geschwätzig, oder vielmehr offenherzig gemacht. Er nahm mein Stillschweigen als einen Beweis von Zustimmung auf und fuhr also fort:

„Kaum waren Ihre Edeln aus den Augen, da begann das liebe Leben. Herr Bläck zog ein Gesicht, wie er nur bei festlichen Gelegenheiten thut. „Schickt es sich für ein gebildetes, wohlerzogenes Mädchen," fragte er, „mit einem jungen Herrn allein zu sitzen und mit ihm zu trinken?" Da schlug meine liebe Flora, (ich bin scherzender Weise gewohnt, sie Flora zu nennen) ihre Augen nieder und sagte: „Oheim, ich habe keinen Trank versucht, ich habe selbst kein Wort mit Herrn Huyck gewechselt, ehe er sich zu erkennen gegeben hatte." — Das liebe Stimmchen hatte die gewöhnliche Wirkung, und der Umstand, den seine Nichte ihm mittheilte, schien dem alten Herrn einen Stein vom Herzen zu nehmen. „So!" sagte er, „hatten Sie ihn vorher nie gesehen? Aber wie wissen Sie denn, ob er Ihnen nicht ein X vor ein U vorgemacht hat? Sie

thäten besser, nicht mehr so allein in die Kuppel zu gehen; es schwärmt gegenwärtig so viel schlechtes Volk auf dem Wege herum und ein Gaudieb nimmt alle Namen an. Meister Roggeveld hat uns jenen, wahrscheinlich von der Bande des Schwarzen Peter verübten Einbruch ja erzählt. Und dann kleiden sich diese Schelme bisweilen als Herrn und schleichen sich in die Häuser, um zu sehen, ob es etwas für Sie dort giebt." — „Ja!" sagte Herr Ludwig; „und wenn sie nichts anders finden, so nehmen sie wohl auch die schönen Mädchen mit." Ich kann Ihnen sagen, mein Herr Huyck, der Gedanke war mir schrecklich! Denken Sie meine verehrungswürdige Flora,

Geschaffen, daß sie jedes Aug' entzücke,
Entführt durch Räuberhand und schwarze Tücke,
Der Schönen gleich, die den Alciden rührte
Und die bei einem Fluß Centaurenlist entführte,

Deshalb fragt' ich, ob es nicht rathsam wäre, auch die vielen schönen, in der Kuppel befindlichen Sachen ins Wohnhaus zu schaffen;

„Denn, Herr! o glaub' es mir, die vollen Kästen
Sind schlecht verwahrt vor solchen Gästen."

„Aber Mädchen! Mädchen!" begann der alte Herr von Neuem, „wie konntest Du doch so unvorsichtig sein, diesen Mann hier einzulassen?" — „Ei," sagte Fräulein Jettchen, „ich habe ihn nicht eingelassen, er ist von selbst hieher gekommen. Ich konnte

ihn doch nicht wegjagen; oder hätte ich nach Hause flüchten, durch und durch naß werden und die Kuppel für einen Jeden offen lassen sollen? — Ich konnte es ihm ja wohl ansehen, daß es ein anständiger Mann war.“ — „Paperlapap!“ sagte da der alte Herr; „wie geht das Mäulchen wieder so flink. Nun gieb mir nur einen Kuß. Jettchen! Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Es ist eigentlich Ludwigs Schuld, der hätte schon lange hier sein sollen, um Dich abzuholen, statt seine Zeit mit Helding auf dem Billard zu verschleudern. Komm, Ludwig, gieb Deiner Nichte den Arm.“ — „Nein,“ sagte meine liebe Flora; „ich weiß wohl, daß Ludwig lieber allein geht. Helding wird mein Cavalier sein, wenn er will, und ihn sein Regenschirm nicht hindert.“ — „Und hätte ich deren auch Tausend zu tragen,“ sagt' ich, „und, dem Atlas gleich, überdies eine Weltkugel auf meinen Schultern, ich würde bei dem Genusse einer solchen Ehre meine Last nicht fühlen.“ So zog ich mit der Jungfer nach Hause, während der alte Herr nichts that, als daß er Ludwig sauer ansah und Ludwig ein Liedchen pfiff. — Und erst heute! Ihnen kann ich es wohl sagen, mein Herr Huyck! Ihre Edeln werden doch keinen Mißbrauch davon machen. Ich weiß noch ganz gut, was für ein Liedchen es war, dessen Melodie er trillerte und weshalb der alte Herr sich so erboste. Es lautet etwa so:

Ja! Sie ist artig, jung und schön,
Doch will ich lieber frei mich sehn.
Ich will, ich will sie nicht.
Die Fessel drückt, wenn Gold sie beut;
Zu früh getraut, zu spät bereut;
Ich will, ich will sie nicht. —

Das machte auch, daß der alte Herr bei Tische kein Wort, Abends dagegen ziemlich viel mit ihm sprach. Es war gut, daß sie gestern Morgen beide, ein jeder in eignen Angelegenheiten, in die Stadt gingen, weshalb der Zwist nicht wieder aufgenommen werden konnte. Der alte Herr ist inzwischen auf diese Verbindung so erfessen, daß, wenn Herr Ludwig etwas weiser und ruhiger geworden ist, er seines Vaters Willen doch wohl noch thun wird. Nur ist es nicht erfreulich, daß es so viel Hader giebt; — aber um's Himmels willen! reinen Mund, mein Herr Huyck!"

„Kein Wort soll davon über meine Lippen kommen," sagt' ich; — „aber mich dünkt, dergleichen Auftritte und Aussichten müssen für das Fräulein selbst am betrübendsten sein."

„Das ist wahr," versetzte Helding; „aber sie hat es sonst vortrefflich bei ihrem Oheim. Alle ihre Wünsche werden ihr befriedigt. Der alte Herr hat sie lieb wie seinen Augapfel. Und sie verdient es, denn sie ist ein Engel. Ach! wenn ich sie so ansehe!..." hier hielt er auf einmal inne, schüttelte

den Kopf, sah vor sich, und ein Paar Thränen rollten dem alten Manne über die Wangen.

„Es fehlt Ihnen doch nichts?“ fragt' ich, über des Mannes veränderte Gemüthsstimmung einigermaßen betreten, indem ich die Ursache eines so plötzlichen Trübsinnes mir nicht erklären konnte.

„Ach!“ sprach er mit einem Seufzer; „wenn ich sie ansehe, dann erinnre ich mich immer an mein Klärchen . . . das war auch ein so frommes liebes Kind und hatte auch ein Paar so große freundliche Augen, wie Sie. Denn so lange sie bei mir war, ging es mir noch gut und ich lebte nicht in Elend und Einsamkeit, wie jetzt, und wenn wir auch keinen Ueberfluß hatten, so waren wir doch zufrieden; immer herrschte Nettigkeit und Ordnung um mich her. Klärchen verdiente auch etwas für den Haushalt; und wenn sie dann aus dem Kaufladen nach Hause kam und mir gegenüber saß, um eine Mütze oder einen Hut aufzuputzen und auf meine Verse hörte — sehen Sie! dann war ich so glücklich, daß ich mit keinem Bürgermeister getauscht hätte. Aber jetzt ist das alles vorbei, ich lebe allein und verlassen und Niemand bekümmert sich um den armen Helding. Zwar habe ich den Namen eines lustigen Spaßmachers, und das bin ich auch in Gesellschaft, weil ich von Natur gesellig bin, und mir diese traurigen Gedanken möglichst aus dem Sinne schlage. Aber

in der Einsamkeit habe ich bisweilen bange Augenblicke."

„Sie haben also das Unglück gehabt, Ihre Tochter so jung zu verlieren?" fragt' ich theilnehmend.

„Ja leider, mein Herr!" antwortete er, finster vor sich hinsehend.

„Ein solcher Verlust ist gewiß unersetzlich," sagt' ich; aber die Erinnrung an die guten Eigenschaften der Abgeschiedenen wird bei Ihnen doch nicht lauter schmerzliche, sondern auch wohl sanfte, wohlthuende Gefühle erwecken."

„Der Abgeschiedenen!" wiederholte er; „gäbe der Himmel, daß sie gestorben wäre! . . . obgleich es möglich ist . . . Gott weiß es. Nicht durch den Tod wurde sie mir entrissen, mein Herr. Verlassen hat sie mich, ihren Vater, der sie so lieb hatte. In die weite Welt ist sie gegangen — und was ist die weite Welt für ein Mädchen, wie sie war, anders, als das Verderben? — Aber ich darf darüber nicht sprechen: — es ist vielleicht Alles meine Schuld; ich hätte sie besser beobachten müssen. Vergeben Sie, mein Herr! Es schickt sich nicht, Sie über mein eignes Leid zu unterhalten."

„Warum nicht?" fragt' ich, da ich einiges Mitleiden mit dem Manne fühlte. „Es giebt immer Trost, seine schmerzlichen Gedanken vor Jemanden auszuschütten, der es gut mit uns meint."

„Nein, mein Herr!“ sagte er mit mehr Würde, als ich ihm zugetraut hatte. „Es giebt Unfälle, deren Mittheilung keinen Trost bieten kann. Nur Eins wäre im Stande, mich wieder aufzurichten, nämlich die Nachricht, daß sie von dem schlechten Wege, den sie betreten, zurückgekehrt sei. Ach! wenn doch das verlorne Schaf reuig wieder zu mir käme! Ich würde sie ja wieder an mein Herz drücken, und alles würde vergeben und vergessen sein. Sie würde meine Armuth theilen und vielleicht erlebten wir noch glückliche Tage.“

„Aber haben Sie, wenn ich fragen darf, keinen Versuch gemacht, sie aufzuspüren und vom Irrwege abzubringen?“

„Ach, mein Herr!“ antwortete er mit Achselzucken; „zu solchen Nachspürungen ist Geld nöthig, und das hab' ich nicht. Ich bin in dieser Angelegenheit schon mehr als ein Mal beim Unterrichter gewesen; der will jedoch nichts damit zu thun haben, und sagt, daß, wenn er alle Mädchen aufsuchen wollte, welche über die Vierzehn hinaus sind und vermißt werden, er fast alle Tage belästigt werden würde.“

„Nun,“ sagt' ich, „warum sind Sie denn nicht zu meinem Vater gegangen, wenn der Unterrichter Ihnen nicht helfen will?“

„Zu dem Edeln Gestrengen Herr Oberrichter!

Das durft' ich doch nicht wagen, das wäre zu unbescheiden gewesen."

„Unbescheiden!" wiederholt' ich, „unbescheiden, meinen Vater in seinen Amtsangelegenheiten zu sprechen? Wenn das Ihre Bedenklichkeiten sind, dann will ich Ihre Sache schon besorgen."

„Wenn Ihre Edeln sich dieser Mühe unterziehen wollen, erzeigen Sie mir den größten Dienst von der Welt. Ach ja! thun Sie das, mein Herr Huyck! Ich werde Ihnen Zeitlebens dankbar dafür sein." — Thränen glänzten in des Mannes Augen, während er meine Hände drückte. „Ach!" fuhr er fort, „welch' ein glücklicher Einfall war es, Ew. Edeln das Gedicht zu schicken; sonst hätte ich nie Ew. Edeln Bekanntschaft gemacht. Freilich muß ich fürchten, daß Ew. Edeln es mangelhaft gefunden haben; denn ich konnte es nicht in unserem Dichterverein vorlesen, und es war also auch unpolirt."

„Ist das sonst Ihre Gewohnheit?" fragt' ich mit einiger Verwunderung; denn die Höhe der Cultur, auf welcher unsere sogenannten Dichter standen, kannte ich noch gar nicht.

„Gewiß, mein Herr! — Der Verein, welcher aus den bedeutendsten Dichtergenies der Stadt besteht, hat alle vierzehn Tage eine Zusammenkunft. Da lesen wir unsere Verse vor und jeder macht seine

Anmerkungen; dann werden die schwachen Zeilen, dem Urtheile der Majorität gemäß, verbessert. — O, es ist eine sehr lustige Gesellschaft! Zu meinem großen Leidwesen kann ich aber die Freunde nicht zu mir einladen, weil es meine Umstände nicht gestatten. Wir dürfen auch Gäste einführen und ich würde mir eine Ehre daraus machen, ... doch es wäre zu unbescheiden, so etwas hoffen zu dürfen."

„Nichts weniger?" sagt' ich lachend und in der Voraussetzung, daß es wohl nie dazu kommen würde: „ich wohne diesem Verein sehr gern ein Mal bei. — Doch es wird nun Zeit, daß ich aufbreche, mein Herr Helding! Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich Ihrer Angelegenheit eifrig annehmen werde."

Helding erneuerte seine Betheurungen der Dankbarkeit und Freude über die Ehre meines Besuches. Nachdem ich die zwei Ducaten geschickt in mein Gläschen versenkt hatte, wollte er mich begleiten und auf der Treppe vorausgehen, indem er durch die tägliche Gewohnheit am besten im Stande war, hier den Wegweiser zu machen. Auf halbem Wege kamen wir an einer Seitenthür vorbei, von welcher her ein Geräusch zu uns drang, so daß wir stehen blieben und lauschten.

„Es ist, als ob Jemand da drinnen sei," sagte er, auf die geschlossene Thür zeigend.

„In der That fallen heftige Worte," versetzte ich; denn die Stimmen kamen mir bekannt vor.

„So wahr ich lebe, es ist Herr Ludwig Bläck!" sagte Helding. „Vielleicht sucht er mich und hat sich um ein Stock geirrt."

„Still!" sagt' ich hastig, indem ich aufmerksam lauschte, und eine Frauenstimme, welche ich nicht im Entferntesten hier erwartet hätte, folgende Worte kräftig sprechen hörte:

„Noch ein Mal, mein Herr! ich ersuche Sie, dies Zimmer zu verlassen, oder Sie werden mich zwingen, um Hilfe zu rufen."

„Das ist nicht nöthig!" rief ich, stieß, durch eine unwillkührliche Gemüthsbewegung fortgerissen und ohne über die Folgen nachzudenken, die Thür auf und trat ein. Ich hatte mich nicht betrogen. Mitten im Zimmer stand Amalie mit flammenden Augen, in einer wahrhaft fürstlichen Haltung und zeigte Ludwig Bläck die Thür, der aber durchaus nicht geneigt schien, dem Winke zu folgen.

Mein Eintritt hatte keine geringe Wirkung. Amalie erkannte mich sogleich, erröthete, ließ ihren Arm sinken und kam, als wolle sie sich unter meinen Schutz begeben, einen Schritt auf mich zu.

„Wer ist hier?" fragte Ludwig, der mit dem Rücken nach uns zustand, sich aber plötzlich umkehrte, mich erkannte, blaß wurde, und dann sich sammelnd

bald Amalien, bald mich mit einem frechen Lächeln ansah.

„Aha!“ sagt' er. „Das ist ein angenehmerer Gast! Nun sehe ich in der That ein, daß ich das Feld werde räumen müssen.“

Ich fühlte die Nothwendigkeit, ihm seine böse Vermuthung zu nehmen.

„Mein Herr!“ hob ich an, „Sie irren sich. Ich erkläre Ihnen als Mann von Ehre: Es war mir völlig unbekannt, daß diese Jungfrau hier wohnte; nur weil es mir vorkam, als ob hier Jemand ungebührlich behandelt würde, fand ich mich, von einem Besuche bei Herrn Helding zurückkommend, veranlaßt, einzutreten.

„Mein Herr!“ sagte Ludwig, „wenn ich es bin, dem Sie eine ungebührliche Handelsweise zuschreiben, dann werden Sie mir von diesem Ausdrucke Rechenschaft geben.“

Ich sagte nur, daß es mir so scheine; denn ich hatte keine Lust, mir einen unnützen Zwist zuzuziehen. „Das Fräulein kann hier allein entscheiden, ob meine Vermuthung ungegründet ist.“

„O! Mademoiselle wird Ihnen schon recht geben,“ entgegnete Ludwig mit Bitterkeit: „Denn daß Sie, der Sie mit ihr in die Stadt gekommen sind, nicht wissen sollten, wo sie sich aufhalte, das werden Sie mir doch nicht weiß machen wollen.“

„Herr!“ sagt' ich, da ich fühlte, daß ich warm wurde. „Ich bin nicht gewohnt, daß Jemand meiner Worte bezweifelt.“

„Um's Himmelswillen! mein Herr Ludwig! mein Herr Huyck! Bleiben Sie doch ruhig!“ rief Helding, der ängstlich zwischen uns trat. „Vertragen Sie sich doch:

Und laßt nicht eitlen Zank in Eurer Seele lodern!“

„Sie haben mich gröblich beleidigt!“ sagte Ludwig, indem er mit der Hand an seinen Degen schlug, und Sie werden mir Genugthuung dafür geben.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ entgegnete ich erzürnt; „aber erst nachdem wir beide dies Haus verlassen haben, um Fräulein den Anblick eines so ärgerlichen Auftritts zu ersparen.“

„Zu Diensten,“ sagte Ludwig, drückte sich den Hut in die Augen und schob Helding, der ihn bei der Hand hielt, zur Seite.

„Mein Herr!“ sprach Amalie, die sich schnell vor die Thür gestellt hatte, zu Ludwig, „ich habe Sie so eben ersucht, mich zu verlassen; jetzt verlange ich, daß, wenn Sie auf den Namen eines gebildeten Mannes Werth legen, Sie mich noch einen Augenblick anhören. Dieser Herr hat Wahrheit gesprochen. Er wußte nicht, er konnte nicht wissen, daß ich mich

in diesem Hause befand. Wie Sie mich haben ausforschen können, ist mir ein Räthsel, welches zu lösen ich kein Verlangen trage. Auch ist mir unbekannt, was für eine Meinung Sie von mir haben, und wünsche dieselbe auch gar nicht kennen zu lernen; aber das erkläre ich Ihnen, daß jede beleidigende Auslegung, welche Sie meiner kurzen Bekanntschaft mit Herrn Huyck unterlegen wollen, auf seltsamstem Irrthum beruhet."

„Dacht' ich es doch?" sagte Ludwig; „Mademoiselle ist zu höflich, als daß sie dem Herrn widersprechen sollte."

„Sie sehen nun, Fräulein!" sagt' ich, „dieser Herr will keine Belehrung annehmen und scheint fest entschlossen, aus Allem, was er sieht oder hört, falsche Folgerungen zu ziehen."

„Wahrlich, mein Herr Ludwig!" sagte Helding, „Ihre Edeln sind im Irrthum; zuverlässig galt Herrn Huyck's Besuch nur mir und er würde ruhig vor dieser Thür vorüber gegangen sein, wenn ich Seine Edeln nicht auf das Geräusch erst aufmerksam gemacht hätte."

„Mein Herr!" sagte Amalie zum Dichter gewendet, „Sie sind ein Mann von Jahren; helfen Sie mir diese Herrn bitten, mich zu verlassen und zu vergessen."

„Wohlan, Helding! Sie hören es," sagte Ludwig spöttisch, „so nehmen Sie mich denn am Arme und werfen Sie mich zur Thür hinaus."

„Es ist genug, mein Herr!" sagt' ich. „Sie haben verstanden, daß das Fräulein allein zu sein wünscht und werden so gut wie ich diesem Verlangen nachkommen. Wenn Sie dies jedoch nicht freiwillig thun, so werde ich so frei sein, zu vollziehen, was Sie Monsieur Helding vorschlugen."

Mit diesen Worten nahm ich ihn am Arme, und es wäre ohne Zweifel ein gewaltthätiger Auftritt erfolgt, wenn nicht Heynß, der Hausherr, so eben in eigner Person eingetreten wäre.

„Mich dünkt," sagt' er, „daß man hier nicht einig ist, und daß hier mehr Lärm gemacht wird, als sich in einem anständigen Hause ziemt. Ich wußte nicht, Mademoiselle! daß Sie so viele Besuche empfingen, sonst hätte ich Ihnen dies Zimmer nicht vermiethet; denn ich bin nicht gewohnt . . . aber was sehe ich? Mein Herr Bläck? gehorsamer Diener! Wie befindet sich Ihr Herr Vater? Mein guter Freund Helding auch schon hier? Mein Herr Huyck! willkommen im Vaterlande! Aber darf ich wissen, was dies alles zu bedeuten hat?"

„Ach! gar nichts!" sagte Ludwig. „Ich wollte der Jungfer einen Besuch machen, und mein Herr glaubt dies übel nehmen zu müssen."

„Monsieur Heynß," sagte Amalie mit Würde, „ich habe dies Zimmer von Ihnen gemiethet, und dies giebt mir Recht, zu fordern, daß ich meine Freiheit darauf genießen kann."

„Ihre Freiheit! Zuverlässig!" sagte Heynß, der sie falsch verstand. '„Niemand kann Ihnen wehren, Besuche anzunehmen; aber dies Haus hat stets einen guten Namen getragen und ich logire keine Damen, die . . . die mein' ich. . . Herrn bei sich empfangen. Verstehen mich Ihre Edeln?"

„Nein, mein Herr! Ich verstehe Sie nicht," sagte Amalie, die vor Scham und Unwillen erröthete; „und Sie verstehen mich noch weniger. Ich verlange frei zu sein, um Niemanden zu empfangen, und als Herr dieses Hauses werden Sie sich mir verpflichten, Sorge zu tragen, daß Niemand in mein Zimmer dringt, als ob . . . es eine Wirthsstube wäre. Ich will allein sein, und wenn mir dies nicht vergönnt wird, dann werde ich mich nach einem andern Logis umsehen müssen."

„Mich dünkt," sagt' ich, Heynß ansehend, „daß Fräulein nichts Unbilliges fordert."

„Im Gegentheil!" sagte er; „sie spricht wie ein Buch, ich war im Irrthume. Wohlan! meine Herrn, Sie haben diese Gesinnung des Fräuleins gehört. Allons, Freund Helding! aufmarschirt."

„Ich habe die Ehre, der verehrlichen Gesellschaft mein gehorsamstes Compliment zu machen," sagte

Helding, indem er sich mit seiner blauen Mütze in der Hand verneigte und wegging.

Beruhigt durch Heynßen's Gegenwart, in dessen Beisein ich für Amalien keine Beleidigungen mehr befürchtete, verbeugt' ich mich gleichfalls und verließ das Zimmer, blieb aber, da ich Bläck nicht ausweichen wollte, vor der Thür stehen.

„Leben Sie wohl! Stolze Schöne!“ sagte dieser, der jetzt wohl einsah, daß er für den Augenblick alle Hoffnung aufgeben mußte.

„Es thut mir recht leid, Sie vielleicht zu der Verstellung, daß Sie mit jenem Herrn nichts vorhätten, gezwungen zu haben. Nun! ich begreife, daß er die ältesten Briefe hat und werde Ihnen nicht mehr lästig fallen. — Mein Herr Huyck! Sie gehen noch nicht weg! Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen.“

„Ich erwarte Sie,“ sagt' ich, und ging langsam vor ihm die Treppe hinunter.

„Ei! Was soll das sein?“ rief Heynß, der hinter uns drein folgte. „Die Herrn werden doch nicht so thöricht sein, Lärm auf der Straße zu machen! Wenn sie noch Händel zusammen haben, so darf ich wohl bitten, daß sie in mein Nebenzimmer eintreten, und daselbst ruhig mit einander über diese Sache sprechen.“

Mit diesen Worten war er vor uns vorbeigegangen, und öffnete, nachdem er die Hausthür zu-

geschlossen hatte, jenes Nebenzimmer. Es blieb also nichts anders übrig, als seiner Einladung zu willfahren. Ich ging sogleich hinein und lehnte mich, in der Erwartung dessen, was da kommen würde, gegen den Rücken eines Stuhles. Ludwig kam mir langsam und murrend nach, und stellte sich, als sei er in der Betrachtung einiger Portraits vertieft, die an der Wand hingen. Da trat Heynß ein, schloß die Thür vorsichtig hinter sich zu, rückte Stühle herbei und setzte sich selbst mit aller Würde eines Türkischen Bassa in einen Armstuhl. Ich konnte nicht umhin, bei der Vergleichung, welche ich zwischen dem gehorsamen Beamteten, der die Befehle des Oberrichters stehend und ohne Widerspruch anhörte, und dem ehrwürdigen Hausherrn, welcher des Oberrichters Sohn ins Verhör nahm, bei mir selbst zu lachen.

„Meine Herrn!“ sagte er, sobald wir alle drei saßen, „ich weiß aus eigner Erfahrung, wozu jugendliche Leidenschaft uns Alle fortreißen kann. Es schwebt mir so manches Beispiel vor der Seele. Die Herrn wissen, daß ich ziemlich viel Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten gehabt habe.“

„Mit Erlaubniß,“ sagte Ludwig, indem er die Beine über einander schlug und an seine Uhr sah; „können Sie es nicht etwas kurz machen? Denn ich muß um sechs Uhr bei La Place sein, um ein Paar Harttraber zu probiren und es ist schon ein Viertel.“

„Ich bin weit entfernt, Ihre Edeln aufzuhalten," antwortete Heynß; „allein ich möchte wohl wissen, was der Beweggrund der fraglichen Spannung ist?"

„Ich bin nicht gewohnt," sagte Ludwig, „bei einer Ehrensache andere Leute, als Cavaliere meines Standes, zuzuziehen.

„Ich für meine Person," sagt' ich, „will Singnur Heynß gern zum Schiedsmann annehmen; sein Stand, oder der unserige thut hier nichts zur Sache. Er hat Recht zu untersuchen, was in seinem Hause vorgefallen ist, und aufrichtig gesprochen, ich achte es für alle Parteien ersprießlicher, daß außerhalb desselben über diese Sache nichts ruchtbar wird. Ich bin also bereit, Alles zu erzählen, wie es sich zugetragen hat, und dann wird Herr Bläck selbst einsehen, daß eigentlich kein Grund zum Hader vorliegt."

„Wenn Sie lieber einen Spatziergang vor das Thor mit mir machen wollen, dann wird sich gewiß Alles bald finden," sagte Ludwig, mich spöttisch ansehend.

„Nun, wir wollen hernach sehen," sagt' ich; „lassen Sie mich nur gefälligst erst aussprechen. Ich gestehe zu, daß Ihre Edeln vielleicht durch einige zufällige Umstände zu der Vermuthung, die Jungfrau werde Ihren Anträgen keinen Widerstand bieten, veranlaßt wurden; dagegen ist eben so wenig

zu leugnen, daß, da Sie nachdrücklich ersucht wurden, sie zu verlassen, und dennoch durch Ihre weitere Gegenwart lästig fielen, Ihr Betragen nicht länger zu rechtfertigen war."

„Zum Teufel!" rief Ludwig zornig, „nehmen Sie es so? — Bah!" fuhr er lachend fort, „ich habe deren wohl hundert gekannt, die erst höchst starrköpfig, sobald aber die Füchschen klangen, so zahm wie die Lämmchen waren."

„Leicht möglich!" entgegnete ich in einem kalten Tone, „aber das berechtigt nicht zu dem geringsten Schlusse auf die Jungfrau da oben. Ihre Edeln haben sie durch Ihr Betragen beleidigt und ich, der ich auf das Lärmen hinzueilte und ihre Partei nahm, habe weiter nichts gethan, als was an meiner Stelle jeder Andere und Sie selbst gethan haben würden."

„Nichts war natürlicher," sagte Ludwig; „Sie wollten ihr Liebchen gern für Sich allein haben."

„Ich versichere nochmals aufs feierlichste," sprach ich weiter, „daß meine Bekanntschaft mit ihr nur zufällig und sehr kurz ist und daß ich durchaus in keiner nähern Beziehung zu ihr stehe. Was uns betrifft, mein Herr! wir haben einander in der Wärme des Gespräches ein Paar unangenehme Worte gesagt. Gälte es uns allein, ich würde kein Bedenken tragen, Ihnen Genugthuung zu geben; aber bedenken Sie, daß wir in diesem Falle, um eines arm-

seligen Ehrenpunktes willen den guten Ruf eines gebildeten Mädchens aufs Spiel setzen, und das ziemt weder Ihnen, noch mir."

„Brav gesprochen!" sagte Heynß; „ein gebildetes Mädchen ist es, ihr Vater, Namens van Bavern, wohnt zu Deventer. Es ist eine Nichte des Notars Bouveld und hätte bei ihm logiren sollen; aber der Mann ist ganz krank und hat deshalb bei mir ein Zimmer für sie gemiethet."

„Gewiß, das ist etwas sehr Vornehmes! die Nichte eines Notars!" sagte Ludwig, der sein Halstuch aufzog und ein Gesicht machte, als ob er selbst der Neffe des Groß-Mogul wäre.

„Die Sache bleibt immer dieselbe, mein Herr!" sagte Heynß; „ich bin nur Portraitmaler; aber ehe Jemand diese Jungfrau beleidigen soll, würde ich selbst ihre Vertheidigung übernehmen. Auch ich habe in Frankreich die Klinge führen gelernt und mit Leuten von gutem Adel Kugeln gewechselt. Meine Herren! ich lasse Sie nicht von dannen, sondern werde Ihren Aeltern Nachricht geben, wenn Sie mir nicht versprechen, die Sache in Ruhe und Frieden beizulegen."

„Sie sind ein unverschämter Flegel," sagte Ludwig zornig aufstehend.

„Nein, mein Herr! ich bin ein Portraitmaler," sagte Heynß; „aber ich habe genug Erfahrung, um

zu wissen, wie Leute Ihres Schlags behandelt werden müssen.“

„Ich möchte wohl sehen, wer mich hier halten will,“ sagte Ludwig und schlug die Hand an seinen Degen. „Bei Ihnen, mein Herr Huyck! hilft, wie ich merke, kein Schwatzen. Ich werde Ihnen noch heute Abend ein Briefchen schreiben und den Ort bestimmen, wo wir die Sache ungestört ausmachen können. Und nun, Herr Portraitschmierer! Platz gemacht! Die Thür geöffnet, oder ich spieße Sie an meinen Degen.“

„Bah!“ sagte Heynß ruhig aufstehend; „ich bin nicht der Wirth aus dem Hagedorn'schen Bosch.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Ludwig zurückziehend, während sein Gesicht kreideweiß wurde.

„Ich will damit sagen, daß Dinge geschehen, die man unbekannt wähnt und die zum Resultate haben würden, daß gewisse Leute nolens volens sehr angenehme Dinge auf dem Hofraume des Stadthauses können vorlesen hören.“ *)

„Sie werden mir das näher erklären,“ sagte Ludwig, der Heynß beim Arme nahm und auf die Seite zog, als fürchte er, ich möchte etwas von der Antwort verstehen.

---

*) Dort wurden ehedem die Todesurtheile der Delinquenten vorgelesen.

„Warum nicht?" sagte Heynß, öffnete sogleich die Thür und ging auf den Vorsaal, wohin ihm Ludwig folgte, wie ein Hund, der Schläge bekommen hat. Heynß raunte ihm etwas ins Ohr, und nach einem kurzen und leidenschaftlichen Gespräche kehrte der ungestüme Jüngling zurück und sagte mit heiserer Stimme und ohne mich anzusehen:

„Wir werden die Sache nun auf sich beruhen lassen, mein Herr Huyck! Ich bin etwas heftig gewesen und Singnur Heynß hat mir Alles aufgeklärt."

„Nichts ist mir willkommner," antwortete ich mit einer steifen Verbeugung. Ludwig dagegen murmelte etwas in den Bart, was für einen Gruß gelten sollte, und entfernte sich.

„Durch welchen Zauberspruch haben Sie ihn so geschmeidig gemacht?" fragte ich Heynß, sobald er zurückkehrte.

„Hören Sie, was ich Ihren Edeln, aber keinem Andern, erzählen will," sagte dieser: „Dieser Singnur Bläck hatte letzthin mit einigen Kameraden, schlechten Galgenstricken wie er, in einer Herberge die ganze Gesellschaft ausgetrieben und dem Wirthe einen Säbelhieb versetzt, in Folge dessen der Mann einen Monat lang das Bette hüten mußte. Diese Sache ist beigelegt, weil es junge Leute von dem vornehmsten Stande waren und weil einer von

ihnen großmüthig genug gewesen ist, dem Verwundeten eine große Summe Geldes zu geben. Aber dieser Singnur Bläck, der eigentlich der strafbarste von Allen war, hat nichts von sich hören lassen und dachte, daß ihn Niemand verrathen würde. Nun habe ich ihm zu erkennen gegeben, daß ich diese Affaire haarklein kenne."

„Und fürchten Sie nicht," fragt' ich, „daß er dadurch Ihre Stellung zur Justiz wird kennen lernen?"

„Keine Noth; er wird nicht davon sprechen dürfen, wenn er auch etwas vermuthen sollte. Ich habe ihm gesagt, daß, wenn er Sie nicht in Ruhe ließe, die Sache wichtige Folgen haben würde."

„Ich bin Ihnen dankbar für die gehabte Mühe; aber es wäre mir doch unerträglich, wenn er mich für einen Feigling hielte."

„Mein Herr Huyck! An einem andern Orte thuen Sie, was Sie wollen, das kann ich nicht hindern; aber in meinem Hause wird, wenn ich's hindern kann, Ihres Vaters Sohn in keine Händel verwickelt werden. Wozu auch ein Tumult?"

„Nicht aus Furcht vor diesem Herrn Bläck, sondern um der Jungfrau willen, wollte ich die Geschichte nicht ruchtbar werden lassen."

„Bah!" sagte Heynß, indem er lachend den Finger aufhob. „Ich habe zu viel Erfahrung, um

mich foppen zu lassen. Ihre Edeln werden mir nicht wie Herrn Bläck eine Nase drehen. Denn ich weiß recht gut, daß Ihre Edeln mit dieser Mamsell auf einem bessern Fuße stehen, als Dieselben zugeben wollen."

„Was!" sagt' ich entrüstet, „Sie wissen ..."

„Daß Ihre Edeln mit ihr von Naarden angekommen sind! wie sollte ich denn nicht wissen, ... aber deshalb nicht bange; Heynß weiß, was er sagen und verschweigen muß. Ich werde es Ihrem Herrn Vater nicht erzählen."

Man kann sich leicht vorstellen, welches unangenehme Gefühl mich bei dem Gedanken, daß ich von der Verschwiegenheit dieses Mannes abhinge, beschlich. Zugleich befürchtete ich, daß Heynß auch um meine Bekanntschaft mit Amaliens Vater wisse.

„Nun ja!" sagt' ich in einem gleichgiltigen Tone, „ich habe mit ihr in der Naardner Schuit gesessen. Was thut das?"

„Eben! Aber Ihre Edeln haben nicht in Naarden übernachtet, eben so wenig als sie."

Ich starrte ihn scharf an, konnte aber nicht ergründen, ob er mein Geheimniß wisse, oder ob er im Gegentheil dasselbe zu erforschen suche. Ich hielt für gut, auf jeden Fall sehr vorsichtig und auf meiner Hut zu sein, und sagte, so ruhig als mir immer möglich war:

„Sie, der Alles Wissende, Sie wissen doch nichts, was dieser Jungfrau zum Nachtheile gereichen könnte?“

„Im Geringsten nicht,“ antwortete er, außerdem würde ich sie nicht in meinem Hause logiren. Ha! Ha! man betrügt Heynß nicht, ich scherzte nur; aber frei heraus, wenn es ein Anderer gewesen wäre, als Ihre Edeln, der die Reise mit ihr gemacht hätte: so würde ich mir doch Mühe gegeben haben, Nachrichten einzuziehen, wie Sie sich beide so unversehens zu Naarden gefunden, ohne daß Jemand weiß, wie und wann Sie da angekommen sind.“

Ich lebte wieder auf, denn jetzt ergab sich, daß er nichts Bestimmtes wußte. „Wohlan!“ sagt' ich, „da wir keins von beiden verdächtige Personen sind, weder Fräulein von Bavern, noch ich, so rathe ich Ihnen nur, sich nicht weiter darum zu bekümmern. Es giebt wichtigre Sachen, die Ihrer Untersuchung bedürfen.“

Mit diesen Worten stand ich auf, verabschiedete mich und verließ das Haus nicht wenig unzufrieden über das Geschick, das mich zu verfolgen, mich unwillkührlich aus einem Abenteuer in das andere zu ziehen und in allerlei Sachen eine Rolle spielen zu lassen schien, nach welcher ich nicht das geringste Verlangen trug.

Drittes Kapitel.

Ferdinand und Susanne verändern die Wohnung. Ereignisse auf Heisicht.

Wenn meine geehrten Leser das Vorige genau gelesen und behalten haben, so werden sie ohne viel Mühe berechnen können, daß der Tag nach meinem Abenteuer in Heynßens Hause ein Sonnabend, und zwar derjenige war, an welchem Tante von Bempden meine Schwester und mich auf ihr Landgut abholen wollte. Nicht viel später als neun Uhr, nachdem Susanne und ich uns schon eine geraume Zeit in dem Nebenzimmer umhergetrieben, unsere Taschenuhren mit der Wanduhr verglichen, über die rechte Zeit und darüber, ob die Rathhausuhr vor- oder zurückgestellt worden sei, gestritten, unserer Mutter auf ihre zehnmal geäußerte Besorgniß, daß wir etwas Nöthiges vergessen möchten, zehnmal geantwortet, uns bald gähnend gesetzt, bald erwartungsvoll wieder erhoben, kurz alle jene wichtigen Manöver, welche mit Warten und Sichlangweilen verbunden zu sein pflegen, durchgemacht hatten, hielt endlich ihre Kutsche vor unserer Thür an. Meine Mutter begleitete uns bis an den Schlag, und nahm, während ich Susannen in den Wagen half, aus dem ihr meine Tante schon entgegengrüßte, ein Dutzendmal Abschied von

uns. Ich hörte meine Schwester einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen und fand mich, als ich nach ihr eingestiegen war, in Gesellschaft von.... Fräulein Henriette Bläck.

Inzwischen langten uns Govert und Aagt mit großer Geschäftigkeit die kleinen Packete zu, die wir mitnehmen mußten; Jedes sprach zugleich:

„Ei, liebes Jettchen! Wie geht's Ihnen? Tante! das ist eine angenehme Ueberraschung,“ sagte Susanne.

„Wie! Fräulein Bläck geht auch mit?“ rief meine Mutter von der Stufe herab, indem sie liebevoll guten Tag nickte. „Ei, Schwägerin! Welch eine angenehme Gesellschafterin haben Sie Santchen besorgt.“

„Nicht wahr, Schwägerin!“ rief Tante wiederum. „Ja! ich wußte wohl, daß Santchen ohne eine Busenfreundin nicht athmen kann, und ich denke immer: Je mehr Seelen, desto mehr Freude.“

„Guten Tag, Mefrau Huyck!“ rief Henriette. „Ist es nicht eine sehr zarte Aufmerksamkeit von Mefrau von Bempden, daß sie mich gern mit haben will?“

„Nun kann es fortgehen!“ sagte der Diener, indem er den Kutschschlag zuschlug.

„Lebet wohl! Adieu!“ klang es hin und her und das langsame Fortrollen des Wagens machte den Abschiedsgrüßen ein Ende.

Anfangs herrschte eine gewisse Stille unter uns und die verschiedene Haltung, die wir beobachteten, würde in den Augen eines mit unsern innern Gefühlen vertrauten Dritten gewiß nicht uninteressant gewesen sein. Wir sahen einander gegenseitig an: Tante von Bempden mit einem triumphirenden Blicke über das Gelingen ihres Ueberraschungsplanes; Susanne mit ein Paar Augen, worin ich neben der Freude über das Zusammentreffen mit ihrer Freundin zugleich eine schalkhafte Neugier las, um zu sehen, wie wir uns benehmen würden; Henriette, die mich erst ziemlich steif gegrüßt hatte, mit einem etwas verlegnen Blicke. Ich für meine Person war so außer Fassung gebracht, daß ich nicht wußte, wohin sehen, und die albernste Figur von der Welt spielte.

„Nun, liebes Jettchen!" sagte Tante, „muß ich Ihnen meinen Neffen Ferdinand vorstellen. Ferdinand! Fräulein Bläck."

„Ich habe die Ehre, den Herrn schon zu kennen," sagte Henriette mit einer so kurzen Kopfbeugung und in einem so trocknen Tone, daß ich noch verlegener und bis hinter die Ohren roth wurde.

„Wie! Sie kennen meinen Neffen schon?" fragte Tante erstaunt, „wie wäre dies möglich? Er kömmt ja eben aus fernen Landen zurück."

Da sie sah, daß Henriette ihrer Seits erröthete und Susanne mittelst ihres Taschentuches ihr Lachen

verbarg, faßte ich wieder einigen Muth. „Fräulein," sagt' ich, „ist die erste Landsmännin gewesen, der ich auf vaterländischem Boden begegnete, und Ihre Edeln werden bekennen, daß ich es nicht glücklicher treffen konnte."

„Wie befinden sich Lenchen und Käthchen?" fragte Henriette, zu Susannen gewendet, gleichsam als wolle sie mir die Gelegenheit benehmen, mich weiter über unsere Begegnung auf Güldenhof auszulassen.

„Wohl! Sehr wohl!" sagte Susanne und sah uns abwechselnd mit einem verwunderten Blicke an. „Sie sind sehr erfreut über die schönen Sächelchen, die ihnen Ferdinand mitgebracht hat." (Man sieht, daß sie mich mit Gewalt in das Gespräch ziehen wollte). „Was mich betrifft, ich bin nur halb zufrieden mit ihm. Ich hoffte, seine Wanderschaft würde ihn etwas gebessert haben; aber ach! er ist gerade so heimgekommen, wie er einst auszog, nur mit dem Unterschiede, daß er dies Mal keine Perücque aufhatte."

„Ei nun! was meinst Du denn eigentlich?" fragte Tante mit ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit, weil sie Susannens Rede für baare Münze nahm. „Hättest Du ihn lieber als einen verwöhnten Gecken, der seine eigene Sprache verlernt hat, und auf seine Landsleute und seine Familie nur voll Mitleid und Verachtung herabblickt, zurückkehren sehen? Wir

haben seit der Widerrufung des Edicts schon genug Französische Windbeutel ins Land bekommen und es ziemt wohl, daß wir wenigstens die vaterländischen Gewohnheiten fest halten."

„Recht so, Tante!" sagte Susanne. „Wie hat Ihnen die letzte Predigt Tolard's gefallen?"

„Santchen! Santchen!" antwortete Tante mit drohend aufgehobenem Finger. „Ist das erlaubt, so mit Deiner Tante zu scherzen. Wenn ich auch die Predigten Tolard's, welcher unseren sämmtlichen Predigern als Vorbild dienen könnte, schätze, und bisweilen ein Mal in die Wale-Kirche gehe, wo nicht ein so unerbauliches Gedränge ist, als in unsern Kirchen, so glaube ich darum mein Vaterland doch aufrichtig zu lieben."

„Dagegen pflegt dort ein sehr erbauliches Gespräch beim Weggange, über alles, nur über die Predigt nicht, stattzufinden. Letzthin fragt' mich ein Diakonus, den ich nicht nennen will, in dem Augenblicke, als ich beim Weggange meine Gabe in das Becken legte, ob ich für den Ball der Mefrau Stoppelar viele Einladungen erhalten hätte."

„So?" versetzte die Tante; „aber da mir solche Fragen nicht gethan werden, so habe ich keinen Stoff zu Aergerniß und bleibe bei alle dem, daß ich auch bisweilen eine französische Predigt höre, gut Holländisch gesinnt."

„Sind das die Bandschleifen, liebe Tante, die Ihre Edeln aus Paris haben kommen lassen?“ fragte meine unverbesserliche Schwester, welche, wie ein ächter Fischer, nie unterlassen konnte, die Angelruthe auszuwerfen, wo sie nur Gelegenheit dazu sah.

„Das ist doch ein unverschämtes Mädchen!“ sagte Tante lächelnd; „ich lasse meine Bandschleifen aus Paris kommen, weil sie hier nicht so gut gemacht werden, und ich möchte fast auch Dich dahin in die Schule schicken, damit Du gegen Menschen von gesetzteren Jahren etwas mehr Ehrerbietung lernen möchtest.“

„Es ist vergebliche Mühe,“ sagt' ich, „einem solchen Subjecte die Moral zu lesen.“

„So! auch Du willst aus Deinem Eckchen gegen mich operiren?“ sagte Susanne. „Dann sind die streitenden Parteien freilich sehr ungleich, denn von Jettchen weiß ich im Voraus, daß sie von mir immer abfällt, wenn ich sie auch zu Hilfe rufen wollte.“

„Diese Ueberzeugung spricht eben nicht zu Gunsten Ihrer Sache,“ entgegnete Henriette.

„Sehr scharfsinnig bemerkt,“ sagte Susanne.

„Und unwidersprechlich wahr,“ fügte ich hinzu; „denn Fräulein Bläck kann gewiß nie eine Sache vertheidigen, sie sei denn gut und gerecht.“

„Es ist ewig schade, daß wir in einem Wagen sitzen,“ sagte Susanne, „sonst würden Sie gewiß

aufstehen, um Sich für ein so schönes Compliment dankbar zu verneigen."

„Daß der Herr sehr schöne Complimente machen kann, weiß ich aus Erfahrung," antwortete Henriette, indem sie den zurückhaltenden Ton wieder annahm, der mich so sehr schmerzte.

„Wahrlich!" sagte Susanne, dann haben Sie, ungeachtet Ihrer kurzen Bekanntschaft, an meinem Bruder schon mehr gute Eigenschaften entdeckt, als ich; denn mich hat er diese Erfahrung noch nicht machen lassen; nun habe ich doch für die Zukunft Hoffnung."

„Aber erzähl' mir doch," sagte endlich die Tante, welche soeben in einigen neuen Englischen Büchern, die sie mit aufs Landgut nahm, geblättert, aber den letzten Theil der Unterhaltung gehört hatte, „wo und wie Ihr Euch einander gesehen? Lassen wir doch einmal das Zanken bei Seite."

Ich erfüllte mit wenig Worten ihre Bitte; aber ungeachtet der Ermahnung von Seiten meiner Tante und der Kürze meiner Erzählung, konnte Susanne das Sticheln und Spötteln nicht lassen. Bald behauptete sie, ich sei ein Salzmännchen, und fürchtete mich vor jedem Regentropfen, bald, ich hätte den Regen nur zum Vorwande genommen, um zu sehen, welche Jungfrau in der Kuppel sitze; zuletzt, ich hätte durch das Eindringen in ein mir völlig fremdes Gebäude sehr liberale Manieren an den Tag ge-

legt. Henriette schien unter diesem Gespräche zu leiden und antwortete auf die Fragen, welche gelegentlich an sie gerichtet wurden, nur mit Ja und Nein, so daß Tante sich erkundigte, ob ihr etwas fehle, ob sie Zug empfinde, ob es ihr zu warm sei, ob sie die Plätze wechseln wollten u. s. w. Selbst Susanne, die zwar merkte, daß hierin der Grund ihres auffallenden Benehmens nicht liege, gleichwohl aber denselben sich durchaus nicht erklären konnte, wurde nun still und sah mich von der Seite mit einiger Unruhe an. Auch ich befand mich nichts weniger als wohl, nahm mich aber nach Kräften zusammen und suchte durch einige auf meinen Reisen gesammelte Anekdoten der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Susanne, meine Absicht errathend, stand mir diesmal treulich bei. Tante interessirte sich für meine Mittheilungen so, daß ihre Einbildung und ihre Zunge sich einander den Rang ablaufen wollten. Henriette mischte sich, obgleich stets mehr oder wenig bedächtig, ebenfalls bisweilen in das Gespräch, lächelte von Zeit zu Zeit, und fiel nur dann, wenn ich sie allein anredete, wieder in ihre abgemessene, kalt höfliche Haltung zurück. Endlich in Graveland ankommend, hatten wir das Gehege von Heisicht vor uns.

„Kommt, Kinder!" sagte Tante, sobald der Wagen vor der prächtigen Villa anhielt, an deren Eingange die seltensten Blumengewächsen prangten.

„Nun müßt Ihr Euch bis zur Tischzeit bestmöglichst ohne mich zu unterhalten suchen; denn ich sehe hier mancherlei Leute, mit denen ich noch zu verhandeln habe.“

In der That war die Hausflur mit Menschen angefüllt, welche, den Hut in der Hand und unter höflichen Bücklingen die Eigenthümerin von Heisicht erwarteten. Hier der Zimmermann des Dorfes, mit dem sie über den Anbau einiger neuen Schläge für Pfauen und Fasanen in Unterhandlung treten mußte; dort der Maurer, der den neuen achteckigen Fischteich mit einem Steindamme versehen, dort der Tüncher, der das Sommerhäuschen neu anstreichen sollte; verschiedener Lieferanten aus Utrecht und Weesp, die sie bestellt hatte und anhören mußte, gar nicht zu gedenken. Sie trat denn auch, ohne sich die Zeit zu nehmen, Hut und Mantel abzulegen, sogleich in das Nebenzimmer, und winkte einem der Anwesenden, ihr zu folgen. Wir, die jungen Damen und ich, begaben uns auf die Zimmer, welche wir beziehen sollten, und wohin die Dienstboten unser Gepäck brachten, um in gehöriger Ordnung unsere Toilette zu machen. Ich wenigstens verwendete mehr Zeit und Sorgfalt darauf, als je zuvor. Entweder der Wunsch, vor Fräulein Bläck etwas schmucker zu erscheinen und eine beßre Figur zu spielen, als damals in meinen nassen, abgetragenem Gewande, oder das unangenehme Gefühl, welches ihre Kälte bei

mir hervorgebracht hatte, ließ mich mit solcher Bedächtigkeit zu Werke gehen, daß, als ich endlich zum Vorscheine kam und vor das Haus ging, um die balsamische freie Luft zu genießen, ich meine Schwester schon fertig und in voller Beschäftigung fand, einen Blumenstrauß zu binden.

„Der Tausend!“ sagte Susanne, „diese Toilette hat lange gedauert. Siehst aber auch, wie aus einem Eie geschält. Und dies alles zu Ehren Jettchen Bläck's? — Dann fürcht' ich, daß Du Dir vergebliche Mühe giebst; denn . . . Ferdinand! sag' mir einmal ohne Scherz, ist etwas zwischen Euch beiden vorgefallen? Sie wollte Dir ja kaum Rede stehen und sah bisweilen so finster, wie ich noch nie an ihr bemerkte.“ Bei diesen Worten hatten die sonst so spöttischen und fröhlichen Augen meiner Schwester einen Ausdruck von Theilnahme angenommen, der mir bewies, wie lieb sie mich innerlich hatte und wie schmerzlich es ihr sei, wenn ich von ihrer Freundin nicht nach Verdienst behandelt würde.

„Hör', Santchen!“ versetzte ich; „jetzt kann ich Dir nicht Rede stehen; aber wenn Du mich dankbar verpflichten willst, dann suche es dahin zu bringen, daß ich sie, wären es auch nur einige Minuten, allein spreche; ich zweifle nicht, daß sich dann Alles schnell ausgleichen wird. Ich' fühle ein gleiches Bedürfniß, mit ihr auf einem guten Fuße zu bleiben.“

„Aber Ferdinand!“ sagte sie, und machte große Augen. „Nun! — Du wirst mir das wohl näher erklären . . . Mich dünkt, als sei daß auf Güldenhof zugebrachte Stündchen keine Zeitverschwendung gewesen.“ Hierbei hatte sie ihre gewöhnliche schalkhafte Miene wieder angenommen.

In demselben Augenblicke wurde unser Gespräch durch das Erscheinen Henriettens abgebrochen; sie blieb vor der Hausthür stehen als berathschlage sie, ob sie sich nähern, oder zurückkehren solle; aber meine Schwester rief ihr zu, ob sie nicht einen kleinen Spatziergang mitmachen wollen, worauf sie langsamen Schritts die Stufe herabkam.

„Wohlan!“ sagte Susanne und nahm sie an den Arm, „wir haben, bevor Tante ihre Angelegenheiten beseitigt, Zeit genug, uns ein wenig umzusehen. Schlagen wir diese Allee ein; ich habe Ihnen sehr viel zu erzählen und Ferdinand kann mitgehen, vorausgesetzt, daß er uns nicht belauscht.“

Wir bogen in eine Nebenallee und die zwei jungen Damen flüsterten mit einander, während ich, in Selbstbetrachtungen vertieft, nebenher schlenderte und überlegte, wann sich wohl die erwünschte Gelegenheit darbieten würde. Auf ein Mal stand Susanne still: „Was bin ich doch für ein leichtsinniges Mädchen,“ sagte sie, „da habe ich mein Taschentuch auf der Toilette liegen lassen. Warten Sie, ich bin sogleich wieder zurück.“ Ohne weiters kehrte

sie sich um und lief, schnell wie ein Reh, wieder nach dem Hause hin, indem sie uns zurief, daß wir nur langsam fortgehen möchten, indem sie uns bald wieder einzuholen gedenke.

„Aber Santchen! . . . Soll ich nicht mit Ihnen gehen?“ rief ihr Henriette nach, und war schon im Begriff, ihr zu folgen.

„Bleiben Sie nur! Ferdinand wird Sie nicht aufessen,“ antwortete Susanne aus der Ferne. Henriette, da sie sah, daß weiter nichts zu machen sei, blieb nun stehen und zog mit ihrem Sonnenschirme Figuren in den Sand.

Ich stand eine Weile wie versteinert. Jetzt, als die List meiner guten Schwester mir die Gelegenheit, nach welcher ich einen Augenblick zuvor sehnlich verlangt hatte, verschafft, war es mir, als ob ich nie im Stande sein würde, einen guten Gebrauch davon zu machen. Stumm, wie mit Dummheit geschlagen, fühlte ich, daß ich bebte. Endlich sammelte ich all' meinen Muth und stammelte mit schwacher Stimme:

„Fräulein! ich weiß nicht, ob ich mich täusche; aber es scheint mir, als hätte ich ohne Wissen und Willen Ihre Unzufriedenheit erweckt.“

Nachdem sie mich einen Augenblick verlegen angesehen, nahm sie ihre vorige Haltung wieder an und antwortete in einem gleichgiltigen Tone:

„Ich wüßte nicht, mein Herr! wie ich ein Recht haben könnte, über Sie unzufrieden zu sein.“

Das Eis war gebrochen und ich mußte nun, wollte ich nicht als ein einfältiger Tropf erscheinen, weiter gehen. „Fräulein! Ich glaube," sagt' ich, „daß Stimmungen, welche man Grillen nennt, Ihnen gänzlich fremd sind. Und doch fühle ich nur zu gut, daß Ihre Edeln mich heute, da ich Ihnen kein Fremdling mehr bin, überdies in der Gesellschaft der Meinigen, weniger freundlich behandelt, als auf Güldenhof!"

„Ihre Edeln haben doch nicht die Absicht, mich zu beleidigen?" sagte sie, mich ernst ansehend.

„Gott weiß, daß dies der letzte meiner Gedanken sein würde, und ich muß mich gegen solche Auslegungen meiner Worte feierlich verwahren. Aber ich irre mich nicht, es ist etwas vorgefallen, . . . man hat mich bei Ihnen in ein böses Licht gestellt."

„Mein Herr! . . . ich weiß nicht, . . . es scheint mir, als ob ich mich einem Verhör unterwerfen sollte," sagte sie sichtbar unzufrieden.

Nun sah ich ein, daß sie mit den Ursachen ihres veränderten Betragens gegen mich doch nicht hervortreten würde und beschloß also, selbst darauf anzuspielen. Da ich einmal im Gange war und meine Ehre auf dem Spiele sah, fuhr ich mit mehr Muth und Wärme fort:

„Wie können Sie mich doch quälen, und jedem meiner Worte eine ungünstige Deutung geben! Kaum habe ich vergangenen Mittwoch auf Gülden-

hof auf eine so angenehme Weise Ihre werthe Bekanntschaft gemacht und mich auf eine so herzliche, fröhliche, Vertrauen erweckende Weise von Ihnen behandelt gesehen, daß ich mir schon für die Zukunft viel Liebliches und Angenehmes davon versprach, wollen Sie mich jetzt beinahe keiner Antwort würdigen! ... War doch schon vorgestern Morgen, als Sie zu Muiden an mir vorüberfuhren, Ihr Gruß so kurz."

„Mein Herr!" rief sie überrascht aus, während ich in ihren Augen ihre Verachtung und ihr Erstaunen darüber las, daß ich jener Begegnung erwähnen konnte.

„Oder ist es vielleicht jene Begegnung selbst," fuhr ich fort, welche Ihnen vielleicht eine üble Meinung von mir beigebracht hat? Ihre Edeln schweigen!"

„In der That, ich weiß nicht, was ich antworten soll," sagte sie nach einigem Zaudern." Da ich Ihre Sittenrichterin nicht bin, ist es mir natürlich gleichgiltig, mit wem Ihre Edeln umgehen..."

Das verhängnißvolle Wort war heraus und ich segnete meinen Stern, welcher eine so günstige Wendung genommen hatte.

„Erlauben Sie mir, die Ueberzeugung zu äußern," sagt' ich, „daß nicht jene Begegnung allein Sie gegen mich gestimmt hat, sondern daß überdies Ihr Herr Cousin, welchem ich zu Naarden begegnete und der vielleicht selbst in Bezug auf mich durch

den Schein irre geführt wurde, Ihren Edeln Gedanken eingeflößt haben mag, welche Ihnen zu benehmen meine Pflicht ist.“

Henriette wurde blaß und in ihrem Auge glänzte eine Thräne, was mir andeutete, daß ich richtig gerathen hatte.

„Ich bin erst wenige Tage zu den Meinen zurück,“ sprach ich weiter, „und es liegt mir viel daran, daß mein guter Name ungekränkt bleibe. Vor allen Dingen liegt mir unendlich viel daran, daß Ihre Edeln mich nicht falsch beurtheilen. Sollten Ihre Edeln mir wohl nicht glauben, wenn ich Ihnen als Mann von Ehre versichere, daß ich die Jungfrau, deren Begleiter ich damals war, ganz zufällig getroffen, daß sie mir vollkommen gleichgiltig ist, und daß zwischen mir und ihr kein anderes Verhältniß bestanden hat, als das der strengsten Sittlichkeit? Würde ich denn sonst wohl schamlos genug gewesen sein, dies Gespräch anzuknüpfen? Würde ich nicht vielmehr erröthend geschwiegen haben.“

„Mein Herr!“ versetzte sie nach einigen Augenblicken Schweigens. „Sie sind auf keine Weise verbunden, mir von Ihren Handlungen Rechenschaft zu geben. Doch es ist wahr, man hat mir erzählt . . . ich habe gedacht . . . Ich bekenne, ich habe Sie nicht freundlich behandelt . . . und das war verkehrt von mir, ich bitte deshalb um gütige Entschuldigung.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief ich erfreut aus; „sprechen Sie nicht von „um Entschuldigung bitten,“ der Schein war gegen mich, . . . und ich bin es, der Unhöflichkeits halber bei Ihnen um Vergebung flehen muß.“

„Wohlan!“ sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln; „dann wollen wir gegenseitig aufheben und dieses unangenehmen Vorfalles gar nicht mehr gedenken.“

„Sie geben mir das Leben wieder,“ rief ich, faßte zugleich die schöne Hand, mit der sie sich verstohlen die Augen abgetrocknet hatte, und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf.

„Ei!“ rief Susanne, welche hüpfend und in die Hände klatschend angelaufen kam. „Aus welchem Lande hast Du diese Manieren mitgebracht?“

„Santchen!“ sagte Henriette erröthend; „ich fürchtete schon, Sie wollten gar nicht zurückkommen.“

„Brüderchen!“ sagte Susanne; „Dir scheint das Talent, Jemandem die Zeit zu verkürzen, noch abzugehen.“

„Würde mir Fräulein wohl vergönnen, eine Probe davon abzulegen?“ sagte ich lachend.

Susanne sah mich von der Seite an und zog aus meinem aufgeheiterten Gesichte die richtige Schlußfolge, daß mein Vorhaben mir nach Wunsche gelungen sei. Noch mehr Gewißheit hierüber gab ihr auf unserm weitern Spatziergange die Bemerkung,

daß Henriette, als wolle sie ihre Kälte des Morgens wieder gut machen, einen sehr liebevollen Ton gegen mich annahm. Ich für meine Person war durch diese angenehme Veränderung so überrascht und fühlte mich innerlich so glücklich, daß ich ganz still wurde und mich selbst gegen die Neckereien Susannens, die mich beschuldigte, eine Schlafmütze, mithin ein sehr schlechter Gesellschafter für junge Damen zu sein, schlecht vertheidigte. Zuletzt konnte ich selbst ihr nicht ganz Unrecht geben; denn ich spielte eine schlechte Figur. Mit etwas mehr Erfahrung in Liebesangelegenheiten würde ich jedoch gewußt haben, daß ein wohlerzogenes und wohldenkendes junges Mädchen sich mehr geschmeichelt fühlt, wenn Jemand, der ihr den Hof macht, sich in ihrer Gegenwart beklommen und zurückhaltend beträgt, als wenn er seine gewöhnliche Fröhlichkeit beibehält. Im letzten Falle wird sie glauben, daß er nur an sich selbst denkt; im ersten, daß ihre Gegenwart ihm Ehrfurcht einflöße, und dies muß ihrer Eigenliebe schmeicheln.

Aber es gab noch einen Grund, der mich still machte und, selbst im Beisein der liebenswürdigen Henriette, meine Gedanken eine Zeitlang von ihr abzog. Plaudernd und tändelnd waren wir bis an den hintersten Theil des Lustgartens gekommen. Wir folgten einem schmalen und frisch aufgeharkten Pfade, welcher um ein ziemlich großes Stück, durch eine Dornhecke eingehägtes Grasland herum-

führte; auf der andern Seite bildeten ein Erlenwäldchen und ein Graben die äußersten Grenzen, welche das Landgut von der unbebauten Heide schieden. Zwischen den nicht überall dichten Zweigen der Erlen bekam man bisweilen den Thurm von Naarden und die umliegenden Wälder zu Gesichte. Welcher Anblick, wie sich denken läßt, Erinnrungen bei mir weckte, die noch zu frisch und kräftig waren, als daß ich sie gewaltsam hätte unterdrücken können. Am Ende dieser Allee befand sich ein kleiner Berg (wie man eine unbedeutende, durch aufgehäuften Rasen hervorgebrachte Erhöhung des Grundes nannte), und darauf eine große grün angestrichne Bank, in Form eines Halbmondes, welche unter dem Schatten einer schönen Trauuereſche zum Ausruhen und zum Genießen einer angenehmen Aussicht auf das Land einlud. Nach Außen hin weidete sich das Auge an der vor uns ausgebreiteten, mit perlfarbigen Blüthen übersäeten Heide, auf welche jene bei heißem Sonnenscheine gewöhnlich sich bildenden Dämpfe wie ein dünner Schleier wogten. Dicht neben an war ein Theil des unfruchtbaren Erdreichs abgetragen, und während der dadurch entstandene Hügel just mit einer Heerde Lämmer bedeckt war, die der Landschaft einiges Leben gaben, verliehen die heißen Sonnenstrahlen dem weißen Sande am Fuße desselben einen blendenden Glanz. Waren die Augen hiervon ermüdet, so konnte man sie auf dem hohen

Tannenwalde, der sich am Abhange des Berges erhob und an dessen Saume verschiedene Pfade und Bächelchen auf eine malerische Weise sich durcheinander schlängelten, — oder weiterhin auf den noch dunklern Buchen, deren schwarze, üppige Zweige ein ziemlich breites Wasser, welches sich an der einen Seite des Wiesenlandes hinzog, überschatteten, ausruhen lassen. Herrlich war der Reflex des Laubes auf dem klaren Wasserspiegel, dessen geheimnißvolle Ruhe nur dann durch Kreisbewegungen unterbrochen wurden, wenn bisweilen der König unserer Binnengewässer, der gefräßige Hecht, einen Augenblick emporschnellte, oder wenn einige wohlgenährte Kühe, mit gemessnem Schritte die Weide verlassend, in dem nahen Gewässer Kühle und Schatten suchten, aber, sobald sie darin waren, still und unbeweglich blieben, als ob sie einen geschickten Maler abwarten wollten, um durch die Kunst seines Pinsels auf Leinwand verewigt zu werden. Aber was kein Pinsel wiederzugeben vermochte, das war die überraschende Einwirkung der Sonnenstrahlen, die sich hie und da durch die breiten Zweige einen Weg bahnten, auf die grünen Blätter Tausend Seitenlichter warfen und dann, über der Oberfläche des Wassers hin auf dem sandigen Grunde sich brechend, alle Farben des Regenbogens in unzähligen Nüançen hervorzauberten.

In diesen Anblick versunken, und durch den erquickenden Genuß der freien Natur, nach einem ziemlich erhitzenden Spatziergange in eine stille, heitere Stimmung versetzt, hatten wir noch nicht lange ausgeruht, als wir in der Nähe rufen und sprechen hörten und bald die Stimme der Tante von Bempden erkannten, die mit einer sie begleitenden Person sich lebhaft zu unterhalten schien. Wir standen, wiewohl etwas unzufrieden, in unseren Betrachtungen sobald gestört zu werden, auf und begaben uns, das Signal mit aller Kraft unserer Lungen beantwortend, nach dem Tannenwalde, von wo die Stimmen herzukommen schienen. Wirklich erblickten wir auch bald die Tante, in ein Gespräch mit einem starken, kräftigen Landmanne verwickelt, den ich auf der Stelle für den von mir im Zoester Wirthshause getroffenen Meister Roggeveld erkannte.

„Endlich gefunden?" rief Tante, indem sie uns näher kam. „Sie lassen mich schön herumlaufen. Konnten Sie nicht noch etwas weiter gehen?"

„Aber liebe Tante!" sagte Susanne; „wer hätte je denken können, daß Ihre Edeln uns aufsuchen würden? Standen doch so viel Menschen um Sie herum, daß ich mich überzeugt hielt, Sie noch beschäftigt zu finden, auch wenn wir eine Stunde wegblieben."

„Nein! das haben wir schneller gemacht," sagte Tante; „denn die meisten dieser Geschäfte sind en

passant abgethan. Da ist Meister Roggeveld, mit dem wäre ich auch schon lange fertig, wenn er nicht so hartnäckig auf seinem Kopf bestände, mir seine Kühe noch einmal so theuer, als im vorigen Jahre, aufzuhängen."

„Mefrau irrt sich hierin," sagte Roggeveld mit erzwungnem Lächeln und Kopfschütteln. „Noch einmal so theuer! Nun sehen Sie! In diesem Falle! Zwölf hundert und zehn Gulden — machen per Stück zwanzig Gulden mehr, als im vorigen Jahre, das ist wahr. Aber in diesem Falle will ich nur sagen, es sind auch Thiere danach. Die am vorigen Sommer fielen ein wenig mager aus, aber diese müssen Sie ein Mal anfühlen, in diesem Falle! So mürbe, wie reine, klare Butter. Ich wette, Sie haben auf Ihrem ganzen Lande keine so stehen."

„Nein! das glaub' auch ich," sagte Susanne; „das kann Tante nicht in Abrede stellen."

„Was geht Dich unser Handel an, Santchen?" sagte Tante. „Was verstehst Du von Kühen?"

„Ich behaupte nur, daß der Mann buchstäblich recht hat," sagte Susanne; denn jetzt stehen auf Ihrem ganzen Lande keine Kühe, weil sie alle im Wasser stehen."

„Nun sehen Sie! in diesem Falle will ich nur sagen," fügte Meister Roggeveld, dem dieser Scherz ganz recht war, hinzu; „daß die Jungfer Tanten ein Mal gestraft hat."

„Oder Euch, Meister Roggeveld,“ sagte Tante; „aber das ist einerlei; ich bezahle doch nicht mehr, als vergangnes Jahr. Ihr wißt, ich bin ein fester Kunde von Euch, und das Vieh ist ja dies Jahr nichts weniger als theuer.“

„Dann ist es aber auch danach!“ antwortete der Landmann. „Wenn Sie freilich einen andern Schlag Thiere haben wollen, den können Sie kriegen die Hülle und die Fülle, sowie um wenig Geld. Aber in diesem Falle will ich nur sagen, weil Sie darauf bestehen, keine andern, als glatthaarige haben zu wollen, daß dieser Schlag sehr rar ist. Den kann man nicht nur so für einen festen Marktpreis kaufen; sondern man muß die Gelegenheit abpassen. Sie mögen es nun glauben oder nicht, aber ich habe deshalb bis nach Alphen hin fahren müssen, weil ich hörte, daß dort ein Bauer ein Paar davon gekauft hatte. Ja! Fragen Sie nur den Herrn da, der wird auch wohl wissen, daß es so leicht nicht ist, in diesem Falle.“

„Meines Wissens,“ sagt' ich, und schwenkte, damit er mich nicht erkennen sollte, meinen Hut vor meinem Gesichte, „habt Ihr sie von Peter den Großen für 80 fl. à Stück gekauft, mithin ein hübsches Sümmchen daran verdient.“

„Alle Hagel, seht doch Eins!“ sagte Roggeveld, große Augen machend. „Nun in diesem Falle will ich nur sagen . . .“

Aber er sagte nichts, sondern starrte mich erstaunt an.

„Wie können Sie das wissen, Neffe?“ fragte Tante, die gleichfalls nicht wenig verwundert war.

„Ja, Tante, ich bin so halb und halb ein Hexenmeister, antwortete ich lachend; „aber lassen Sie es ihn nur leugnen, wenn er kann.“ Ich drehte mich um, damit nicht etwa durch mein Erkanntwerden zur Aufhellung früherer Auftritte Anlaß gegeben werden möchte, und holte Henrietten, die an diesem Gespräche wahrscheinlich wenig Interesse fand, ein Stück vorausgelaufen war und sehnsüchtig nach einem hochrankenden Geisblatt auffsah, den Zweig herunter, den sie nicht erreichen konnte.

Unterdessen waren wir an dasjenige Ende des Gartens gekommen, wo eine offene Hecke nach außen führte. Diese mit einer Menge Sträuchern bewachsene Stelle war besonders wild; die schönste Partie aber bildeten zwei Eichen von ungeheurer Größe. Die eine, durch Sturm oder Ungewitter ihres Gipfels beraubt, schien durch Dichtigkeit ersetzen zu wollen, was sie an Höhe verloren hatte, indem ihre schwerfälligen Aeste von üppigem Laube völlig bedeckt waren. Die andere war in Folge ihres hohlen Stammes zwar etwas lichter, erhob sich aber gleichwohl zu einer stattlichen Höhe. Tante von Bempden hatte diesen nicht unpassend mit dem Namen Philemon, und jenen Baucis getauft.

An dieser Stelle blieb Tante stehen und wir gesellten uns zu ihr.

„Nun wie gesagt, Meister Roggeveld!" sagte sie, „funfzehn Gulden mehr, als im vergangnen Jahre, will ich wohl für das Stück geben, aber keinen Heller darüber."

„Das ist wahrhaftig zu genau," antwortete er; aber in diesem Falle will ich nur sagen, wenn es nicht anders ist, muß ich wohl nachgeben. Aber daß ich so viel daran verdienen sollte, wie der junge Herr da sagt, werden Sie gewiß nicht glauben. Ist mir's doch fast, als ob ich Sie kennte," fügte er hinzu, indem er mich ansah und sich hinter den Ohren kratzte.

„Das ist mein Neffe," sagte Tante, „vielleicht habt Ihr ihn früher einmal hier getroffen."

„Das kann wohl sein," antwortete Roggeveld, während er den Blick nochmals auf mich heftete, durch den Ausdruck seines Gesichts aber bemerklich machte, daß er mit dieser Erklärung nicht vollkommen einverstanden sei. „Aber sagen Mefrau ein Mal!" setzte er hinzu, als ob ihm plötzlich etwas einfiele, „darf ich wohl so frei sein, in diesem Falle, Sie etwas zu fragen?"

„Was steht zu Euern Diensten?" fragte Tante.

„Ich möchte wohl ein Mal fragen, in diesem Falle nämlich, ob der Zaar von Rußland wieder im Lande ist?"

„Behüte!" war die Antwort. „Wie kommt Ihr darauf?"

„Da haben wir's! Das nenn' ich doch einmal die Leute gefoppt!" Nun erzählte er den Vorfall zu Zoest, woran unsere Damen ungemein viel Vergnügen fanden.

„Man hat Euch einen Streich gespielt," sagte Tante, „aber es scheint in guter Absicht geschehen zu sein."

„Ja! das geb' ich zu!" sagte er, „in diesem Falle. Aber, daß sie das Haus, worin der Zaar Peter zu Zaardam gewohnt hat, nicht mehr vermiethen, sondern es leer stehen lassen, ist doch wohl wahr?"

„Allerdings," sagte Tante.

„Dann begreife ich aber nicht, wie ein Mensch so gegen sein Interesse handeln kann," rief er staunend aus. „Von einem Hause keine Miethe zu ziehen! Wenn es mit der Wohnung, die ich hier zu Graveland von meiner Frau Muhme, wissen Sie, oder eigentlich meiner Frau geerbt habe, ebenso gehalten werden müßte, denn, will ich nur sagen, verkauft ich es gleich, in diesem Falle.

„Und mit Recht," sagte Tante; „aber die Leute zu Zaardam haben ebenfalls Recht, da sie mit dem Häuschen mehr verdienen, wenn sie es sehen lassen, als wenn sie Miethzins daraus zögen."

„Ei, sie könnten ja das Eine thun, und das Andere nicht lassen,“ sagte Roggeveld. „Aber ich möchte doch eigentlich wissen, in diesem Falle, was an solch einem Häuschen mehr zu sehen ist, als an einem andern.“

„Apropos!“ sagte Tante; „wer ist denn jener Monsieur Weerglas, an den Ihr Euer Häuschen vermiethet habt?

„Was er treibt, weiß ich nicht; aber er hat Geld und bezahlt zu rechter Zeit. 's ist noch ein Junggesell und weiß artig zu schwatzen. Er geht etwas vornehm gekleidet, auch Werktags.“

„Ein Junggesell, der vornehm gekleidet geht und kein Handwerk treibt!“ sagte Tante Kopfschütteln. „Ich will nicht hoffen, daß etwas dahinter steckt.“

„Ja! in diesem Falle will ich nur sagen,“ polterte Roggeveld etwas entrüstet; „wenn etwas dahinter stäke, dann hätte er es bei mir bald weg. Nun Mefrau! wie gesagt, Morgen Abend komme ich doch mit der Frau hieher, um die Kirmiß mit anzusehen; in diesem Falle will ich die Kühe Montags Abend, oder Dienstangs Morgen hieher besorgen.“

„In diesem Falle werd' ich sie hier erwarten,“ sagte Tante und der Landmann ging nach wiederholtem Gruße die Hecke hinaus; wir dagegen traten den Rückzug an, denn die Glocke rief bereits zum

Essen. Nach demselben nahm Tante mich bei Seite, um mich über das neue Geschäft zu unterhalten, welches ich in dem Hause von Bempden, van Baalen et Comp. übernehmen sollte. Da dies Gespräch jedoch nur merkantilischen Inhalts war, so will ich es übergehen, so wie auch die übrigen Begebenheiten jenes Abends. Nur Eins darf ich nicht verschweigen, nämlich, daß ich sterblich verliebt zu Bette ging.

Viertes Kapitel.

Ferdinand in der Kirche. Gäste auf Heisicht.

Am folgenden Morgen beabsichtigten wir alle, in die Kirche zu gehen. Mochte nun die Dorfuhr anders gestellt, oder der Kutscher zu spät vorgefahren sein, genug der Prediger war schon auf der Kanzel, als wir in das Gotteshaus traten. Ergriffen von dem mächtigen Eindruck, welchen der erste Besuch einer vaterländischen Kirche, nach so langer Abwesenheit im Auslande, zu machen pflegt, war ich lediglich mit dem Gottesdienste selbst beschäftigt, ohne mich um die Anwesenden zu bekümmern, was ich vielleicht gethan hätte, wenn ich gleich Anfangs, oder weniger ernst gestimmt zur Kirche gekommen

wäre. Als jedoch der Prediger den ersten Theil seiner Rede beendigt hatte und die Gemeinde diesen Augenblick benutzte, nach Gewohnheit zu husten und zu schnaufen, so ließ ich meinen Blick einmal über die Versammlung streifen und wurde auf einem der entferntern Männersitze Jemanden gewahr, dessen Gegenwart an diesem heiligen Orte ich kaum für möglich gehalten hätte, nämlich das Haupt der drei Straßenräuber, die mich angefallen hatten, den so gefürchteten Schwarzen Peter, in einer höchst anständigen Kleidung. Seine Augen begegneten mir; wahrscheinlich hatte er mich schon früher bemerkt. Freundlich, aber fast unmerkbar nickte er mir zu, legte den Finger auf den Mund, als wolle er mir nochmals Stillschweigen anempfehlen, und sah dann den Prediger wieder andächtig an.

Diese wunderliche Begegnung brachte, wie man leicht denken kann, bei mir kein geringes Entsetzen hervor, verscheuchte sofort meine ganze Andacht, und machte mir es anfangs unmöglich, den Worten des Predigers, die mir als eitle Klänge in meinen Ohren tönten, ohne daß mein Herz sie fühlte, oder mein Verstand sie faßte, meine Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Ich konnte nicht umhin, das Auge fortwährend auf den Straßenräuber zu richten, der mit dem seinen dagegen ununterbrochen an dem Prediger hing, als ob er fürchte, daß ihm ein Wort verloren gehe. Anfangs schrieb ich seine Haltung

einer ruchlosen Heuchelei zu; aber es ergab sich bald, daß ich falsch urtheilte. Es war an jenem Abende, wie ich schon kurz angedeutet, zu Graveland Kirmeß und bei dieser Gelegenheit pflegen die Prediger bekanntlich solche Texte zu wählen, an welche sie insbesondere Ermahnungen und Warnungen gegen alle Art von Ausschweifung, Trunkenheit und Unzucht, wozu dergleichen Volksfeste nur zu oft Anlaß geben, leicht anknüpfen können. Solche Kirmeßpredigten, wie nützlich und passend sie auch für die Dorfbewohner selbst sein mögen, fesseln die Andacht der Städter unter den Zuhören, welche die Kirmeß nur im Vorübergehen besuchen und gewiß weniger Gefahr laufen, dort jenen Sünden anheim zu fallen, in weit geringerem Maße. Dazu kommt noch, daß die Prediger bei solchen Gelegenheiten zuweilen wohl auch ein altes Pferd aus dem Stalle hervorholen.

Dies war jedoch soeben nicht der Fall; der Geistliche bekleidete erst seit kurzem diese Stelle und man konnte also versichert sein, wenn auch nicht gerade etwas Vortreffliches, doch etwas Neues zu hören. Ueberdies hatte mich gleich anfangs sein ernster, würdevoller Vortrag, und die geschickte Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelte, für ihn eingenommen. Das Dogmatische und Exegetische berührte er nur beiläufig und beabsichtigte besonders durch treffende Beispiele, durch abschreckende Schilderungen und durch kräftige Mahnung auf

seine Zuhörer zweckgemäßen Eindruck zu machen, in der Ueberzeugung, daß eine gewöhnliche Sonntagspredigt mehr für die Dauer, eine Festpredigt dagegen vorzugsweise für das Fest selbst wirken müsse.

Als der Prediger im zweiten Theile seiner Rede ein treffendes Gemälde von den schrecklichen Folgen aufstellte, welche die Sünde sowohl in diesem Leben, als auch in dem zukünftigen nach sich ziehe, glaubte ich mit Gewißheit zu bemerken, daß die Andacht des Straßenräubers keine Heuchelei sei. Seine Augen schwammen in Thränen, sein Herz suchte Luft und er schien von seinen Gefühlen so überwältigt, daß er endlich, das Gesicht über die vor ihm liegende Bibel biegend und es mit beiden Händen bedeckend, hörbar seufzete. Ach! dacht' ich bei mir selbst, wenn doch die gute Saat ein Mal auf einen fruchtbaren Acker gefallen wäre und dieser Mann von dem schlechten Wege, den er betreten hat, zurückkehrte! Welch ein Triumph würde dies für den frommen Lehrer sein und wie würde er jauchzen über das verlorne Schaf, das er durch Gottes Beistand zu dem alleinigen Hirten zurückgebracht! Im Schlußgebete stieg für den armen Büßenden auch meine christliche Fürbitte zum Vater unser Aller empor. — Nach Beendigung des Gottesdienstes bemerkte ich mit nicht geringer Verwunderung, daß verschiedene Honoratioren des Dorfes, unter Andern auch der Zimmer-

mann und der Tüncher, den Mann höflich grüßten und im Vorbeigehen sogar anredeten.

Zu Hause angekommen, vereinigten wir uns im Nebenzimmer zum Empfange der Gäste, welche Tante zu Tische eingeladen hatte, und die, außer den beiden Herren Bläck, aus meinem neuen Compagnon, dem Herrn van Baalen und einem gewissen Kapitain Pulver bestanden, der für die Firma reiste. Es dauerte nicht lange, so kam die Kutsche des Herrn van Baalen angefahren. Ich hatte diesen Herrn früher mehrmals, aber nie mit diesem Interesse beobachtet, welches er jetzt, da ich in genaue Verbindung und täglichen Umgang mit ihm kommen sollte, mir einflößte. Es war mir zu Muthe, wie Einem, der eine weite Seereise unternehmen will und die Person, welche zufällig im Hafen an ihm vorübergegangen und erst nur mit einem gleichgiltigen Blicke von ihm angesehen worden war, bald mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, nachdem er vernommen, daß der Unbekannte ein Reisegenosse von ihm sein wird. Dann sucht man aus seiner Haltung, aus seinen Worten und Gebehrden im Voraus zu erforschen, ob wohl ein angenehmer, oder ein lästiger Begleiter vor Einem steht.

Auf dieselbe Weise sah ich Herrn van Baalen an, als ich ihm mit jener Dienstfertigkeit, welche ich ihm seiner höhern Jahre und unserer künftigen Verhältnisse wegen schuldig war, aus dem Wagen

half. Ich kann nicht sagen, daß der erste Eindruck, den er auf mich machte, ein sehr günstiger gewesen wäre. Ich konnte mich von früher her zwar erinnern, daß er ein Mann von ungewöhnlicher Länge, dürr und mager und von keinem einnehmenden Aeußeren sei; aber es kam mir vor, als hätte er an Länge, aber auch an Magerkeit und Dürre noch zugenommen. Sein bleiches, dürres Gesicht hatte einen noch unfreundlichern Ausdruck, als vorher; ja, nachdem er aus der Kutsche gestiegen und vor mir stand, glich er weniger einem Lebendigen, als einem angekleideten Leichnam. Meine ehrerbietigen Begrüßungen und Verbeugungen erwiederte er kaum, sondern er sah mich an, als ob er sich unmöglich vorstellen könne, wer ich wohl sein möchte, wendete sich alsdann zum Kutscher und rief ihm zu:

„Reinier! Punkt sieben Uhr fährst Du wieder vor, untersuchst aber zuvor das Fuhrwerk genau; denn ich befürchte, daß es ziemlich viel gelitten hat, bringst das Handpferd in die Schmiede und läßt es frisch beschlagen.“

Auf die beiden ersten Befehle hatte der Kutscher einfach: „Sehr wohl, mein Herr!“ geantwortet; gegen den letzten aber wandte er ein, das Thier sei gestern erst beschlagen.

„Ich wiederhole Dir, Du bringst es zum Schmied,“ entgegnete van Baalen. „Ist's doch, als ob ich immer das Unglück haben sollte, daß

meine Diener mir widersprechen; ich habe deutlich gehört, daß eins von den Eisen los ist; Punkt sieben Uhr wird vorgefahren!" Hier wiederholte er seine Befehle mit noch größerem Nachdruck.

„Der Mann ist pünktlich," dacht' ich, „und schwer zufrieden zu stellen; auf jeden Fall wird mir die Schuld angerechnet werden, wenn ich mich in seine Launen nicht schicke."

Unterdessen war der, seinen Patron begleitende Kapitain Pulver, ungefähr wie eine ihren Kessel verlassende Bombe, aus der Kutsche gesprungen. Als ob Herr van Baalen zu seinen Reisen absichtlich gerade das Gegentheil von sich selbst ausgesucht hätte, war Kapitain Pulver von kurzer, kugelrunder, Statur, so daß man, um seine Beine zu sehen, erst mehrere Schritte zurücktreten mußte; und auf dem runden Körper saß wie ein Knopf auf einem Delftschen Theekessel ein kleines rundes Haupt.

Beide Gäste begaben sich unter meiner Begleitung in das Nebenzimmer, wo Tante sie bewillkommnete. Herr van Baalen, welcher beim Eintreten eine Verbeugung in die Runde machte, aber Niemanden eigentlich ansah oder anredete, hatte, wie es schien, ganz andere Dinge im Kopfe. Denn er zog seine Uhr heraus, verglich sie mit der im Zimmer befindlichen Wanduhr, und äußerte mit sichtbarem Unwillen:

„Wie fatal! ich glaubte meine Zeit noch so

gut berechnet zu haben, und jetzt ist es schon ein Viertel über Zwölf. Aber meine Uhr wird wohl wieder falsch gehen. Es ist, als ob mir dies immer begegnen müßte."

„Mit nichten; ich weiß, daß Ihre Edeln ein Mann nach der Uhr sind," sagte Tante. „Wenn also Ihre Uhr und die uns'rige differiren, so wird es wohl an der letzten liegen."

„Oder an den Wegen, die mich an der nöthigen Eile gehindert haben. Es ist, als ob ich immer..."

„Wie geht es, Kapitain Pulver?" fragte Tante, ohne weiter auf van Baalen's Hiobsklagen zu hören, den guten Seemann, der hinter seinem Patrone Bücklinge machte und sich mit einem bunten Taschentuche den Schweiß abtrocknete, der ihm tropfenweise über die Stirn lief.

„Ich hoffe, daß ich keine Störung mache, wie das Messer zur Auster sagt," versetzte Pulver seine Bücklinge wiederholend; aber Ihre Edeln hatten mich so freundlich einladen lassen, daß . . .

„Sie sind mir, wie Sie wissen, immer willkommen," sagte Tante, wendete sich wieder zu van Baalen und stellte mich ihm vor: „Mein Neffe Ferdinand!"

„So!" sagte Herr van Baalen, mich mit einem trüben, zerstreuten Blicke ansehend: „Es wird mir angenehm sein, nähere Bekanntschaft zu machen.

Darf ich fragen, ob Ihre Edeln in der Handlung schon etwas bewandert sind?"

„Ei, mein Herr van Baalen! das ist eine Frage!" fiel Tante ein. „Wie sagt doch Rodrigue, Nichtchen?"

„Ihre Edeln werden Ferdinanden doch nicht eitel machen," sagte Susanne, „wenn Sie auf ihn anwenden:

Ses pareils à deux fois ne se font pas connoitre
Et pour des coups d'essai veulent des coups de maitre." —

„Haben Ihre Edeln denn vergessen, daß wir die vortheilhafte Auseinandersetzung unserer Sache mit dem Hause Bertini zu Liverno ihm zu verdanken haben?" nahm Tante das Wort.

„'s ist wahr!" sagte van Baalen, wie aus einem Traume erwacht. „Das war ein Meisterstück! Vortrefflich eingefädelt, und noch dazu in einem fremden Lande! Sie haben sich gut durchgeschlagen, mein Herr Huyck! Eigentlich aber kam Ihnen dabei mehr Rechtsgelehrsamkeit, als Handelskenntniß zu Statten."

„Ich zweifle nicht," sagt' ich, um so viel als möglich des Mannes Gunst zu erwerben, „daß, ungeachtet meine merkantilischen Kenntnisse noch sehr geringfügig sind, mein guter Wille und das Vorbild des Herrn van Baalen mich doch bald in den Stand

setzen werden, an seiner Seite keine ganz unwürdige Figur zu spielen."

„Gut gesagt!" entgegnete er; „die Praxis wird Sie ausbilden; wiewohl jetzt die gute Zeit auch nicht mehr ist. Die Geschäfte gehen flau und die Procente vermindern sich von Tag zu Tag; wenigstens mir scheint Alles zu mißlingen. Wenn ich einmal eine Speculation mache, die Anderen Tonnen Geldes in den Kasten bringt, so muß ich froh sein, wenn ich mit einem blauen Auge davon komme."

„Die Kaufleute sind gerade, wie die Bauern," sagte Tante; „Immer klagen sie, und wenn es noch so gut geht. Sollte die Bilançe dieses Jahres einen kleineren Saldo ergeben, als die des vorigen?"

„Davon läßt sich noch Mancherlei sagen," versetzte van Baalen; „der Saldo," fuhr er mit einem Seufzer fort; „würde noch einmal so groß sein, wenn nicht der gegenwärtige Cours des Geldes den Wucherern unsern rechtmäßigen Gewinn in die Hände spielte. — Und dann dieser unglückliche Krieg zwischen Rußland und Schweden!"

„Ich habe in meiner Unschuld immer geglaubt," sagte Susanne, „daß sich's im trüben Wasser am besten fischen lasse!"

Unterdessen war Platz genommen und Einiges zur Erfrischung herumgereicht worden. Pulvern wurde, obgleich sonst das Rauchen in Tantens Hause eine Seltenheit war, doch eine Pfeife gereicht. Denn sie

war der Meinung, und mit Recht, daß man Gästen von geringerm Range noch mehr Aufmerksamkeit schenken müsse, als denen, die mit uns auf gleicher Stufe stehen. Sonst bilden sie sich gern ein, daß man nur aus Gnaden auf sie herabsehe und ihnen nicht gebe, was ihnen zukomme.

„Der Weg von Diemerbrug nach Weesp wird sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht unterhalten," sagte van Baalen. „Bisweilen befürchtete ich in der That, daß ich nicht lebendig davon kommen würde und ich bin überzeugt, daß auch mein Wagen es satt bekommen hat."

„Es ist ein Streit zwischen den Ingolanden und dem Sandpad," sagte Tante, „wer von beiden den Weg herstellen muß."

„Et le peuple pâtit de leurs tristes débats." bemerkte Susanne.

„O Mefrau!" sagte Pulver, der jetzt seine Pfeife angesteckt hatte; „wenn mein Principal eine Reise nach Java gemacht hätte, oder wenigstens durch Schweden, dann würde er gewiß nicht so klagen. Ich erinnre mich, in Schonen, Smaland, Ostrogothland und Südermannland durch dick und dünn, ohne Rast bei Tag und Nacht, ein auf den Rädern befestigtes Brett reitend, welches Institut man dort sogar ein Cariol zu nennen beliebt, und ein Mädchen von funfzehn Jahren zum Fuhrmann habend, gereist zu sein!"

„Dann muß er einer Biertonne, die verfahren wird, sehr ähnlich gewesen sein,“ flüsterte Susanne mir zu.

„Ja!“ fuhr Pulver fort, während er eine Rauchwolke wegblies; „das war eine ängstliche Reise, an die ich Zeitlebens denken werde. Von Rostock bis Stockholm hin nichts als Elend und saueres Bier, zweimal Sturm, einmal durch eine Russische Fregatte verfolgt, die uns für Schweden ansah, und dann jener Ritt auf einem Brett!“

„Ja!“ sagte van Baalen mit einem Seufzer. „Sie haben immer Widerwärtigkeiten gehabt, so oft Sie für uns reisten. Und wenn ich nicht wüßte daß Sie ein flinker Bursche und unschuldig daran sind . . . hm! hm!“

„Mein Herr!“ entgegnete Pulver, „Ihre Edeln machen mich schamroth, (wie der Krebs zur Bratpfanne spricht); aber das ist doch Alles nicht mit dem zu vergleichen, was ich in Diensten der Westindischen Compagnie ausgestanden habe. Mefrau erinnern sich wohl, denn ich habe es Ihnen, wenn ich nicht irre, schon einmal erzählt?“

„Ja wohl,“ antwortete Tante; „aber da sind die Fräuleins und Neffe, die es wohl gern einmal hören möchten.“

„Ach ja! wenn es Ihnen beliebt, Kapitain!“ riefen Henriette und Susanne, wie aus einem Munde

und ich versicherte gleichfalls, daß ich sehr nach der Erzählung verlange.

„Wohlan!" sagte Tante; „so machen wir einen Spaziergang; Da können Herr van Baalen und ich unsere Angelegenheiten hübsch für uns besprechen." Dagegen war nichts einzuwenden; sobald daher unsere Körper gestärkt waren und Kapitain Pulver durch Ausklopfen seiner Pfeife angedeutet hatte, daß er genug Kaffee genossen habe, verließen wir insgesammt das Haus. Tante nahm van Baalen an den Arm und war bald mit ihm in ein eifriges Gespräch verwickelt. Wir jungen Leute drängten uns um Pulver herum, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Das war jedoch nicht nöthig, denn der Mann brannte schon vor Verlangen, seine Erzählung vorzutragen.

„Komm heran! (wie der Mann zum neuen Stiefel sagt)" begann Pulver; „Nur dann werden wir mit der Erzählung vom Ufer stechen. Es ist für junge Leute, die auf offener See noch Fremdlinge sind, immer angenehm, zu vernehmen, wie es auf dem großen Fahrwasser zugeht, und wie es nicht immer mitläuft. Nun so laßt denn hören! sagt der taube Tys. Es ist etwa fünf gute Jahre her, daß ich das Briggschiff, der Prinz zu Pferde genannt, und nach Curacao bestimmt, in Auftrag der Compagnie führte. Wir lagen immer vor dem Winde und hatten nicht eher einen Strich ins Segel, als bis

wir, wenn ich mich recht erinnere, auf funfzehn Grad N. B. gekommen waren. Es wehte ein Bramsegelslüftchen, hinreichend, um das Schiff im Gange zu halten, mehr nicht. Ich hatte eben in der Koje nach meinen Gedanken kaum eine Stunde geschlafen und geträumt, daß Mutter Pulver, die ich in der frohen Erwartung des Wiedersehens zu Hause gelassen, mit allen unsern sieben Kindern vor mir stand, und mein Martin, (der aber jetzt auch schon auf der offenen See ist) mit einer Klapper in der Hand einen zu entsetzlichen Lärm machte, um ihn nicht mit einer Backpfeife zu fragen, ob er aufhören wolle — da hört' ich eine Stimme über meinem Kopfe: „He unten! Schiffer! He unten!"

„Was giebt es?" fragt' ich, erschrocken aufspringend. „Wer ruft da?" Und es war mir, als ob ich noch immer die Klapper über meinem Kopfe hörte.

„'s ist Sander," war die Antwort.

„Nun, was giebt's?" fragt' ich wieder.

„Hören Sie es nicht?" fragt' er. „Schwerer Sturm in der Nähe."

Ich sprang aus der Koje, und merkte nun, daß Martins Klapper nichts anders als das Klatschen des Regens auf dem Verdecke war. Klick-klacke-decklack! ging es, als ob man Nußsäcke auf den Brettern ausschütte.

„Haben Sie noch je einen solchen Regen er-

lebt?" fragte Sander. Sander war mein zweiter Steuermann, ein Junge wie eine Flagge, auf den ich rechnen konnte, wie auf mich selbst, und der seine Arbeit gut verstand; dessenungeachtet war ich etwas knurrig, weil er mich in meiner Ruhe störte.

„Ei," sagt' ich; „thust Du doch, als ob es Handhaben und alte Weiber regnete! Mann, ist Dir's wirklich bange vor einem Bißchen Regen?" Gleichwohl zog ich meinen Fries an, setzte meinen Südwesten *) auf und ging hinauf.

„Was sagen Sie zu dem Wetterchen, Schiffer?" fragte Sander.

„Was soll ich sagen?" versetzte ich, mich umsehend. „'s ist schon dunkel und ich halte nichts von einer so hohen See, ohne das man Wind fühlt."

„Die See ist schon die ganze Nacht höher geworden," erwiederte Sander; „und die Wolken hängen tief."

Ich sah an meine Uhr; es war schon fünf Uhr und obgleich die Sonne bald aufgehen mußte, im Osten nicht einmal ein weißer Strich zu sehen. Der Regen dauerte unterdessen mit aller Gewalt fort und der Horizont sah aus wie ein Tintenfaß; auf dem Wasser dagegen war es seltsamerweise heller, wie am Tage.

„Schiff unterm Winde!" rief der Wächter vom

*) Die aus Wachsleinwand gemachte Matrosenmütze.

Mastkorbe, während ich mit dem Steuermann und mit Sander am Ruder stand.

Ich schärfte mein Katzenauge, und sah in der That ein Spanisches Galionschiff, das an der Bau-art genau zu erkennen war; ich konnte Masten und Tauwerk wohl unterscheiden. Aber lange setzte ich meine Beobachtungen nicht fort; denn das Wetter war zu wenig nach meinem Sinne. Der Regen hatte zwar etwas nachgelassen, aber die Wolken sanken immer tiefer und tiefer und begannen zu wirbeln und zu drehen, wie schwarzer Rauch, der nach unten schlägt. So weit man sehen konnte, waren in Südosten die Wogen mit weißem Schaume bedeckt, und wir hörten unter dem Wasser ein dumpfes Getöße, als ob ein Erdbeben darauf folgen müßte. „Ist das Donner?" fragte Sander. „Wollte Gott, daß es welcher wäre," antwortete ich. In der Ferne fiel indessen der dichte Regen senkrecht fort; erst nach einer Viertelstunde fing der Wind an, von unten dazwischen zu spielen; die Regenstrahlen schwankten hin und her, erst niedrig, dann immer höher, je nachdem der Wind stieg, bis endlich die ganze Wassermasse eine schiefe Richtung, etwa in einem Winkel von dreißig Grad mit dem Horizonte bekam. Ich hatte mittlerweile alle Segel einziehen lassen, denn ich traute, wie man sagt, dem Wetter nicht, und wie Ihr hören werdet, nicht mit Unrecht. Der Regen fiel einige Minuten lang so dicht wie

ein Vorhang herab, da zertheilte er sich auf ein Mal, als ob er weggeblasen würde und in Rauch aufginge. Rechts von uns zog jedoch ein weißer Streif über das Wasser, wie Staub auf der Landstraße nach einer langen Dürre. Schon hörten wir das dumpfe Getöse stärker und stärker und mein Schiff begann zu krachen und zu seufzen, als ob es sein Schicksal voraussähe. Puff! da kam der Orkan; eine Woge, wie ein Berg schlug über das Verdeck; es war mir, als ob ich mit hundert Dutzend nassen Handtüchern ins Gesicht geschlagen würde, und ehe ich noch: „O!" rufen konnte, kam eine zweite, die mich aufhob, wie ein Stück Kork, und mit Allem, was auf dem Verdeck war, nolens volens über Bord gespült wurde. Plump! da taucht' ich Kopf unter, nicht einmal Zeit habend, unserm lieben Herr Gott ein Stoßgebetchen zuzumurmeln. Als ich wieder emporkam, sah ich mein Schiff schon in einer ziemlichen Entfernung, mit Recht seinen Namen: der Prinz zu Pferde, tragend, indem es hüpfte und über die Wogen stolperte, wie ein Hengst, der den Koller im Kopfe hat. Bei diesem bösen Wetter konnte natürlich keine Schaluppe ausgesetzt werden, um mich aufzusuchen. — Liebes Pulverchen! dacht' ich bei mir selbst, es ist um dich geschehen. Bete ein Vaterunser, und damit Gott befohlen. Schon war ich im Begriff, wieder zu sinken, da fühlte ich mich kräftig an meinem Wams gepackt und in die Höhe

gezogen. Das ist ein Hai! dacht' ich, der mich zu seinem Frühstück nehmen will, und ich konnte mich vor Entsetzen nicht umsehen. Doch „hieher!" hört' ich hinter mir rufen, und wer war es? Niemand anders, als Sanderchen, der gleichwie ich über Bord gefallen war. Glücklicherweise hatte er eben Land gefunden ...."

„Sie meinen Wasser," fiel Susanne ein.

„Ganz recht, mein Fräulein! Aber er hatte sich an einem großen ebenfalls über Bord gefallenen Schweinskübel angeklammert. Durch eine besondere Lenkung Gottes war er auf mich zugetrieben und zwar so nahe, daß er mich ergreifen und ich mich dann auch anklammern konnte. Da saßen wir nun auf unserer Kiste wie zwei Frösche auf einer Scholle und trieben immer weiter und weiter von unserm Fahrzeuge ab. Aber ich sagte: „Sanderchen! Behalt guten Muth: Unser lieber Herr Gott hat uns bis hieher geholfen, er wird uns auch noch ferner helfen." „Der Teufel!" sagte Sander etwas später. „Sie sehen wohl nach dem Prinzen zu Pferde, als ob der noch auf uns zukommen könnte; aber sehen Sie sich lieber ein Mal um, da ist uns der Spanier viel näher." Ich sah nach der Richtung hin, welche Sander andeutete, und er hatte wirklich recht; da tanzte unser schwerfälliger Don wie ein Meerschwein auf und nieder. „Wahrhaftig!" sagt' ich, „der wird mir willkommen sein, (wie die Spinne von

der Fliege sagt); aber ich wette Tausend gegen Eins, daß er uns nicht zu Gesichte bekömmt!" Das Aergste des Sturmes war inzwischen vorüber, und es fing an, schön hell zu werden, so daß ich sogar die Mannschaft des fremden Schiffes unterscheiden konnte. Zum Glück kamen wir demselben immer näher und näher, anfangs jedoch ohne bemerkt zu werden. Da fühlte ich aber, daß mich etwas auf der Brust drückte, ich greife danach und entdecke mein Sprachrohr, das ich am Bord noch gebraucht und zwischen meinen Fries und meine Unterkleider gesteckt hatte. Du kommst mir gerade recht! dacht' ich, setzte es sogleich an meinen Mund und schrie, als ob fünf und zwanzig Spanferkel abgekehlt würden, bis ich keinen Athem mehr hatte. Nun war die Reihe an Sander, und dann wieder an mir, bis man endlich am Borde des Spaniers aufmerksam wurde und das Fernrohr auf uns richtete. Sie sahen uns; — das Wetter war ruhig. Es wurde eine Schaluppe ausgesetzt und, nun kurz zu sein, es dauerte keine halbe Stunde, da standen wir auf dem Verdeck des Galionschiffes. Ich sah mich sogleich nach dem Prinz zu Pferde um, der war aber unter Segel gegangen und ich mußte vorläufig alle Hoffnung aufgeben, ihn wieder zu sehen; denn der Spanier hatte einen ganz verschiedenen Lauf. Das Galionschiff kam von Cadix und war für Karthagena bestimmt, wohin es, glaub' ich, Geld bringen sollte. Es war gut gebauet,

ziemlich bemannt und führte zwölf Stücke. Da fuhr ich nun aus Gnaden mit, konnte für die magere Kost mit „Rechts um" spielen, und an Statt selbst zu kommandiren, hieß es: sive plei und besolos manos, ohne andere Belohnung, als bei Tage freies Licht und bisweilen ein Schüsselchen Linsen, wofür Esau, auch wenn er sein Erstgeburtsrecht verkaufte, keinen halben Kreuzer gegeben hätte. Aber das ertrug ich gern, und ich war froh, daß ich mit Ehren davon kam (wie der zum Strange verurtheilte Edelmann sagte, als er die Begnadigung erhielt, enthauptet zu werden). Am meisten wurmte mich der Umstand, daß ich so ganz aus meiner Route gerissen war, und schon überlegte ich bei mir, wie ich von Karthagena wieder zurückkommen könnte; Sie sehen ein, nach Karthagena mußt' ich mit. Es ist auf einer solchen Fahrt nicht, wie auf einer Treckschuit, wo man die Leute unterwegs aussetzen kann."

„Sie hätten jedoch," sagt ich, „einem Fahrzeuge begegnen können, welches dem Orte Ihrer Bestimmung zusteuerte und Sie aufnahm?"

„Einem Fahrzeuge begegneten wir wohl," antwortete Pulver, „aber das war gerade unser Unglück Denn ungefähr auf dem zwölften Grad N. Br., sechs Tage, nachdem wir bei dem Don an Bord waren, bekamen wir über dem Winde ein Fahrzeug zu Gesichte, das mit vollen Segeln auf uns zulief. Wir hielten es für eine, so weit wir urtheilen konnten,

stark und festgebaute und mit einer ihres Handwerkes sehr kundigen Mannschaft versehene Korvette; denn sie führte ein Tauwerk und ging durchs Wasser, daß es eine Lust zu sehen war. Dessenungeachtet trauten wir unserem Kamraden nicht viel Gutes zu; denn er führte keine Flagge und sah aus, als ob er sagen wollte: „Was macht Ihr Leute in meinem Fahrwasser?“ Der Don schüttelte den Kopf und ließ seiner Seits alle Segel spannen, um unserm Freunde aus dem Gesichte zu kommen. Aber dieser schien schon so auf unsere Gesellschaft erpicht, wie ein Bär auf einen Dudelsack und er segelte so hübsch hinter uns her, wie ein Reitknecht hinter seinem Herrn. Nun wurde der Don verlegen; denn es ergab sich, daß er von dieser Höflichkeit nicht verschont bleiben würde. Nachdem er Musterung gehalten, ob er auch Stich halten könne, wenn etwa der Fremdling Böses im Schilde führen sollte, rief er mich, der ich auch ein Bißchen auf dem Bord hin und herschlenderte, zu sich, und fragte mich, was ich wohl von dem andern Schiffe dächte? „Was soll ich sagen,“ antwortete ich in so gutem Spanisch, als ich sprechen konnte. „Ich halte nichts von diesen Neugierigen (wie der Bäcker meinte, wenn die Brotwieger zu ihm ins Haus kamen); „ich glaube, daß diese Korvette da mehr Lust hat, mit uns Bekanntschaft zu machen, als wir mit ihr.“ — „So denk' auch ich darüber,“ sagte Don Ricardo, während

er seinen Knebelbart strich, und ich wollte, daß sie ihren eigenen Weg ging. Aber auf jeden Fall soll sie doch nicht an meine Dublonen kommen, ohne sich darum zu schlagen. Können Sie ein Stück bedienen?" — „Das will ich meinen," entgegnete ich, „und auch eine Handhabe schwingen." — „Gut!" sagt' er; „dann will ich ein Mal sehen, ob Sie die Kost verdienen, die ich Ihnen gebe." Darauf ließ er alles Volk aufs Verdeck kommen und sich zum Gefecht bereit machen. Die Stücke wurden geladen, die Musketen und Handprügel herbeigeholt, die Kugeln neben die Kanonen gelegt und Jedes Gürtel mit einem Messer versehen. Aber während wir noch beschäftigt waren, sahen wir auf dem fremden Schiffe ein Flämmchen zum Vorscheine kommen, und br..r! da flog eine Kugel durch unsre Wand, daß die ganze Bramstange über das Verdeck fiel. „Das ist ein unhöflicher Gesell!" sagt' ich; „aber er weiß gut zu zielen."

„Entwischen können wir ihm nicht," sagte Don Ricardo; „doch wollen wir ihm zeigen, daß auch wir etwas vermögen." —

Jetzt gab er Befehl, die Segel einzuziehen, und hieß Jedem, sich bereit zu halten. Inzwischen segelte die Korvette gravitätisch heran und war bald so nahe, daß wir die Mannschaft auf dem Verdecke sehen konnten — und sie sah unfreundlich genug aus; denn es blinkten uns lauter Handprügel, kurze

Pieken und Enterbeile entgegen. „'s ist ein Freibeuter!“ sagt' ich, mit der Lunte in der Hand zu Don Ricardo. Er nickte und wies zugleich auf einen rothen Lappen, der auf dem Raubschiffe ausgesteckt war. Da ließ er selbst die Spanische Flagge wehen und sogleich gegen den Wind kehren, so daß unser Fahrzeug dem Räuber die linke Seite zeigte. — „Feuer!“ commandirte Ricardo, und: paff! paff! da gingen sechs Schüsse hinter einander dem Freibeuter flach in das Vordertheil, daß die weißen Splitter aus dem schwarzen Gangboord flogen. Aber in demselben Augenblicke brannte auch das Raubschiff ab und schlug uns ganz aus dem Felde. Krack! krack! da lag unser Fockmast mit Tau- und Takelwerk und allem Zubehör in See. Aber durch die plötzliche Bewegung der Schiffe waren wir auseinandergerathen und wir hätten vielleicht, da es noch stark wehte, noch entwischen können, wenn es uns zeitig genug gelungen wäre, einen Nothmast aufzurichten. Ehe wir aber damit fertig wurden, umkreiste uns der Räuber und wiederholte seinen höflichen Gruß, so daß das Seitentau über die Spitze der Segelstange kam und sich Niemand erkennen konnte. Schon hatte jener seine Segel eingezogen und warf die Enterhaken bei uns an Bord. Da saßen wir nun aneinander fest und im Nu kamen aus dem Rauch' und Dampfe wohl fünfzig liebe Jungen auf unserm Verdeck zum Vorscheine, aber

in anderer Absicht, als eine Pfeife mit uns zu rauchen. Nun sammelten wir uns um den Don, und ich muß sagen, die Spanier hielten sich als wackere Kerle und ließen keine Höflichkeit unbeantwortet; auch Sanderchen und ich zeigten, daß wir mehr konnten als Linsen essen, indem wir um uns schlugen, daß es eine Art hatte. Aber da sprang auf ein Mal der Kapitain der Räuber auf uns los; — ein Kerl, der in der That zaghaft machen konnte."

„Ja!" sagte Henriette, „ich glaube gern, daß diese Herren selten freundlich aussehen."

„Und," fügte Susanne hinzu, „wenn man vom Haus aus recht ängstlich ist, dann sieht Alles noch häßlicher aus."

„Häßlich war er gerade nicht," berichtigte Pulver. „Vielmehr ein großer, schöner Bursche, mit einer Haltung, wie ein Admiral, und mit Augen, wie glühende Kohlen. „Caracho!" schrie er, was im Spanischen so viel, als: „ergebt euch!" bedeutet. — Er hatte eben nicht viel Beredsamkeit nöthig, uns bereitwillig zu machen; denn die größte Hälfte uns'rer Senhores lag schon mit Don Ricardo auf dem Verdeck und sah nach den Wolken. Die andere Hälfte war so zugedeckt und so in Verwirrung, daß sie den Mond nicht von einem Edammer Käse unterschieden hätte."

„Und Sie selbst waren unbeschädigt?" fragt' ich.

„Eine meinen Hut durchbohrende Kugel,“ antwortete Pulver, „hatte mich auf die zuvorkommendste Weise von der Welt grüßen lassen, aber mich nicht verwundet.“

„Ei, das nenne ich außerordentliches Glück,“ sagte Susanne, indem sie den wohlbeleibten Schiffer lächelnd ansah.

„Sie meinen wohl, Jüngferchen! mein Bauch wäre noch eine schöne Zielscheibe gewesen? Aber so geht es. Neben mir lag ein Senhor, der drei Kugeln bekommen hatte und doch nur ein Bursche nicht viel dicker, als mein linker Arm war. Glauben Sie mir! jede Kugel hat ihre Adresse. Kurz, um in uns'rer Erzählung weiter zu kommen, (wie mein erster Steuermann zu sagen pflegte, wenn er des Morgens seine Reisemütze nahm), der Räuberkapitain war auf das Verdeck gesprungen und schwang einen blanken, aber wahrlich keinen blechernen Säbel in der Faust. Ich dachte schon bei mir selbst: Pulverchen, nun hat Deine letzte Stunde geschlagen! um so mehr, da ich mich durch einen flüchtigen Blick überzeugte, daß ich auf die noch Lebenden, nicht vielmehr, als auf ein zerkautes Ankertau rechnen konnte. Was sollt' ich thun? Ich legte meinen Handprügel nieder und wartete ab, was da kommen würde. Aber da war Sanderchen, der hatte auch nicht die geringste Lust, sich zu ergeben, und gerade, als ihn einer von den ungeladenen Gästen beim Felle packen wollte,

sprang er, wie immer ein unternehmender Wagehals, auf den Räuberkapitain selbst los und hieb nach ihm, wie ein Rasender! „Wart, Galgenvogel!" sagt' er; „halt' Ruhe da, bl . . ."

„Schon gut!" fiel ich ein; „wir brauchen diese Ausdrücke so genau nicht zu nehmen."

„Doch, doch, Singnur!" sagte Pulver; „denn ohne jene Ausrufungen würde es um Sander und mich schlecht ausgesehen haben; Sie werden es zu seiner Zeit vernehmen (wie der Dieb, der sein Urtheil erhalten hat, zu seinem Kamraden sagt, der es noch bekommen soll). Sander schlug also wild auf den Räuber los; aber da waren augenblicklich fünf oder sechs von jenen lieben Jungen bei der Hand, die ihn am Collet bei Seite zogen; und eben hob einer sein Beil auf, um ihn mit einem Complimente zu seiner Großmutter zu schicken: da befahl der Räuberkapitain in Spanischer Sprache, daß sie ihn schonen sollten; und ich, der ich ebenfalls einsah, daß der Junge besser thäte, sich ruhig zu verhalten, rief aus Leibeskräften: „Sanderchen, mein Freund! Bist Du ein Narr? Was willst Du noch ausrichten?" Als ich das sagte, guckte mich der Kapitain auf einmal an, und zwar etwas freundlicher, als die Uebrigen; dann flüsterte er einem seiner Kamraden etwas in die Ohren. Sanderchen und ich wurden zusammen gebunden und nebst Allen, die noch lebten,

auf das Raubschiff gebracht und ins Zwischendeck geworfen."

„Das war zuverläßig ganz freundlich," merkte Susanne an.

„Allerdings, wie Sie sogleich hören werden;" sagte Pulver. „Wir gingen unter Segel und blieben ungefähr vier oder fünf Mahlzeiten in diesem satanischen Loch eingeschlossen, ohne Sonne oder Mond zu sehen. Doch muß ich dem Freibeuter und seinem Koche zur Ehre nachsagen, wir bekamen, wenn auch Gefangene, besser zu essen, als auf dem Spanischen Schiffe. Endlich, wenn ich nicht irre, den sechsten Tag, schleppte man uns auf das Verdeck. Ich blickte ein Mal umher, um mich zu orientiren; aber ich will ein Schurke sein, wenn ich den Ort, wo wir uns befanden, erkannte. Ich konnte vorläufig keine andere Gewißheit bekommen, als das wir in einer Seestraße vor Anker lagen; es war salziges Wasser und so hell, daß man den Sand des Bodens und alle Fische, die hin- und herschwammen, unterscheiden konnte. Rechts und links eine Mauer von Felsen, die nach meiner Berechnung wohl fünf hundert Fuß über das Wasser emporstiegen und so steil, daß man hätte denken sollen, sie wären den Tag zuvor auseinander geborsten. Ueberall, wo auch nur ein wenig Erde und eine Ritze in dem Felsen war, an welchen sie sich festhalten konnten, grünten Bäume und Sträucher darauf. Der Kanal dagegen war an

einigen Stellen so schmal, daß die Zweige von beiden Seiten nach Art eines berceau, (wie man, glaub' ich, in Frankreich sagt —) sich zusammenneigten. Und Vögel aller Art, Tauben, Spechte, Enten und Nachtigallen, bevölkerten diesen romantischen Park und sangen, daß es eine Lust war; hie und da standen weiße, schwarze und graue Kraniche, und gafften mit einem Eigendünkel umher, wie ein Diener vor einer Sanct Niklasbude. Noch mehr Beobachtungen anzustellen hatte ich jedoch nicht Zeit; denn wir wurden in die Schaluppe niedergelassen und von dem Schiffe am Schlepptau fortgezogen, bis wir an einer geräumigen Bucht anlangten. Hier war ein Landungsplatz und eine natürliche Treppe führte den Felsen hinan. Bisweilen, wenn dann Zweige und Sträucher so dicht hingen, daß die Sonne nicht hindurch dringen konnte, herrschte auf derselben eine ägyptische Finsterniß; und Eidechsen, so flink und so glänzend, als ich sie in meinem Leben nicht gesehen habe, rannten geschäftig auf und ab. — Nachdem wir auf der Höhe angekommen waren, ging es auf der andern Seite wieder hinab in ein Thal, welches der eigentliche Aufenthalt des Seeräubers war, den Niemand ausspähen konnte, ohne den Eingang zur Seestraße und den Pfad über den Felsen zu kennen. Hier brachte man uns in eine große Scheuer, vor welcher Tag und Nacht Schildwachen mit geladenem Gewehr standen, eine,

in Bezug auf uns ziemlich überflüssige Maßregel, weil wir doch nicht gewußt hätten, wohin. Alle Tage holte man einen von den mit uns gefangenen Senhores, der dann nicht wieder kam. „Man bläst ihnen das Lebenslicht aus!" sagte dann Sander. „Mit nichten!" versetzte ich; „dann würden sie uns die Kost nicht so lange gegeben haben; man läßt ihnen vielmehr die Wahl, gehangen zu werden, oder Dienste bei ihnen zu nehmen. Das ist so Seeräubers Manier." — Wir dachten schon, nun wird die Reihe auch an uns kommen. Da trat eines Tags ein allerliebstes Jüngferchen herein, ein Mädchen von vierzehn oden fünfzehn Jahren mit einem recht freundlichen Gesichtchen und einem ganz netten Kleidchen. „Sind hier keine Holländischen Seeleute?" fragte sie in reinem Niederdeutsch. Sander und ich guckten einander an, als ob wir es zu Köln hätten donnern hören. „Aufzuwarten!" sagten wir beide. „Was befehlen Sie?" „Wollen Sie so gut sein, mir zu folgen?" sagte sie dann wieder mit einem allerliebsten Stimmchen. „Nichts lieber, als das," antworteten wir; denn wir hatten es schon lange satt, in dieser stinkenden Scheuer zu sitzen. Sie ging voraus, und die Schildwachen präsentirten das Gewehr vor ihr, gerade als ob sie eine Prinzessin wäre. Wir folgten ihr über einen Hof, und erreichten bald ein ganz artiges, zwischen hohen Kokuspalmen stehendes Sommerhaus. Hier passirten

wir abermals eine Schildwache und traten durch eine Seitenthür in ein Zimmer, wo wir einen Mann in einem geblümten Schlafrocke am Tische sitzen und eifrig mit Schreiben beschäftigt sahen. „Hier sind die zwei Holländer, Papa!" sagte das Jüngferchen. Der fremde Herr blickte auf; es war unser Räuberkapitain. — Wie heißt Du?" fragte er, indem er mich scharf ansah.

„Herrmann Pulver," sagt' ich. — „Was Teufel, sprechen Ihre Edeln auch Deutsch?"

„Du kömmst hieher, um zu antworten, nicht, um zu fragen," sagte er mit einer barschen Stimme, indem er die Augenbraunen zusammenzog. „Wie alt bist Du?"

„Fünf und vierzig Jahre," versetzte ich, mich hinter den Ohren kratzend.

„Wie hast Du Dich auf das Spanische Schiff verirrt?" fragte er weiter.

„Hierauf erzählte ich ihm die reine Wahrheit, Stück für Stück. Er hörte ganz aufmerksam zu und fragte mich alsdann, wie lange ich schon Seemann sei, ob ich Frau und Kinder zu Hause habe und so weiter. Dann wandte er sich zu Sanderchen, der ebenfalls seinen Namen und seine Jahre herbeichten mußte. — „Sander Gerritz!" sagte er dann. „Du sollst vorerst in meinem Dienste bleiben, bis ich eine andere Bestimmung für Dich finde. Amalie! bring diesen Burschen zurück und

sag Diego, daß er ihm einen Anzug besorge und ihn in seiner Arbeit unterrichte."

Bei diesem Theile von Pulvers Erzählung konnte ich nicht unterlassen, verwundert zu wiederholen. „Amalie! — Hieß seine Tochter Amalie?"

„Allerdings, Amalie!" entgegnete Pulver; „ein schöner Name für die Tochter eines Räuberkapitains. Abgesehen davon, war das Mädchen auf jeden Fall ein liebes, freundliches Ding. Sie hüpfte zur Thür hinaus und Sander folgte ihr, zweifelhaft, ob er wohl, oder übel thue; denn im Weggehen sah er mich dreimal an, wie ein Zolleinnehmer, dem sie unreine Münze in die Hand gedrückt haben. „Nun kömmst Du dran," dacht' ich. „Und Du, Herrmann Pulver!" sagte der Kapitain, „Du sollst Untersteuermann bei mir werden, weil ich den meinigen im letzten Gefechte verloren habe." — „Dafür muß ich mich doch schön bedanken!" versetzte ich. — „Was!" schrie er mit einem Gesicht, als ob er mich fressen wollte und als ob er mir ein Admiralstellchen angetragen hätte, „und warum!"

„Weil ...." entgegnete ich, zog aus meiner Tasche eine kleine Duodezbibel hervor, welche ich mir, trotz Schiffbruch und Räubern bewahrt hatte, schlug sie auf und: „Sehen Sie!" sagt' ich, das achte Gebot ihm vorhaltend.

„Das war brav gehandelt," sagte Henriette, während Susanne den dicken Mann mit solcher Ehr-

erbietung ansah, als ob sie ein innerliches Gelübde thue, wenigstens in den ersten zehn Minuten keinen Spott mit ihm zu treiben.

„Und wie nahm der Seeräuber das auf?" fragten wir alle aus Einem Munde.

Das entwickelte sich von selbst, (wie der trunkene Kellner sprach, als er mit der Treppe ins Meer rollte). — Obschon er erst etwas unfreundlich aussah, machte meine Motivirung doch Eindruck. „Ich will keinen theologischen Streit mit Dir anfangen," sagte er; „sonst würde ich Dich überzeugen können, daß dieser Artikel (er nannte es einen Artikel — der Mann war demnach nicht sehr fest in der Glaubenslehre)! „daß dieser Artikel," sagte er, „auf meinen Beruf nicht anwendbar ist. Ich bin hier so viel als Souverain, und in Krieg mit allen Nationen; nur gegen die Holländer habe ich eine thörichte Schwäche, obgleich sie es nicht an mir verdient haben. — Ich gebe Dir eine Stunde Bedenkzeit." Mit diesen Worten schlug er das Papier, welches er geschrieben hatte, ganz ruhig zusammen und stand auf, um wegzugehen. — Und wenn ich es nun nicht annehme," sagt' ich, „was dann?"

„Dann wirst Du gehangen," entgegnete er in demselben Tone, als ob er mir die Wahl gelassen hätte zwischen einem Glas Branntwein und einem Glas Medoc, und ging zur Thür hinaus."

„Da wird Ihre Stimmung eben nicht die fröhlichste gewesen sein,“ merkte ich an.

„Weiß Gott nicht,“ sagte Pulver; „aber ich war schon halb und halb darauf gefaßt und dachte: Ein Mal muß doch geschieden sein, und dann ist es doch immer besser, als ein Christ zu sterben. Daher setzte ich mich und begann, um mein letztes Stündchen so gut als möglich zu benutzen, ein Kapitel in der Schrift lesen. Als ich damit beschäftigt war, hüpfte das Jüngferchen wieder herein. „Ach Kapitain!“ sagte sie; „erzählen Sie mir doch ein Mal etwas von Holland, ich höre so gern von Holland sprechen.“

„Liebes Jüngferchen!“ sagt' ich, „das würde ich zu jeder anderen Zeit mit Vergnügen thun, aber nur jetzt nicht; denn wissen Sie, nach Verlauf einer Stunde soll ich hingerichtet werden und darum will ich meine letzten Augenblicke dazu anwenden, meine Seele der Gnade des Höchsten entgegen zu bringen, und noch ein Mal an meine arme Frau mit ihren sechs blühenden Kindern zu denken, die ich zu Hause zurückgelassen habe.“ Bei diesen Worten gingen mir die Augen über. „Wie! Sie haben Frau und Kinder?“ fragte sie und weinte auch mit, die gute, mitleidige Seele. „Will mein Vater Sie hinrichten lassen? In dem Falle werde ich ihn so lange bitten und flehen, bis er Sie begnadigt.“ — „Jüngferchen!“ sagt' ich, „es hängt von mir ab, am Leben zu bleiben; aber

dann muß ich bei Ihrem Vater Dienste nehmen, und sehen Sie, das kann ich nicht mit meinem Gewissen vereinigen." „Und warum nicht?" fragte sie mit einem ganz natürlichen Stimmchen. „Ja!" sagt' ich, „weil es Räuberhandwerk ist, welches gegen göttliche und menschliche Gesetze streitet." Da sah sie mir ganz starr ins Gesicht, ungefähr ebenso, wie kurz vorher ihr Vater, und sprach, als ob weitere Erörterungen ihr unangenehm wären: „Ich weiß es, — lassen wir das ruhen. Sie haben recht; ich bin es nur entwöhnt, dergleichen Wahrheiten zu hören. Lesen Sie fort, ich will Sie nicht stören, aber hier bleiben, um mit meinem Vater zu sprechen; es wird nicht so kommen."

„Sonderbar!" sagte Henriette, sich eine Thräne aus den Augen wischend. „Und wie kam der Vater eines solchen Mädchens dazu, Kapitain eines Raubschiffes zu sein?"

„Das ist es, was auch mir öfter im Kopf herum ging, Jüngferchen!" sagte Pulver; „aber Ihre Edeln werden noch mehr hören. Fräulein Amalie setzte sich nun mir gegenüber, schlug die Hände zusammen und sah auf Einen Punkt vor sich hin. Die Stunde war kaum abgelaufen, da trat ihr Vater wieder ein. „Wer hat Dir geheißen, hieher zu kommen?" fragte er seine Tochter. Laß uns allein." — „Nein!" sagte seine Tochter, „das thu' ich nicht, oder Du mußt mir erst versprechen,

diesen Mann frei zu lassen. Er hat Frau uud Kinder," sagte sie und faltete die Hände. „Laß ihn gehen, lieber Vater! Du wirst es ja Deiner kleinen Amalie nicht verweigern?" So gab sie ihm noch allerlei gute Wörtchen, während er mir trotzige Blicke zuwarf. Endlich schien er gewissermaßen auf andere Gedanken zu kommen. Er nahm sie bei der Hand, sagte ihr etwas in Spanischer Sprache, und brachte sie halb willig, halb sich sträubend aus dem Zimmer. Ich hörte jedoch, daß er ihr vor der Thür einen Kuß gab, das dünkte mir ein gutes Zeichen zu sein. „Nun!" sagte er wieder eintretend, „hast Du Deinen Entschluß gefaßt?" — „Ja," sagt' ich. „Und wie lautet er, kurz und gut, ohne Texte?" fragte er, „Ja, oder Nein?" — „Nein!" sagt' ich. „Also hängen?" fragte er weiter. „Nein! auch nicht," sagt' ich, „wenigstens nicht mit meiner Bewilligung." — „Du begreifst doch," sagt' er, „daß kein dritter Fall übrig bleibt. Darf ich denn Jemanden, der ein Mal hier gewesen ist, lebendig abziehen lassen, damit er, wann er nach Hause kömmt, meinen Zufluchtsort verrathe?" „Wenn das Ihre Besorgniß ist, Kapitain!" sagt' ich, „dann lassen Sie mich immerhin ruhig gehen, wäre es auch auf dieselbe Weise, als ich gekommen bin; von meinem Besuche sollen Sie nicht wieder belästigt werden, das verspreche ich Ihnen, und Andern den Weg zu zeigen, müßt' ich ihn selbst erst wissen.

'ſ iſt wahrhaftig beſſer, daß Sie mir das Leben ſchenken, man kann nicht wiſſen, wie es Ihnen ſpäter noch zu Statten kommt. Wenn z. B. die Herren der Compagnie Sie einſt erwiſchen, ſo wird es vortheilhafter für Sie ſein, daß ich zu Ihren Gunſten ſprechen kann, als daß ich jetzt am erſten beſten Aſte baumele." — Er ſchien darüber nachzudenken. „Du kannſt unſere Lebensweiſe nicht beurtheilen," ſagte er; „ein Mann muß wiſſen, was er zu thun, oder zu laſſen hat." Hierauf pfiff er, und hereintrat ein artiger Junge in einem Matroſenkleide, welchem er in Spaniſcher Sprache ſeine Befehle ertheilte. „Folg dieſem Knaben!" ſagte er dann, „der wird Dich an den Ort Deiner vorläufigen Beſtimmung bringen!" Was war zu thun? Ich machte einen Kratzfuß und folgte unſerm Freundchen, der mich in ein anderes Gebäude brachte, wo die Bande gewöhnlich ihr Mittagsmahl zu nehmen ſchien. Wie beim Thurmbau zu Babel waren hier alle Nationen und Zungen repräſentirt. Da gab es Portugieſen, Spanier, Engländer, Italiener, Franzoſen, und o der Schande! auch Holländer. Ich muß ſagen, die Schelme hatten einen Tiſch, beſſer, als ein Bürgermeiſter: Fleiſch und Geflügel allerlei Art, nebſt Wein, ſo viel ſie Luſt hatten, und zwar vom beſten. Ich dachte: Pulverchen! das iſt Alles, um Dich zu verleiten, aber dies Mal ſoll es ihnen nicht gelingen. — Inzwiſchen hatten ſich ein Paar neben

mich hingesetzt, die erzählten mir, wie gut sie es unter Don Manuël hätten, so nannten sie den Kapitain — und was für eine Dummheit ich begehen würde, wenn ich nicht bei ihnen bliebe. Dabei schenkte man mir auch ein; der Eine trank vor, der Andere nach. Aber ich lachte ins Fäustchen und sprach zu mir selbst; „Pulverchen, wenn es aufs Bechern ankömmt, dann braucht Dir's noch nicht bange zu sein; Du hast einen Bauch, der kann mit, wie Thomasvaer in der Posse sagt.“ Ueberdies hatte ich von all' dem Schwatzen eine Kehle bekommen, so trocken, als ob sie von einem Weberwamse gemacht wäre. Allmählig rückten meine Nachbarn aus Besorgniß, von der Bank zu fallen, alle heran. Dann legte mir ein Anderer ein Papier zum Unterzeichnen vor; aber ich warf es verächtlich von mir! Als hierauf der Darreicher mir zu Leibe wollte, gab ich ihm eine Maulschelle, daß er nicht nach der zweiten fragte. Da fielen sie insgesammt über mich her und banden mich und warfen mich in einen Stall, wo ich Zeit hatte auszuschlafen. Am folgenden Morgen verbanden mir vier Kerle die Augen und führten mich hinaus, so daß ich schon meinte, jetzt sei mein Stündlein gekommen, und mich als ein frommer Christ dazu vorbereitete. Aber nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde marschirt sein mochten, warfen sie mich in eine Schaluppe und nach einiger Zeit Ruderns merkt' ich am Winde, der mir aufs

Leder bließ, daß wir kurz an See waren. Bald wurde ich an Bord eines Schiffes gezogen. „Sollten sie mich jetzt nach Seemannsmanier wohl an den Zwergmast hängen?“ dacht' ich; aber auch diese Besorgniß war ungegründet. Ich hörte den Anker lichten und wir stachen in See. Es dauerte wohl zwanzig Tage, ehe die Reise zu Ende war und ich brachte diese ganze Zeit in einer Koje zu, ohne auch nur ein Mal auf das Verdeck zu dürfen, und ohne daß Jemand mich eines Blickes gewürdigt hätte. Endlich ließ man den Anker fallen; man verband mir abermals die Augen und brachte mich mittelst einer Schaluppe ans Land. Als mir das Tuch abgenommen wurde, standen wir in einem kleinen Wäldchen; welchem Lande es angehöre, davon hatte ich nicht die geringste Ahnung. Einer der Räuber, welcher Holländisch sprach, händigte mir ein Geldsäckchen ein. „Da nimm!“ sagte er, „und mach' daß Du zum T... kömmst. Du hast nur den ersten, besten Weg zu verfolgen, um Menschen zu finden. Aber wenn Du uns bisweilen begegnen und uns wieder erkennen solltest, dann rathe ich Dir, uns weder zu verrathen, noch zu verfolgen, oder...“ hier machte er eine Bewegung, die ich ganz wohl begriff. „Keine Noth,“ sagt' ich, „und glückliche Reise,“ (wie der Mann, der sich badete, zum Hai). Weg liefen sie, und ich stand allein und guckte umher, wie der dumme Töffel. Neugierig, wohin ich

gelangen würde, lief ich quer durch den Wald, bis ich ein Paar Neger traf, die mir den Weg nach Havannah zeigten; denn ich war keine zwei Büchsenschüsse davon entfernt. Ich rückte in die Stadt ein und fand gar bald bei einem alten Landsmanne, den ich dort ansässig wußte, ein Unterkommen. „Ei Kapitain Pulver," rief dieser verwundert, „kommen Sie aus der Luft gefallen?" „Geduld!" sagt' ich, „das werde ich Ihnen später einmal erzählen." Aber obschon ich am folgenden Tage mit meinem Freunde ausging und einigen Kaufleuten begegnete, in denen ich Leute von Don Manuëls Bande zu erkennen meinte, und obschon eine wohlgerüstete mit Kupfer beschlagene Brigg unter Portugiesischer Flagge im Hafen lag, welche gar wunderliche Vermuthungen bei mir erregte, so hielt ich es doch für rathsam, so lange ich dort blieb, reinen Mund zu halten. Glücklicherweise fand sich einige Tage später Gelegenheit, nach Curacao zu fahren, wo der Prinz zu Pferde eben die Anker lichten wollte. Das Erstaunen meiner Mannschaft, welche schon längst überzeugt war, daß ich in dem großen Wasserbecken für immer meinen Durst gelöscht, können Sie sich denken. Nun frag' ich Sie, ob Kapitain Pulver nicht seltsame Abenteuer erlebt hat?"

„Mich dünkt, man hat Ihnen arg mitgespielt," sagte Susanne; „aber Sie scheinen dem Ungemach nicht unterlegen, vielmehr gegen die Unterdrückung

stark geworden zu sein. — Und haben Sie nie von jenem Räuberkapitain wieder etwas vernommen?"

„Nein," antwortete Pulver; „und ich trug auch gar kein Verlangen, die Bekanntschaft zu erneuern, (wie der Dieb zu dem Henkersknechte sagte). Aber ich vermuthe, daß er ungefähr ein Jahr nach jener Affaire verschwunden ist, — wenigstens habe ich von ihm nie, wohl aber von einem andern Seeräuber, der unter dem Namen Schwarzer Peter bekannt und kein Haar besser war, als sein Vorgänger, später sprechen hören."

„Schwarzer Peter!" wiederholte Henriette. „Ist das derselbe, von welchem man behauptet, daß er hier in der Umgegend herumschwärme und die Wege unsicher mache?"

„Pfui! laßt uns nicht über Diebe sprechen, die so in der Nähe hausen," sagte Susanne, „das giebt nur schlaflose Nächte. Kapitain, haben Sie auch von Ihrem Freund Sander nie wieder etwas gehört?"

„Nein," antwortete er; „ich fürchte, daß er am Räuberleben Gefallen gefunden hat; denn er war immer ein unternehmender Gesell; es wäre Jammerschade um ihn; aber das Blut tropft, wo es nicht rinnen kann."

Die Damen fragten den Kapitain noch über viele Einzelheiten. Ich für meine Person war nachdenkend geworden. Denn die Beschreibung von

Don Manuël und seiner Tochter Amalie hatte bei mir sonderbare Vermuthungen erregt, denen ich wider Willen nachhing. Vor Begierde brennend, nähere Erkundigungen einzuziehen, wartete ich den Zeitpunkt ab, wo die jungen Mädchen ihren Nachfragen ein Ende machten und sich mit Füttern der Goldfasane belustigten, an deren Behälter wir eben angekommen waren, während Pulver mittelst eines Brennglases seine frischgestopfte Pfeife ansteckte; da bat ich ihn, mir den Seeräuber doch möglichst genau zu beschreiben.

„Wie gesagt," antwortete er; „ein großer starker Mann, mit einem Sombrero auf dem Kopfe, in einer Gärtnerjacke und einer Schifferhose, mit einer Kuppel Pistolen ..."

„Ganz recht," fiel ich ein, „und nachher im Schlafrock; aber sein Gesicht?"

„Ein schöner Schlag von einem Burschen; ein Paar flinke Augen ... was könnte ich weiter darüber sagen?"

„Und seine Tochter?"

„Ein sehr artiges Mädchen, ob schwarz, oder blond, weiß ich nicht mehr; ein feines Gesicht ... und von Statur, wie ein Mädchen von vierzehn, funfzehn Jahren."

Mit dieser Auskunft mußt' ich mich für den Augenblick wohl zufrieden stellen; denn die Glocke,

welche uns die Ankunft neuer Gäste verkündigte, rief uns soeben wieder nach Hause zurück. Wir fanden den Eigenthümer von Güldenhof und seinen Sohn auf der Stufe, im Gespräch mit Tante und van Baalen. Herr Bläck war der erste, der auf uns zukam. Seine Kleidung schien mir viel ausgesuchter, sein Gesicht freundlicher und sein Ton höflicher, als damals in seiner Kuppel. Er grüßte uns auf eine sehr verbindliche Weise, sagte Susannen etwas Schmeichelhaftes, küßte Henrietten, wendete sich dann zu mir, drückte mir die Hand und bat mich um Entschuldigung, wenn er mich auf Güldenhof nicht nach Gebühr empfangen habe. „Aber mein lieber Herr Huyck!" sagte er, „es wirkte auch Alles zusammen, mir eine falsche Meinung von Ihnen beizubringen: Ihre Kleidung, die Ueberraschung des Augenblicks, das Gerede von Diebereien, die in der Nachbarschaft begangen worden waren und dergleichen mehr. Nun! Sie sind mir doch nicht böse? Ueberzeugen Sie mich ja recht bald durch einen Besuch vom Gegentheil! — Sie werden mir stets willkommen und auch meinem Sohne wird es ohne Zweifel angenehm sein, nähere Bekanntschaft zu machen. — Erlauben Sie mir, Sie einander vorzustellen. Ludwig war recht verstimmt," setzte er hinzu, indem er sich zu Henrietten wandte, „darüber, daß Sie, ohne ihm etwas davon zu sagen, hieher ausgeflogen waren. Sie wissen, daß in

Ihrer Abwesenheit Güldenhof wenig Anziehendes für ihn hat."

„Das wüßt' ich eben nicht, Oheim!" entgegnete Henriette; „konnte ich's ihm denn sagen? hat er sich denn in den letzten zwei Tagen zu Hause sehen lassen?"

Inzwischen hatte sich Ludwig auf den Wink seines Vaters genähert, doch nicht mit der Eile, welche ihn, nach Herrn Bläcks Vorgeben, zu seiner Nichte zog.

„Komm Ludwig!" sagte sein Vater, „ich weiß Du wirst vor allen Dingen mit Jettchen ein wenig zu schmollen verlangen; aber erst muß ich Dich Herrn Huyck vorstellen und auch Dir die Gelegenheit geben, ihn für unsern Irrthum und unsere Unhöflichkeit um Verzeihung zu bitten."

Ludwig und ich grüßten einander mit jener kalten Höflichkeit, welche der Anstand auch denen vorschreibt, die einander nicht leiden mögen.

„Wir haben die Bekanntschaft schon erneuert," sagt' ich.

Ludwig sah mich von der Seite an und begann hierauf, wahrscheinlich, um mich zu meiden, mit Henrietten ein eifriges Gespräch, so daß seines Vaters Gesicht voll Zufriedenheit glänzte, und die Bücklinge, womit ihn Kapitain Pulver begrüßte, kaum bemerkte.

Als nun angekündigt wurde, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei, begaben wir uns in den Speisesaal: Tante setzte sich zwischen die beiden alten Herren; neben van Baalen bekam Kapitain Pulver seinen Platz, dann folgte meine Wenigkeit, dann Henriette, Ludwig und Susanne. Ich benutzte, wie man leicht denken kann, die Gelegenheit, meiner Nachbarin alle mögliche Aufmerksamkeit zu beweisen, ohne mich darum zu bekümmern, daß ihr Oheim dies ziemlich unfreundlich aufnahm und es in Gedanken wahrscheinlich schon beklagte, daß er mir den Zutritt zu seinem Hause geöffnet hatte. Susannen dagegen, und selbst Tanten entging diese Veränderung in Herrn Bläcks Mienen nicht und sie fingen in dieser Beziehung allerlei Neckereien an.

„Ach Mefrau!" flüsterte er endlich lächelnd; „es gab eine Zeit, wo ich in Ihrer Gegenwart nicht zurückhaltend war, und es würde von Ihnen abhängen, diese Zeit wiederkehren zu lassen.

„Freilich! Es ist ein Hauptstück aus der alten Geschichte, das Ihnen vorschwebt," sagte Tante lachend.

„Wie fangen Ihre Edeln es doch an, solche herrliche Erbsen zu bekommen?" fragte Herr van Baalen dazwischen. „Aus meinem Garten im Diemersee kann ich sie so schmackhaft nicht bekommen."

„Sagen Sie das nicht," versetzte Tante, „ich erinnre mich sehr gut, bei Ihnen dergleichen bis spät

im September gegessen zu haben, da die meinigen schon lange zu Ende waren."

„Ja! bei meinem vorigen Gärtner, aber der jetzige hat keine Ahnung davon. 's ist, als ob ich mich immer mit Leuten behelfen müßte, die von ihrem Fache keine Kenntniß haben."

„Wie gefallen Ihnen die braunen Langschwänze, die Ihre Edeln auf dem Palmmarkte von Govert Sperber gekauft haben?" fragte Ludwig Herrn van Baalen.

„Hm!" antwortete dieser, den Kopf schüttelnd, da kann ich Ihnen eben nicht viel Erbauliches sagen! Die Thiere laufen zwar rasch genug; aber es fällt mir etwas schwer, sie im Futter zu erhalten. Ich werde einige verabschieden müssen. Auf dem Palmmarkte wären noch vorzüglichere zu bekommen gewesen; aber sie waren eben verkauft, als ich dazukam. 's ist, als ob ich immer zu spät kommen müßte. Aber da fällt mir etwas ein: das Gespann, mit welchem ich heute hier bin, wäre gerade so etwas für Sie; haben Ihre Edeln es schon gesehen?"

„Ich danke Ihnen," sagte Ludwig, „ich habe vorläufig Pferde genug; aber ich werde sie sogleich ein Mal in Augenschein nehmen."

Das Gespräch wurde nun allmälig allgemein. Pulver, der nicht verfehlte, Tantens guten Wein zu preisen und zu betheuern, daß er seit seiner Gefangenschaft bei den Räubern einen solchen Saft nicht

gekostet hätte, ergötzte uns bisweilen mit seinen lustigen Einfällen, und van Baalen zwang uns durch seine Sucht, sich über Alles zu beklagen, manches Lächeln ab. Die Aeußerungen des alten Herrn Bläck waren meistentheils sehr treffend und verständig, und er gefiel mir heute in jeder Hinsicht besser, als bei unserem ersten Zusammentreffen. Doch schien es mir, als drücke diesen Mann etwas schwer auf dem Herzen, ein Dämon, der ihm mitten im fröhlichsten Gespräche plötzlich seiner heiteren Stimmung beraubte und sich zwischen ihn und seinen Frohsinn stellte, wie eine Wolke vor die helle Morgensonne. Nicht wie Jemand, der etwas Böses im Schilde führt, oder jeden Augenblick einer Missethat fähig ist, wohl aber wie Jemand, der eine frühere Verirrung schmerzlich bereut, sah er aus. Tante schwatzte inzwischen wacker fort und schmiedete allerlei Pläne zu fröhlichen Partien für die Zukunft. Susanne machte zuweilen einen Witz dazwischen und Ludwig schien ungewöhnlicherweise seiner Cousine sehr zugethan.

Herr Bläck wollte eben das Gespräch auf die unlängst in der Nachbarschaft verübten, unverschämten Diebstähle lenken: da kam ein Diener und flüsterte mir ins Ohr, daß ein Herr draußen sei, der mich zu sprechen wünsche.

„Mich?“ wiederholte ich mit einiger Verwunderung. „Da hast Du sicher falsch gehört. Wer kann mich hier sprechen wollen?“

„Es ist doch keine Gefahr dabei?“ fragten die Damen, wie aus Einem Munde.

„Von wannen kömmt er? Ist es Jemand aus Amsterdam?“ fragte Tante.

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Diener; „es ist ein Monsieur in Schwarz und wenn ich mich nicht irre, derselbe, der in dem Häuschen des Meister Roggeveld wohnt.“

„Und dieser will mich sprechen?“ fragt' ich. „Ich kann nicht begreifen . . .“

„Sie müssen doch einmal zusehen,“ sagte Tante, „und uns dann Bericht erstatten. Jovis! führe den Herrn ins Seitenzimmer.“

„Die Gesellschaft möge gütigst entschuldigen,“ sagt' ich, stand auf und folgte dem Rufe; aber wer denkt sich mein Erstaunen, als ich auf einmal dem leibhaftigen Schwarzen Peter gegenüber stand!

Fünftes Kapitel.

Der Schwarze Peter giebt Ferdinanden einen Auftrag und Susanne gewinnt einen großen Kuchen.

„Wie!“ rief ich aus, indem ich den Straßenräuber anstarrte: „Sie wagen es . . .!“

„Ich wage nichts, mein Herr Huyck!“ entgegnete er; „denn ich weiß, daß Ihre Edeln der Mann nicht sind, der mich verrathen wird.“

„Aber!“ versetzt' ich, „ich kann nicht begreifen, was Sie mir zu sagen haben.“

„Zuerst fühle ich mich gedrungen, Ihnen meinen verbindlichsten Dank zu bezeigen für das Stillschweigen, welches Ihre Edeln in Betreff unserer Begegnung bewahrt haben.“

„Und woher wissen Sie,“ fragt' ich einigermaßen verwundert, „daß ich geschwiegen habe?“

„Woher?“ fragte er lächelnd, „als ob ich das nicht sattsam aus den Folgen abnehmen könnte. Wenn Ihre Edeln nur ein Wort gesprochen, nur ein Zeichen gegeben hätten, so wären die Landhaifische mir schon längst am Kragen und ich würde jetzt nicht so ruhig wie ein Admiral auf seinem Verdecke hier vor Ihnen stehen; denn obschon man noch immer nach dem Schwarzen Peter sucht, so tappt man doch völlig im Finstern. Dessenungeachtet will ich mich nicht länger der Gefahr aussetzen, stündlich stranden zu können und denke deshalb, diesen Hafen zu verlassen.“

„Sie thäten besser,“ sagt' ich, „Ihre Profession die Sie doch nie zu einem glücklichen Ziele bringen wird, ganz aufzugeben.“

„Leider, hängt es nicht von uns selbst ab, mein Herr!“ entgegnete er mit einem traurigen Blicke

und einem tiefen Seufzer, mit freiem Willen ein Ziel zu verfolgen? Kann ich gegen Wind und Strom schwimmen? Und muß man nicht, wenn das Wasser verläuft, die Warnungspfähle versetzen? Wie würde ich nach einer so abenteuerlichen Laufbahn im Stande sein, meinen Wandel zu verbessern und unter einer bessern Flagge zu segeln? Wenn ich Ihnen, mein Herr, z. B. vorschlüge, mich als Lakai in Dienst zu nehmen, würden Ihre Edeln sich dazu verstehen?"

„Sie wissen," antwortete ich, ob dieser Idee lächelnd, daß man keinen Lakai miethet, ohne Zeugnisse über sein gutes Betragen zu sehen, und ich zweifle, daß die Ihrigen mir genügen würden."

„Das dürfen Ihre Edeln nicht nur so verreden," entgegnete er, aus einer schwarzledernen Brieftasche einige Papiere hervorziehend, die er auf dem Tisch auseinander legte. „Ich habe hier eine Menge Zeugnisse von den vornehmsten Einwohnern von Batavia und dem Kap, die alle beurkunden, daß die Person Joachim Weerglas ihnen als Kammerdiener, Schreiber und Hofmeister mit der größten Pünktlichkeit gedient hat. Ueberzeugen Sie sich, mein Herr! Sie sind so genügend, als ..."

„Als sie falsch sind," fiel ich ein, „was haben Sie mit Certificaten von einem Joachim Weerglas zu thun, der vielleicht nie gelebt hat?"

„Ganz gewiß hat der Mann gelebt," antwortete er, die Papiere wieder zusammennehmend; „aber die gute Seele hat sie nicht mehr nöthig, da er seit Jahren unter den grünen Wellen schläft. Aus diesem Grunde habe ich mir um so weniger ein Gewissen daraus gemacht, mir seinen Namen und seine Papiere zuzueignen, welche letztere doch für Niemanden mehr Werth haben, mir dagegen sehr nützlich sind, wenn dieser oder jener Häscher mich befragt und ersucht, meine Farben zu weisen. — Aber auch auf meinen eigenen Namen habe ich sehr gute Certificate, die Ihre Edeln vielleicht respectabler finden."

Mit diesen Worten öffnete er einen verborgenen Theil seiner Brieftasche und zog daraus wiederum einige Papiere hervor.

„Was sagen Sie dazu?" fragte er, indem er mir eins der Beweisstücke einhändigte.

Ich nahm es und las nicht ohne Erstaunen eine von dem Grafen von Talavera unterzeichnete Schrift, welche bestätigte, daß Sander Gerritz, gebürtig aus Amsterdam, ihm mit unerschütterlicher Treue und rühmlichen Eifer gedient hatte.

„Das kann wohl ebenso falsch sein, als die übrigen," sagt' ich und gab es ihm zurück.

„Oho! man kennt sowohl auf unsern Comptoiren, als auf dem Landessecretariat sehr genau des Grafen von Talavera Unterschrift. — Aber hier sind noch mehr Papiere, alle von bekannten und noch lebenden

Personen. Erstens das Attest vom Schiffskapitain Slingertauw, mit welchem ich als halberwachsener Backfisch drei Reisen nach Ostindien gemacht habe; dann vom Schiffskapitain Blaauwketting, bei welchem ich zwei Jahre Steuermannslehrling gewesen bin; drittens vom Kapitain Wydwimpel, bei dem ich Untersteuermann war; viertens vom Kapitain Pulver, dessen . . ."

„Dessen Handschrift wir auf der Stelle prüfen lassen könnten," fiel ich ein; „denn der Mann befindet sich im Speisesaale."

„Verdammt, sollte er?" rief Sander, seine Papiere schnell einsteckend. „Ich wünschte die alte Pechhose wohl noch ein Mal wiedersehen; wenn man nur nicht durch Bekanntschaft weitere Bekanntschaft machte und auf diese Weise Dinge von mir ruchbar würden, welche ich lieber für mich behalte."

„Darf ich mir wohl eine Frage erlauben," nahm ich das Wort wieder, „ob unter diesen Certificaten keins ist von einem gewissen Don Manuël, unter dem Sie wahrscheinlich ebenfalls gedient haben?"

Sander sah mich eine Weile mit einem durchdringendem Blicke an. „Ihre Edeln fragen mich noch?" versetzte er darauf, „und wissen doch so gut, als ich, daß der Mann, wenn auch sein Name etwas vornehmer und schöner lautet, dabei ist. — Aber davon abgesehen, Ihre Edeln können aus diesem allen schließen, daß ich unter meiner eigenen Flagge

nicht fahren darf, mithin wohl falsche Farben tragen muß. Wie will ich nun meinen Wandel verbessern, da ich so oder so gezwungen bin, die Leute entweder zu betrügen, oder zu bestehlen?"

„Mein Vater," sagt' ich, „ist ein rechtschaffner Mann, wenn Sie sich zu ihm begäben, ihm Ihren Lebenslauf und den aufrichtigen Wunsch ein besserer Mensch zu werden, offenherzig zu erkennen gäben: so würde er wahrscheinlich im Stande sein, für Ihre begangenen Missethaten Vergebung auszuwirken und Ihnen eine bessere Aussicht für die Zukunft zu öffnen."

„Wenn auch," sagte Sander, „das Schiff noch so leck und die Brandung noch so grimmig ist, so wird doch der Matrose, um sein Leben zu retten, nicht über Bord springen, sobald Haie vor dem Bug lauern. Ich danke Ihnen, mein Herr Huyck! aber ich habe meinen Nacken zu lieb, als daß ich Ihren Vorschlag annehmen könnte. Ich beabsichtige vielmehr, nach Rußland, oder Norwegen zu gehen, und zu versuchen, ob man mich dort brauchen kann; denn das Lauern hinter den Gesträuchen und das Erbrechen der Nachtschlösser ist kein Geschäft für Jemanden, der eine Korvette commandirt hat."

„Der Himmel sei mit Ihnen!" versetzte ich; „haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen? Die Gesellschaft drüben wartet auf mich und . . ."

„Und die eines Gesellen, wie ich, fängt an,

Ihnen lästig zu werden; das begreife ich und will es daher kurz machen. Diese Kleinigkeit wünschte ich als ein Andenken an unsere Begegnung und als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit von Ihnen angenommen zu sehen."

Mit diesen Worten bot er mir einen schönen Brillantenring an, den ich natürlich zurückwies. „Denn ich muß sehr bezweifeln," sagt' ich, „daß Sie ein Recht haben, diesen Ring zu verschenken und überdies wünsche ich sehr, keine Verpflichtung gegen Sie zu haben."

„Der Ring gehört mir," sagte Sander, „ich habe ihn mit dem Schwerte erbeutet von einem Kaper, der in unser Jagdrevier gekommen war, um zu plündern, und den wir zwangen, sich zu ergeben. Aber wollen Sie ihn nicht, nun gut, so bleibe ich Ihr Schuldner. Zweimal schon sind Sie mir begegnet; auch dies Mal glaube ich, auf Ihre Verschwiegenheit rechnen zu können."

„Noch vier und zwanzig Stunden," sagt' ich, „will ich Ihnen diese zusichern; dann aber halte ich es als Bürger für meine Pflicht, Ihren Aufenthalt zu entdecken."

„Nach vier und zwanzig Stunden mögen Sie meinetwegen auf den Dächern ausposaunen, daß Sander Gerritz, Joachim Weerglas und der Schwarze Peter Eine und dieselbe Person sind."

„Gut! Nun machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich höre die Gäste schon aufstehen.“

„Nun noch eine Bitte: vielleicht kennen Ihre Edeln in Amsterdam einen gewissen Poeten, Namens Lucas Helding.“

Ich bejahte es.

„Würde ich Sie wohl damit belästigen dürfen, ihm dieses Geld einzuhändigen? Der Mann ist es bedürftig, und ich weiß, daß es ihm nicht ungelegen kommen wird.“

Hiermit zog er ein Geldsäckchen hervor und hielt es mir hin.

„Was!“ rief ich erstaunt. „Gehört auch Helding zu der Bande?“

„Nein, mein Herr! — Aber ich habe den Mann früher wohl gekannt, und weiß, daß er Nahrungssorgen hat und von den Brocken leben muß, die reiche Leute ihm wie einem Hunde zuwerfen. Ich behalte noch genug, die Reisekosten zu bestreiten und kann dieses also missen.“

„Verschonen Sie mich,“ sagt' ich; „denn wenn der gute Mann die Geschichte dieses Geldes kennte, so würde er es nicht einmal annehmen wollen.“

„Der Henker hole diese Aengstlichkeit!“ sagte Sander und biß sich in die Lippen. „Der Mann, welchem ich dies Sümmchen abgenommen habe, war ein Fremdling, der vielleicht in Moskau oder Wien zu Hause ist und dem ich es nicht zurücksenden kann.

Ich will mich dessen entledigen. Kann ich besser handeln, als es zu Almosen zu bestimmen? Und habe ich denn kein Recht, Jemanden damit zu unterstützen, der arm und brav ist?"

„Sie würden wenigstens gerechter handeln," antwortete ich, „wenn Sie es den Leuten zurück gäben, die Sie hier in der Nähe bestohlen haben; Schuldentilgung geht über Almosen."

„Schuldentilgung!" rief er ungeduldig aus; „als ob ich bei ihm keine Schuld zu tilgen hätte! Hören Sie mein Herr! und urtheilen Sie. Vor sechs Jahren, ehe ich mit dem Kapitain Pulver aussegelte, hatte ich mit Heldings Tochter Bekanntschaft — ein Engel von Bravheit, die Lust ihres Vaters und aller, die sie kannten. Wir hatten einander lieb, sie sollte meine Frau werden, sobald ich Steuermann wäre. Abends vor meiner Abreise, da wir beide allein waren . . ." Hier begann Sander zu schluchzen.

„Ich verstehe Sie," sagt' ich, betroffen über die Gemüthsbewegung des Mannes, in welchem, ungeachtet seiner Missethaten, die gute Saat doch nicht ganz erstickt zu sein schien. „Sie waren zu unternehmend, und das Mädchen vielleicht zu schwach . . ."

„So ist es, mein Herr! — Ich ging auf Reisen, hatte mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen, wurde von Seeräubern gefangen genommen, und trat,

weil mir nichts Anderes übrig blieb, bei ihnen in Dienst. Nachdem ich mir das Vertrauen und die Gunst ihres Oberhauptes erworben, stieg ich gar bald bis zum Lieutenant. Wie er uns verließ, wie ich nach seinem Weggange selbst den Oberbefehl erhielt, und den Namen des Schwarzen Peters nicht weniger berühmt machte, als der Don Manuëls gewesen war, das zu erzählen ist jetzt keine Zeit. Das Glück wich endlich von mir; ich wurde gefangen genommen, entwischte aber und kam auf einem Holländischen Schiffe zurück. Zu Helvoet wurde ich jedoch durch einen Kapitain erkannt, dessen Fahrzeug ich geplündert hatte. Abermals entwischte ich den Henkern, die mich suchten, und führte seitdem ein unstätes Leben. Aus dem Seeräuber wurde nun ein Straßenräuber; aber dieser letzte Beruf wurde mir, wie ich Ihnen bereis sagte, bald zuwider. Indessen stellte ich dabei Nachforschungen über Klärchen an; denn, obschon ich in Westindien die Hoffnung, sie je wieder zu sehen, aufgegeben und ihr Bild in den Hintergrund gedrängt hatte, so war es doch bei meiner Zurückkunft in mein Vaterland, als ob meine Liebe mit doppelter Kraft wieder auflebte. Aber ach, mein Herr! was mußte ich hören? Sie hatte ihren Vater verlassen, war von einem Laster zum andern übergegangen und führte nun ein ungebundnes Leben. — Zwar weiß ich, daß es nur theilweise meine Schuld ist, und dennoch kommt es mir

vor, als hätte ich dies ganze Elend verursacht. — Habe ich nun bei dem alten Manne keine Schuld zu tilgen?"

Sanders Gesichtszüge hatten während dieser, von beständigem Schluchzen begleiteten Erzählung dieselbe Blässe und Gemüthsbewegung gezeigt, welche mir des Morgens in der Kirche aufgefallen waren. Nun wurde es mir klar, warum das Gemälde des Predigers einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Helding wird, wenn dies alles wahr ist, nichts von Ihnen annehmen wollen," wiederholt' ich, weil ich selbst nicht wußte, was ich dazu sagen sollte.

„Helding weiß ja nicht, darf ja nicht wissen, von wem dies Geld kömmt. Noch ein Mal bitt' ich Sie inständig, händigen Sie dies dem guten Manne ein."

„Haben Sie keine andere Gelegenheit?" fragt' ich, einigermaßen verwirrt; denn ich hörte die Gesellschaft durch den Gang kommen und auf die Stufe treten.

„Ich habe unter meinen Bekannten," antwortete er, „keinen, welcher zu einen solchen Auftrag ehrlich genug wäre. — Hier liegt das Geld, — ich nehme es nicht wieder auf, — Sie werden — Sie müssen es besorgen."

„In Wahrheit!" entgegnete ich, „diesen Auftrag kann ich nicht mit meinen Gewissen vereinigen;

er würde mich ja zum Hehler von gestohlnem Gute machen.“

„Leben Sie wohl, mein Herr! Gott segne Sie!“ Hiermit verbeugte er sich und öffnete die Thür zum Weggehen, rannte aber mit Jemand, der gleichzeitig eintreten wollte, unsanft zusammen.

„Bitte tausendmal um Vergebung!“ rief Kapitain Pulver, denn Niemand anders war es; „ich wollte nur meinen Hut suchen, den ich hier abgelegt habe...; aber was seh' ich! Der Teufel soll mich holen, wenn nicht...“ Bei diesen Worten sperrte er, vor Sander stehend, Maul und Nase auf. Dieser war einen Augenblick bestürzt, sammelte sich aber wieder, kehrte, indem er mich noch einmal grüßte, das Gesicht von Pulver ab und wollte das Zimmer verlassen.

„Aber zum Henker!“ rief Pulver, der ihm wieder in die Fronte gerückt war, „habe ich Recht, oder habe ich Unrecht? Sind, wenn ich fragen darf, Ihre Edeln nicht...“

„Ihr Diener, Singnur!“ sagte Sander und begab sich eilig über die Flur nach der Hausthür.

„Mit Ihrer Erlaubniß! nur ein Augenblickchen Geduld!“ rief Pulver ihn verfolgend. „Sander, sind Sie es? oder sind Sie es nicht? Sanderchen! kennen Sie Kapitain Pulver nicht mehr?“

Sander sah wahrscheinlich, daß ihn aus dieser Klemme nur Unverschämtheit retten konnte. Er drehte

sich an der Hausthür um, trat mit einem festen Schritte auf Pulver zu und sah ihm steif ins Gesicht.

„Singnur!" sagte er, „hier findet ein großer Irrthum Statt. Ihre Edeln haben einen Unrechten vor sich. Mein Name ist Joachim Weerglas. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen."

Mit diesen Worten machte er rechts umkehrt, ließ Pulver in Verwirrung stehen, schritt die Stufen hinab, grüßte im Vorbeigehen höflich die auf dem Vorplatze stehende Gesellschaft, und entfernte sich ohne Uebereilung.

„Nun! da soll sich doch gleich mein Fockmast in eine Nachtkerze verwandeln," sagte Pulver ihm nachsehend, „wenn ich je eine solche Aehnlichkeit gesehen habe."

„Ich muß gestehen, Neffe!" sagte Tante, nachdem ich den Geldsack in mein Zimmer gebracht hatte und wieder zum Vorschein kam, „dieser Monsieur ist sehr langsam im Expectoiren. Was hatte er denn mit Ihnen zu verhandeln?"

„O! ziemlich viel," sagt' ich; „mehr als ich jetzt erzählen kann."

„Wer war denn dieser Herr?" fragte Susanne, „mich dünkt, ich habe ihn heute Morgen in der Kirche gesehen."

„Du hättest besser gethan," sagt' ich, der ich dem Gespräche eine andere Wendung zu geben

wünschte, „den Prediger anzusehen, als die jungen Herrn zu belauern.“

„Kann ich dafür?“ entgegnete Susanne; „dieser Mann zwang mich wohl, ihn anzusehen; denn er schluchzete so laut, daß es Jedermann hörte.“

„In der That,“ sagte Henriette, „nun erinnre auch ich mich, ihn bemerkt zu haben. Er schien durch die Predigt sehr gerührt.“

„Possen!“ sagte Susanne, „er heulte aus Verdruß, indem er daran erinnert wurde, daß er aus Mangel an baarer Münze auf alle Kirmeßvergnügen würde verzichten müssen, welchen Zustand Dominé so treffend schildert, wenn er eine Dulcinea bitten:

Johann! kauf mir eine Kirmeß!

und darauf antworten läßt:

Schönes Mädchen! ich habe kein Geld.“

„Jetzt bist Du doch nicht auf dem rechten Wege, Suschen!“ sagt' ich; „denn er kam im Gegentheil, mich um die Erlaubniß zu bitten, mit Dir zur Kirmeß gehen zu dürfen.“

„So!“ Und ich hoffe, daß Du gesagt hast: Wenn es Ihnen beliebt.“

„Ich sagte, wir wären schon Herren genug.“

„Ei pfui! so werde ich nie einen Freier bekommen, wenn Du sie auf eine solche Weise abfertigst. Aber Kapitain Pulver! Was bedeutet das? Sie sehen diesem Monsieur noch nach, obgleich er schon lange verschwunden ist. Ich habe wohl gehört, daß

die Seeleute durch Uebung ein scharfes Gesicht bekommen; aber bezweifeln muß ich doch, daß Sie ihn noch durch die Blätter hindurch erkennen können."

„Kapitain Pulver glaubt den Mann zu kennen," sagt' ich.

„Ja wahrlich!" sagte Pulver, wie aus einem Traume erwachend; „und ich glaube es noch."

„Kennen Sie Monsieur Weerglas?" fragte Tante.

„Monsieur Weerglas!" wiederholte Pulver. „Ich habe nie ein anderes Wetterglas gekannt, als dasjenige, welches ich an Bord gebrauchte, und von Michael Blut auf dem Seedamme verfertigt ist. Aber ich kann nicht leugnen, daß der Mann meinem Untersteuermann Sander Gerritz, von dem ich heute erzählt habe, gleicht, wie ein Wassertropfen dem andern."

„Der Kapitain," sagte Susanne zur Tante, „dachte wie Phokas bei Corneille:

Tombai-je dans l'erreur ou si j'en vais sortir?"

„Ja Jüngferchen! wenn ich Französisch verstände," sagte Pulver, „dann würde ich das vielleicht gedacht haben; aber ich habe diesen Kornoelje *) nie gekannt."

„Was da!" sagte Tante; „laßt den Mann gewesen sein, wer er will, und unsern Spaziergang

*) Im Holländischen Kornelkirsche.

fortsetzen. Da ist van Baalen mit Herrn Bläck schon eine Strecke voraus und sie sind so eifrig über den Wechsel auf London im Gespräch, daß sie unser Zurückbleiben gar nicht merken. Und wo ist Herr Ludwig?"

„Ich glaube nach dem Stalle," sagte Henriette, „um die Pferde des Herrn von Baalen zu sehen."

„Ach! wenn er unserer Gesellschaft Pferde vorzieht," sagte Susanne, „dann will ich nur gar nicht mehr darauf rechnen, von ihm heute Abend zur Kirmeß geführt zu werden; vielleicht bleibt mir Kapitain Pulver treu; sonst bin ich ganz ohne Freier."

„Tante hat vollkommen recht," sagt' ich leise zu Henrietten; „das Gespräch von diesem Monsieur Meerglas abzuleiten. Mich wenigstens hat er lange genug einer Gesellschaft entzogen, die mir über Alles angenehm ist."

„Mein Herr!" antwortete Henriette, „Sie erinnern Sich wohl unserer Uebereinkunft in der Kuppel, alle Complimente bei Seite zu lassen."

„Ich kann wahrlich nichts dafür," sagt' ich, „daß Sie zwischen Wahrheit und Complimenten keinen Unterschied zu machen wissen."

Unter solcherlei Gesprächen gingen wir weiter; Susanne hatte sich an den Seemann angeschlossen, dem sie allerlei Fragen vorlegte, und Tante lief bald rechts, bald links, um Blumen zu pflücken, welche sie alsdann den jungen Mädchen anbot. Nach einiger

Zeit gesellte sich Ludwig wieder zu uns, oder vielmehr zu van Baalen, mit welchem er nach langem Feilschen und Bieten über die Harttraber des Handels einig wurde unter der Bedingung, daß er sie noch ein Mal probiren dürfte.

Nach Hause zurückgekehrt, wartete unser der Theetisch und während wir gewürzhafte Flüssigkeit tranken, lenkte ich, um mich aller Unsicherheit zu überheben, das Gespräch auf die Spanischen Angelegenheiten, wobei ich von ungefähr fragte, ob Jemand den Grafen Talavera je hätte nennen hören.

Es kam mir vor, als ob Herr Bläck bei dieser Frage die Farbe etwas veränderte; obgleich er sich stellte, als ob er sie nicht gehört hätte; van Baalen aber beeilte sich zu antworten:

„Den Grafen von Talavera! Wer sollte den nicht kennen? Er war Vlies=Ritter, Grand von Spanien, Admiral von Castilien, Günstling des Königs, mit einem Worte, ein Schooskind des Glückes; — aber das Blättchen wendet sich, sagt Brodero; und auch mit ihm hat es sich einmal gewendet. Er fiel in Ungnade, machte sich aus dem Staube und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.“

„Sie haben Recht,“ versetzt' ich: „nun erinnre auch ich mich, früher von dem Mann gehört zu haben.“

„Still! still doch!“ sagte Tante, während sie van Baalen mit dem Ellnbogen anstieß.

„Eigentlich,“ fuhr er, die geheimen Winke Tantens nicht verstehend, fort, „stammte er aus Gelderland und begann seine Laufbahn in vaterländischen Diensten. Herr Bläck wird sich des Baron von Lintz wohl erinnern?“

„Ich, mein Herr?“ fragte Herr Bläck, während er Mühe hatte, die in seiner Hand zitternde Tasse, an den Mund zu bringen. „Mit Ihrer Erlaubniß ... nein ... ich erinnere mich nichts von ihm.“

„Nichts! Ist denn nicht ... O! Wie kann ich so dumm sein?“ sagte van Baalen, indem er sich selbst mit der Faust vor die Stirn schlug; „wahrlich ich hatte Ihr Verhältniß zu diesem Herrn vergessen und bitte nun sehr um Entschuldigung; ich habe mich schändlich versprochen. So etwas kann nur mir allein geschehen. Ich bin der unglücklichste Mann von der Welt!“

Ich für meine Person war noch eben so klug wie vorher. Herr Bläck hatte sich von seinem Schrecken kaum erholt; van Baalen entschuldigte sich noch und Henriette sah mit ihren großen, schönen Augen beide abwechselnd an, als ob sie um Aufschluß bitte. Tante reichte Confect herum und that ihr Bestes, um die Aufmerksamkeit von dem fatalen

Puncte abzuziehen. Ludwig trillerte ein Französisches Liedchen und Susanne murmelte bei sich selbst:

Et jamais dans Larisse un lâche ravisseur
Me vint-il enlever ou ma femme ou ma soeur?"

Was Pulver betrifft, der war in eine solche Rauchwolke eingehüllt, daß man sein Gesicht unmöglich erkennen konnte.

Das Gespräch wurde nun, wie es nach einem derartigen verdrießlichen Vorgange meistentheils der Fall ist, kalt und unbedeutend; ja es war Allen ein wahres Vergnügen, als das Theegeschirr weggenommen und ein Spatziergang ins Dorf unternommen wurde. — Die Beschreibung der Kirmeßvergnügen, denen wir beiwohnten, würde jedoch für den Leser wenig Interesse haben, vielmehr nur dazu dienen, meine Erzählung nutzlos zu verlängern. Daher sei hier nur noch kurz erwähnt, daß Susanne beim Würfeln an einer Kuchenbude von der Fortuna vor Allen begünstigt wurde: sie zog nämlich einen großen Kuchen, worauf mit goldnen Buchstaben zu lesen stand:

Dies ist für Mich.

Wir kehrten gegen neun Uhr heim, und die vier eingeladenen Herrn, deren Wagen schon eine Weile gewartet hatten, verließen nun Heisicht ohne Verzug.

Sechstes Kapitel.

Ferdinand wird auf seinem Comptoir installirt und als Krelis Louwen zu einem Poetenmahle eingeladen.

Ich sah am folgenden Morgen mit beklommenen Herzen Tantens Chaise vorfahren, die mich nach Amsterdam zurück= und von einem Orte wegbringen sollte, wo ich einen Gegenstand zurück ließ, der mir, ungeachtet unserer kurzen Bekanntschaft, unaussprechlich theuer geworden war. Ich durfte jedoch meinen Aufenthalt nicht länger ausdehnen, denn ich mußte diesen Tag bei Herrn van Baalen sein, um in mein neues Geschäft einzutreten. Ich kann nicht leugnen, der Gedanke, nicht als ein armer Straßenläufer, der nichts zu verdienen hat, wie vor fünf Tagen, sondern als Theilhaber an einem accreditirten Handelshause anzukommen, schmeichelte mir. Dieses Verhältniß gab mir denn auch zugleich einige Vollmacht, freimüthig um die Hand eines Mädchens werben zu dürfen, was ohne Aussicht, ihr bald eine angemessene gesellschaftliche Stellung verschaffen zu können, unmöglich gewesen wäre. — Diese und ähnliche Gedanken richteten mich unterwegs so auf, daß ich in einer recht heitern Stimmung nach Hause kam. Nachdem ich meine Mutter umarmt und die jüngern

Glieder der Familie mit dem großen Kuchen erfreut hatte, den mir Susanne zu diesem Zwecke mitgegeben, ging ich nach dem Hause van Baalen's, der mich äußerst liebevoll empfing und sogleich in sein Comptoir führte, wo ich den Buchhaltern, den Dienern und Läufern mit der gebührenden Feierlichkeit vorgestellt wurde.

„Ich habe diesen Platz für Sie bestimmt," sagte van Baalen, „in der Hoffnung, daß Ihnen der Standpunct und das Licht gefallen werde, und dieses Schreibepult geräumt, dessen Sich Ihre Edeln bedienen können, bis ein neues fertig ist. — Wydveld! hol' einmal die Bücher, daß mein Herr Huyck einige Vorstellungen bekommen kann, wie die Sachen stehen, und auf welcher Höhe wir etwa sind. — Wenn Ihre Edeln von dem Einen, oder dem Andern einige Kopien oder Notizen verlangen, so haben Ihre Edeln nur zu sprechen, und haben Ihre Edeln einigen Aufschluß nöthig, so ist Wydveld, oder ich selbst immer bereit, Ihnen solchen zu geben."

Während dieser liebevollen Rede meines neuen Compagnons, hatte Wydveld, der zweite Buchhalter, alle Bücher herbeigebracht, auf dem Schreibtische vor mir niedergelegt und an dem letzt-beschriebenen Blatte aufgeschlagen. Darauf begab er sich wieder an sein Schreibepult. Ich nqhm nun alle meine Aufmerksamkeit und was mir aus meinen Schuljahren von der theoretischen Kenntniß des Italienischen

Buchhalters geblieben war, zu Hilfe, um mich mit dem Stande der Sachen bekannt zu machen. Van Baalen hatte, wie es mir an diesem Tage vorkam, sein Auge, und wie es sich später ergab, auch seinen Kopf überall, wußte, ohne seinen Platz, oder seine Arbeit zu verlassen, der seiner Untergeordneten sorgfältig nachzugehen, ihnen seine Befehle zu geben, sie, wo es nöthig war, zurecht zu weisen, und auf meinem Gesichte zu lesen, wenn ich hie oder da auf Schwierigkeiten stieß.

„Mein Herr Karels!" sagte er, nachdem er einen der empfangenen Briefe gelesen hatte, zu dem ersten Buchhalter: „Heinrich Haspel et Comp. zu Hamburg, schreiben uns, ihnen zu remittiren à 33½ St. per Thaler von 32 Stüber Lüb.; oder auf Frankfurt à 85 pf. per florin von 65 Kreuzern."

„Ich glaube," sagte Karels, „daß wir à 84 pf. auf Frankfurt remittiren können."

„Gut," sagte van Baalen, „und zu 33 St. auf Hamburg, was ihnen noch vortheilhafter erscheint. Laß einmal Peter van Lingen den genauen Unterschied herausstellen — und zugleich, wie viel wir in Courantgeld auszahlen müssen für die 1,024,000 Rees, an Isidoro Perez zu Lissabon zu remittiren, à 110 pf. per Ducaten, die Agio 3⅛ pCt. — Hier ist ein Avis von John Smith zu London, daß er 480 Stück Barren-Zinn für unsere Rechnung eingekauft und zu Cadix consignirt hat, um es da für

unsere Rechnung abzusetzen . . . diese Factur läuft hoch genug: 496 Pfund Sterl.; aber die Nebenkosten scheinen größer gewesen zu sein, als gewöhnlich. — Monsieur Snyders! wann Du mit dem Schneiden Deiner Feder glücklich zu Stande gekommen bist, woran Du seit einer halben Stunde laborirst, dann sei so gut, diese Factur einzutragen, und nachzusehen, wie unsere Rechnung mit diesem Hause steht; — es wundert mich, daß es über die vier Ballen Beathilies Ternatanes, die vorige Woche an ihn abgegangen sind, nichts schreibt; es hat freilich auf der See gestürmt, und der Schiffer kann zu spät angekommen sein; über den Zucker von Harry Harding auf St. Christoph braucht keine Rechnung gegeben zu werden, mein Herr Wydveld! Ich habe von diesem Manne kein Gut mehr zu erwarten. — Merke schon, wonach Ihre Edeln suchen, mein Herr Huyck. Ihre Edeln sind wahrscheinlich verwundert, daß die Agio nicht bei jedem Wechsel notirt sind; aber es ist meine Gewohnheit, diesen den Lauf zu lassen, und beim Schlusse der Rechnung den Agiobetrag auf Agiorechnung zu bringen und den Rest auf Gewinn oder Verlust. — Mein Herr Karels, hast Du schon eine Nota von de Wys über den Verkauf von jenen 39 Cerunen Indigo Lauro? — Sonst erinnere ihn daran und sag' ihm, daß, wenn er solche nicht sogleich einliefert, ich mich werde von einem andern Mäkler bedienen lassen; auch vergiß

nicht van Erkeles wegen der Assecuranz für das Fortain zu warnen. Pulver hat sich schon beklagt, daß man das Schiff noch nicht aufgenommen hat. Sehen Sie mein Herr Huyck! hier ist ein Circular, das ich aufgesetzt habe, um über unsere Compagnieschaft Bericht zu erstatten; belieben Ihre Edeln Ihr Urtheil darüber abzugeben. Das ist also doch fehl geschlagen," fuhr er, nachdem er einen andern Brief gelesen, zu Karels gewendet fort, der bleich wurde wie eine Kalkwand.

„Himmel!" versetzte dieser leise, daß es keiner der Diener hören konnte. „Welch ein Unfall! Wer hätte sich das träumen lassen?"

„Es sind vierzig Tausend Gulden zu Wasser geworden," sagte van Baalen mit Achselzucken, aber ohne eine Miene zu verziehen.

„Paulus Leyster insolvent!" wiederholte Karels seufzend; „und ich hatte so viel Vertrauen auf seine Solidität!"

„Still!" sagte van Baalen; „man braucht so genau nicht zu wissen, was wir daran verlieren. Ueberdies, ohne Schaden hie oder da, kommt man im Geschäft nie weg. Such' inzwischen Nachricht einzuziehen, ob noch etwas davon zu retten ist. Mein Herr Huyck! ich werde Ihnen diese Sache später ausführlich erzählen. Es trifft sich glücklich, daß Ihre Edeln noch nicht dabei betheiligt sind;

aber Ihre Edeln können schon jetzt daraus abnehmen, daß wir nicht immer günstigen Wind haben."

Das war die einzige Klage, die er sich erlaubte, so daß ich mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen konnte. Derselbe Mann, den ich Tags zuvor nur murren und klagen, sich den Unglücklichsten der Welt nennen gehört hatte, weil ihm sein Gärtner keine grünen Erbsen liefern konnte, trug jetzt mit Gelassenheit einen Verlust von vierzig Tausend Gulden. Wie verkehrt, dacht' ich, sind die Urtheile bei nur oberflächlicher Bekanntschaft! Wer dem Herrn van Baalen nur im gewöhnlichen Leben begegnete, hielt ihn ohne Weiteres für einen griesgrämigen, zerstreuten, unzufriedenen Murrkopf, der sich selbst und Andern zur Last lebt; auch ich hatte ihn so beurtheilt und nicht wenig Angst, in seiner Gesellschaft meine Tage hinbringen zu müssen. Wie sehr war ich im Irrthume! Wie angenehm fand ich mich enttäuscht, als ich ihn in seinem Werthe kennen, und seine rastlose Arbeitsamkeit, seine helle Einsichten in die Sachen, seine Ordnungsliebe, seine Geradheit im Handeln, und seine Gemüthsruhe im Glück und Unglück von Tag zu Tage mehr bewundern lernte. Den Unterschied zwischen van Baalen auf dem Comptoir und van Baalen in der Welt konnte ich mir nur dadurch erklären, daß er von Natur zum Kaufmanne bestimmt und im Geschäft an seinem Platze, zum Ausgehen dagegen nur durch

Convenienz gezwungen, in der Welt zu einer Scheinfigur bestimmt war. Seinen Körper sah man wohl in den täglichen Kreisen; aber sein Geist weilte nur in seinem Geschäft. Sobald er aus seiner Sphäre heraustrat, gestalteten ihn Langweile und Sucht, außerordentlich zu scheinen, auf der einen, Muthwille und Etikette auf der anderen Seite zu dem Manne, den ich früher geschildert habe.

Noch war ich auf dem Comptoir, als mir mein Auftrag an Helding einfiel. Anfangs hatte ich die Absicht, ihn durch Heynß besorgen zu lassen, aber aus Furcht, Verdacht zu erwecken, diesen Plan verworfen, und ich sah ein, daß es besser und dem Zwecke des Gebers angemessener sei, das Geld auf eine solche Weise in die Hände des Dichters zu spielen, welche unmöglich mache, zu erforschen, woher es komme. Da also beim Schlusse des Comptoirs der Diener kam und fragte, ob der Patron noch etwas zu besorgen hätte, bat ich van Baalen um Erlaubniß, diesen Mann einen Auftrag geben zu dürfen, was natürlich gestattet wurde. Daher nahm ich den Läufer bei Seite, instruirte ihn, Alles so geheim als möglich abzumachen und händigte ihm darauf das Geld ein, welches ich, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, schon frühmorgens eingesteckt hatte. Ich blieb dann noch einige Zeit mit van Baalen allein, um Alles, was unsere Compagnie-

schaft betraf, aufs genaueste zu regeln, und kehrte recht zufrieden nach Hause zurück.

Am Abende dieses Tages saß unsere Familie in der Wohnstube beisammen. Tante Lehnchen war auf Besuch bei uns und ich auf mein Zimmer gegangen, um einige Kupferstiche zu holen, die ich den Meinen zeigen sollte: da hörte ich, daß Jemand angemeldet und nach einigen Augenblicken eingelassen wurde. Mit meinen Kupferwerken unterm Arme herabkommend, fand ich mich nicht wenig getäuscht, als ich in dem späten Besuche Freund Helding erkannte, der, sobald er mich sah, auf mich zukam, und mir mit der größten Ehrerbietung seinen Dank bezeigte für die Wohlthat, die ich ihm erwiesen hatte.

Ich stand wie vom Donner gerührt und verwünschte den Zufall, daß ich, als er angemeldet wurde; nicht bei der Hand war, um ihn besonders sprechen zu können; nun fürchtete ich, wird die Mine springen.

„Aber mein werther Monsieur Helding!" sagt' ich endlich; „ich weiß nicht, wovon Ihre Edeln sprechen, ich versichre Ihnen, daß Ihre Dankbezeigungen auf mich gar keinen Bezug haben können ..."

„Führwahr!" sagte mein Vater, in der Meinung, daß Helding für jene zwei Ducaten danksage: „Ihre Edeln hätten sich einer solchen Kleinigkeit wegen nicht hieher bemühen sollen. Das Ge-

dicht, womit Ihre Edeln uns beehrt haben, ist damit nur dürftig vergütet."

„Eine Kleinigkeit? Edler Gestrenger Herr!" rief Helding. „Für Ihre Edeln können hundert Seeländer wohl eine Kleinigkeit sein, aber für mich wahrhaftig nicht."

„Hundert Seeländer!" wiederholte mein Vater; „hier muß ein Mißverständniß Statt finden. Dieses Geld ist nicht von mir; auch zweifle ich, daß mein Sohn im Stande war, eine solche Summe wegzugeben."

„Edler, Gestrenger Herr!" versetzte der Poet; „Ihre Edeln treiben es gar zu weit. Eine so edle Weise zu schenken, erhöht den Werth der Gabe tausendfach."

„Laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut," murmelte Tante Lehnchen.

„Vergebens," fuhr Helding fort, „suchen Sie die Sache zu verschleiern. Wie fein es auch angelegt war, ich bin doch dahinter gekommen."

„Wohlan! Die historia facti," sagte mein Vater; „denn ich bin doch neugierig, zu wissen, wie die Sache zusammen hängt."

„Mit Vergnügen, Edler Gestrenger! Ich saß auf meinem Dachstübchen und hatte einen Schlachtgesang auf die Herrn Smethof vor, und meinen Hausherrn Heynß neben mir; letzterer schrieb eine Quittung auf drei Monate Miethzins, den ich ihm

von den durch die Güte Ihrer Edeln erhaltenen zwei Ducaten bezahlte. Da wurde an meine Thür geklopft. Auf meinen Ruf: „herein!“ steht ein Monsieur vor mir und fragt: „Monsieur Lucas Helding?“ — „Aufzuwarten,“ sagt' ich. „Dann muß ich Ihnen dies Säckchen einhändigen,“ sagte er. „Sein Sie so gut, mir Quittung darüber zu geben.“ Hiermit begann er das Geld auf den Tisch aufzuzählen, lauter geränderte Seeländische Reichsthaler. Ich war ganz außer mir, so daß ich wie ein Rohr zitterte. — „Aber Freund!“ sagt' ich; „Sie sind gewiß im Irrthum. Ich habe kein Geld zu erwarten.“ — „So Ihre Edeln Lucas Helding sind, kein Irrthum,“ sagte er, während das Geld Stück für Stück aufzählte: „29, 30, 31.“ — „Aber von wem kömmt es denn?“ fragt' ich. — „Ja! das darf ich nicht sagen: 45, 46, 47.“ — Es war mir, als ob Alles vor meinen Augen herumginge, indem ich eine solche Summe Geldes sah. — „Ich für meinen Theil, werde es ohne Weiteres einstreichen,“ sagte Heynß. „Man muß kein Korn von der Mühle weisen.“ — „Ach!“ sagt' ich: „Singnur Heynß!“ Sein Sie einmal so gut, mir die Quittung zu schreiben, da Sie einmal die Feder in der Hand haben und ich vor Verwirrung nicht einen Buchstaben aufs Papier bringen würde.“ — „Meinetwegen,“ sagte er; „Wie groß ist die Summe?“ — „Zwei hundert und sechzig Gulden,“

sagte die fremde Person. Heynß schrieb nun den Empfangschein, ich unterzeichnete und der Mann ging weg. — „Begreifen Sie etwas davon, Singnur Heynß?“ fragt' ich. „Nein,“ sagte er; „aber es ist ein außerordentliches Fällchen, wozu ich Ihnen Glück wünsche ...“ „Kennen Sie diesen Mann?“ fragt' ich wieder. „Allerdings!“ sagte er. „Er ist ein Comptoirdiener bei van Baalen.“

„Daß auch dieses lebendige Adreßbuch gerade gegenwärtig sein mußte!“ dacht' ich bei diesem Theile von Heldings Erzählung, welcher fortfuhr:

„Das war keinem Tauben gesagt. Ich gab mein Geld Heynß aufzuheben und lief zu Herrn van Baalen. Aber leider hatte ich kaum ein Paar Worte heraus, als ich bemerkte, daß es abermals ein Irrthum war. „Ich gebe mein Geld nicht nur so weg,“ sagte er und ließ den Comptoirdiener rufen, der sich nun genöthigt sah, zu bekennen, daß er das Geld von Ihren Edeln erhalten hatte, um es an mich zu besorgen.“

Hier machte meine ganze Familie große Augen; ich schlug die meinigen nieder nnd verwünschte mein Unglücksgestirn.

„Ich wußte nicht, daß Deine Casse in so guten Umständen ist,“ sagte mein Vater mit Befremden.

„Es thut mir leid, daß die Sache an den Tag gekommen ist,“ entgegnete ich, „aber ich kann Ihnen versichern, Monsieur Helding! daß Ihre Dankbe=

zeigungen nicht mir gebühren. Ihre Edeln verdanken das Geld eben so wenig mir, als dem Comptoirdiener, der es Ihnen überbracht hat, vielmehr einem Dritten, der nicht genannt sein will."

Mein Ton war so ernst, daß Helding überzeugt schien. Mein Vater murmelte Kopf-schüttelnd: „Etiam per interpositam personam donatio consummari potest; nur begreife ich nichts davon."

„Und ich darf durchaus nicht rathen, wer der Geber sein mag?" fragte Helding.

„Ich versichere Ihnen," war meine Antwort, „daß Sie sich in dieser Hinsicht vergeblich bemühen würden; denn es ist mir unbedingt verboten, etwas darüber anzudeuten."

Helding seufzete und zuckte mit den Achseln; „in dem Falle bin ich Ihnen doch immer für die Besorgung Dank schuldig," sagte er; „Aber noch ein zweites Anliegen führte mich zu Ihnen, nämlich der Wunsch, Ihre Edeln zu einer kleinen Abendunterhaltung einzuladen, die ich schon längst einigen meiner Kunstfreunde schulde und welche zu geben ich nunmehr in den Stand gesetzt bin."

„Mein werther Monsieur Helding!" sagt' ich; „meine Kenntnisse sind viel zu gering, als das ich einem solchen gelehrten Cirkel beiwohnen könnte; überdies werde ich jetzt alle Hände voll zu thun bekommen, und deshalb auf dergleichen Genüsse verzichten müssen."

„Gewiß," bestätigte meine Mutter, die mich mit Besorgniß ansah; „auch dauern dergleichen Convivien bisweilen bis spät in die Nacht hinein; man genießt mehr Wein, als gewöhnlich, und die Gesundheit leidet darunter."

„Ihre Edeln werden doch so etwas nicht glauben," sagte Helding. „Der junge Herr kann ja, sobald er es für gut findet, nach Hause gehen, und braucht nicht mehr zu trinken, als ihm geziemt. Ein Glas Rothwein kann doch in seinen Jahren nichts schaden; übrigens hat mir der junge Herr bereits gütigst zugesagt."

„Es sei fern von mir," sagte mein Vater, „hier Weisheit predigen zu wollen; aber ich gebe Ihnen, Monsieur Helding, freundschaftlich zu bedenken, ob Sie auch wohlthun, die kaum erhaltene Summe sogleich zu einem Tractamente anzuwenden. Ich weiß zwar, die Poeten legen auf Geld keinen großen Werth und denken mit Horaz:

Nullus argento color est avaris Abdito terris;

aber die Absicht des Gebers war doch ohne Zweifel dahin gerichtet, daß Sie sich selbst etwas damit zu gute thun, nicht Andere damit schwelgen lassen sollen."

„Ihre Edeln Gestrengen sprechen sehr wahr," sagte Helding; „allein ich bin nun schon so viele Jahre Mitglied eines freundschaftlichen Vereines zur gegenseitigen Uebung in der Dichtkunst, dessen Sta-

tuten unter Andern jeden Monat eine Zusammenkunft vorschreiben, und zwar Reihe herum bei einem Mitgliede, welches die übrigen empfängt und ihnen nach seinem Vermögen ein Glas Wein vorsetzt. Da es nun bekannt war, daß ich keinen Keller habe: so wußten sie, wenn die Reihe an mich kam, es stets so einrichten, daß ich übergangen wurde. Da ich nun so lange Zeit Wein auf Kosten meiner Genossen getrunken, wollte ich wenigstens ein Mal in meinem Leben ihre Aufmerksamkeit vergelten."

„Das ist edelmüthig gedacht," sagte mein Vater; „aber dann brauchen Sie ja diesem Zwecke nur einen kleinen Theil der Summe zu opfern, und sollten sich nur auf diejenigen beschränken, welchen Sie die Verbindlichkeit schuldig sind."

„Ein Paar mehr, oder weniger," sagte Helding; „das wird so viel nicht ausmachen; und die Gegenwart des jungen Herrn Huyck, würde gewiß Allen große Freude machen. Freilich ist es etwas anmaßend von mir, zu hoffen, daß er mir die Ehre, mich in meiner armseligen Wohnung zu besuchen, nicht entziehen werde."

„Durchaus nicht," entgegnete mein Vater; „und ich habe nichts dagegen, daß mein Sohn Ihre Einladung annimmt, wenn es seine Comptoirgeschäfte erlauben und er für diesen Abend nicht bereits versagt ist."

„Aber lieber Freund!“ sagte meine Mutter, verwundert aufsehend, „Du wirst doch nicht...?“

„Liebes Käthchen!“ sagte mein Vater: „Gieb Dich zufrieden; indulge veniam puero.“

„Ja!“ sagte sie achselzuckend; „wenn Du anfängst, Lateinisch zu sprechen, dann muß ich freilich schweigen.“ Hierbei schüttelte sie den Kopf, und gab durch ihr ganzes Wesen zu erkennen, daß sie diese Partie nicht gut heiße.

„Nun, das ist herrlich,“ sagte Helding zu mir gewendet und rieb sich die Hände. „Ihre Edeln werden sehen, es gefällt Ihnen. Heynß hat mir versprochen, für diesen Abend sein Zimmer preiszugeben, daher brauchen Sie nicht so viele Treppen zu steigen...“

„Und haben weniger Gefahr, hinab zu stürzen,“ dacht' ich.

„Und ich werde die unter mir wohnende Jungfrau ersuchen, Kaffee einzuschenken; dann hat die Gute doch auch ein Mal ein Vergnügen; sie sitzt ja den ganzen Tag und grämt sich und seufzet.“

„Und wird diese Jungfrau dann allein unter allen diesen Herren sitzen?“ fragte Mutter.“

„Keineswegs, Mefrau!“ antwortete Helding lachend. „Sie wird auf ihrem Zimmer bleiben und uns den Kaffee schicken. — Ach! es ist ein liebes Mädchen, so freundlich, so sanftmüthig, nicht

wahr, mein Herr?" fragte er, mich zum Zeugen anrufend.

„Also Du kennst jene Jungfrau auch schon, Ferdinand?" fragte meine Mutter halb scherzend, halb strafend.

„So ist es; ich habe sie im Vorbeigehen gesehen, da ich Monsieur Helding besuchte," sagte ich.

„Nun ja, gesehen," sagte Helding, „und ihr überdies einen großen Dienst erzeigt. — Sie ist aber auch immer recht dankbar; denn so oft ich ihr auf der Treppe begegne und ein wenig mit ihr plaudere, erzähle ich ihr von Ihren Edeln, und dann glänzen ihre Augen wie zwei Sternchen."

„Was ist das für eine Jungfrau?" fragte jetzt mein Vater mit einem scharfen Blicke, „und was sind das für Dienste, die ihr Ferdinand erwiesen hat?"

„Ach! ein sittiges Mädchen," sagte Helding, „die keine Christenseele bei sich sieht und nie ausgeht, und auch fromm, — aber sie wohnt da sehr allein und verlassen. Da ist der Notar Bouveld, ihr Oheim, glaub' ich, der kömmt nicht ein Mal, sie zu besuchen. Der Mann soll zwar krank sein, das ist möglich, aber könnte er nicht eine von seinen Töchtern schicken, wäre es auch nur, um sie nach der Kirche zu begleiten, wohin sie jetzt nicht allein gehen kann? Noch gestern fragte ich sie gelegentlich, wo sie in der Kirche gewesen sei, und erhielt die Antwort, daß sie seit ihrer Ankunft in Amsterdam

noch keinen Fuß über die heilige Schwelle gesetzt hätte, weil sie allein nicht ausgehen dürfe. Dann fragte sie mich, ob ich keine Schwester, oder Nichte hätte, die von Jahren sei, und sie dahin würde begleiten können."

„Arme Seele!" sagte Tante Lehnchen mitleidig. „Sie gleicht den Gichtbrüchigen, welche in die heilsamen Wasser vom Teiche Bethesda nicht hinabsteigen konnten, weil Niemaud da war, sie aufzurichten."

„Aber das hellet noch nicht auf, was Ferdinand mit ihr zu thun hatte," sagte mein Vater.

„Nichts Anderes," antwortete ich, „als daß ich sie von Jemandem befreit habe, dessen Besuch ihr lästig war; aber Monsieur Helding weiß, daß wir den Namen des unbescheidenen Besuchers nicht füglich nennen können."

Mein Vater schwieg und nahm eine Prise. Ich wußte, was dies bedeutete; denn die Schnupftabaksdose kam nur bei bestimmten Gelegenheiten aus der Tasche; nämlich wenn er Kopfschmerzen hatte, im Gerichtshofe bei langen Verhandlungen, in der in der Kirche bei langweilenden Predigten, ferner, wenn er etwas sehr Wichtiges aufzustellen hatte, oder wenn er mißvergnügt war. Er blieb jedoch diesen ganzen Abend eben so freundlich gegen mich, und ich vermuthete deshalb, daß seine Unzufriedenheit sich lediglich auf Heynß richten würde, weil

ihm derselbe von dem Vorfalle in seinem Hause nichts gemeldet hatte.

Nachdem Helding mir noch mitgetheilt, daß die Zusammenkunft, zu welcher er mich eingeladen, den folgenden Donnerstag um sechs Uhr Statt finden würde, empfahl er sich. Ich meiner Seits versprach, bei Zeiten zu erscheinen. Da ich den Mann bis zur Hausthür begleitete, fragte er mich, ob ich, meiner Zusage gemäß, ihm schon die Freundschaft erwiesen und mit meinem Vater über seine Tochter gesprochen hätte. Ich antwortete ihm, daß ich dies, wie es auch wirklich der Fall war, auf der Stelle gethan hätte, daß jedoch über den nöthigen Nachforschungen wohl eine geraume Zeit verstreichen würde, weil die Verlorne sich schon längst nicht mehr in Amsterdam befinde und wahrscheinlich einen andern Namen angenommen habe. Helding wußte seine Erkenntlichkeit gar nicht genug auszudrücken und wiederholte seine Entschuldigungen ob der Mühe, welche er meinem Vater und mir verursache.

Als ich ins Familienzimmer zurückkam, hörte ich meine Mutter dem Vater freundliche Vorwürfe machen, daß er mich zum Poetenmahle gehen ließe.

„Ich hoffe," sagte mein Vater, „daß Ferdinand hierzu alt und verständig genug ist und sich zu mäßigen weiß. Du willst doch nicht, liebes Käthchen, daß wir einen Jüngling, der sich nun schon zwei Jahre lang auf eigenen Schwingen bewegt hat,

nun wieder wie einen Schulknaben behandeln? Obgleich es durchaus meine Absicht nicht ist, daß er Helding zu einem Hausfreunde mache, so hat mich doch die Dankbarkeit des Mannes gerührt und ich möchte nicht, daß er uns des Stolzes beschuldige. Hätte ich aber voraus gewußt," fügte er lächelnd hinzu, „daß eine so angenehme Kaffeeeinschenkerin dort wohnt, so hätte ich mir's doch noch ein Mal überlegt."

Man kann sich vorstellen, daß ich mich bei allen diesen Vorgängen nicht sehr wohl befand und dem Ausbruch der Gewitterwolken, die sich von allen Seiten über meinem Haupte zusammenzogen, mit Angst entgegensah. Aber meine Unruhe sollte sich noch steigern. Am folgenden Tage schickte Tante von Bempden einen Korb mit Küchengewächsen und Früchten für meine Mutter und einen Brief von Susannen an mich, folgenden Inhalts:

Singnur Ferdinand!

Fürwahr, Du hast schöne Geschichten angefangen! Alle meine Prophezeihungen, daß Du nie etwas taugen würdest, sind in Erfüllung gegangen. In der Familie zwar galt Ferdinand immer für ein achtes Wunder, und mir, die etwas bessre Einsichten in die Sachen hatte, wurde so wenig geglaubt, als weiland der Jungfrau Cassandra. Aber so geht es: wenn die Weisheit auf den Straßen schreit, bleibt Jeder zu Hause; die Thorheit dagegen braucht nur

ein wenig zu pfeifen, um sogleich Zulauf zu haben. Wenn nur kein Zulauf entsteht, um Dich aufhängen zu sehen. Bedenk doch: den Sohn des Oberrichters zum Stadthausfenster hinausstecken zu sehen, das würde ein erbauliches Schauspiel sein. Nun ja! gieb Dir nur keine Mühe befremdet auszusehen; die Mine ist gesprungen. Da kommt heute Morgen Meister Roggeveld mit seinen glatthärigen Kühen angezogen und erzählt, daß dieser Monsieur Weerglas, der in seinem Häuschen wohnte, Niemand anders gewesen, als... nun rathe einmal, wenn Du kannst; — oder vielmehr, wenn Du es nicht schon weißt; — Niemand anders, als der Schwarze Peter, welcher vielfache Diebstähle, Einbrüche und Straßenräubereien verübt habe. Du kannst Dir leicht vorstellen, wie sehr nun Tante erstaunte, daß Du mit diesem Singnur auf einem so vertrauten Fuße warst, daß er Dich sogar in ihrem Hause aufgesucht hat. Anfangs wollte sie unverzüglich Papa davon unterrichten; aber ich habe ihr begreiflich gemacht, daß sie dadurch einen vielleicht unnöthigen Verdruß verursachen, und daß es besser sein würde, wenn ich Dir hinsichtlich solcher Verbindungen erst die Moral läse. Ich kann Dir sagen, daß ich zittere und bebe, wenn ich darüber nachdenke; überdies hat Pulver erzählt, daß Du von jenem Bösewichte ein Säckchen mit Gelde empfangen hast. Sind Ihre Edeln zugleich ein Compagnon von Cartouche und Jaco? —

On apprend à hurler, dit l'autre, avec les loups. Fast möchte ich van Baalen warnen, sonst gehst Du noch mit der Kasse durch und dann würde er, der unglücklichste Mann von der Welt in der That sein. Wenigstens Jettchen Bläck habe ich bereits gerathen, ihr Köfferchen zu untersuchen und nachzusehen, ob Du nichts von ihr hast mitgehen heißen. — In Bezug auf sie würde ich es Dir noch am ersten vergeben, denn hättest Du nur das Rechte der Wiedervergeltung geübt (jus talionis würde Papa sagen; ja, ich weiß auch einige Lateinische Brocken!) weil sie, wie mir es vorkömmt, sich der Dieberei an Deinem Herzen schuldig gemacht hat. Aber auf ihr Herz wirst Du wahrscheinlich allen Anspruch verlieren, wenn Du dergleichen Bekanntschaften unterhältst. Es ist doch ewig Schade! Am letzten Sonntage schien sie Dir so geneigt und da Du bei Tische mit Herrn van Baalen über den Tarif sprachst, sah sie Dich, obwohl sie nichts davon begriffen haben wird, mit so aufmerksamen Augen an, daß es mir vorkam, als hätte sie ihren Toilettentisch gegen einen zerbrochnen Blumentopf verwetten wollen, nur Du habest Recht! — Nun rechtfertige Dich, wenn Du kannst; denn Tante ist ernstlich böse; ein silbernes Zuckersieb, welches sie vermißt, kann, wie sie behauptet, niemand anders als jener Vagabund bei Gelegenheit seines Besuchs entwendet haben. Oder hast Du es vielleicht in's Pfandhaus

getragen? Du bist es capabel; dies, weißt Du, ist das Urtheil

Deiner Schwester

Susanne.

Diese Mittheilung war nicht geeignet, mich zu beruhigen, und ich hatte Ursache genug, mein übereiltes Versprechen der Verschwiegenheit zu verwünschen. Ich durfte den Brief nicht lange unbeantwortet lassen und sah ein, wie nöthig es sei, vor allen Dingen die Tante zu beschwichtigen. Deshalb bedankte ich mich sofort bei Susannen für den Liebesdienst ihrer zeitigen Mittheilung des Vorgefallenen, besonders aber dafür, daß sie die Tante von ihrem Vorsatz, an meinen Vater zu schreiben, abgebracht hatte. Hinsichtlich des Zusammentreffens mit dem Schwarzen Peter schrieb ich ihr, daß der Mann mir allerdings Geld eingehändigt, mich aber zugleich ersucht hätte, es einem Dritten zu überliefern; wenn, sei ein Geheimniß in welches Personen verwickelt wären, die ich nicht nennen könne. „Glaub' mir," so schloß ich, „daß ich über den seltsamen Besuch nicht weniger verwundert gewesen bin, als Du, und daß ich mich gegen jenen lästigen Auftrag lange gesträubt, und ihn gern einem Andern zugeschoben hätte. Theils, weil es eine Entschädigung ist, welche der, wie ich mir schmeichle, zu ernstlicher Reue gekommene Mann leistete, theils, weil er sich eilig entfernte, nachdem er das Geld mir vor die Füße

gelegt, glaubte ich aber seine Bitte erfüllen zu müssen. Bemitleiden wir lieber den Unglücklichen, als daß wir ihn verurtheilen, und vergessen wir nicht, daß, welches seine Missethaten auch gewesen sein mögen, für den reuigen Sünder die Pforte der Gnade nie geschlossen bleibt."

Nun wollte ich zu dem Besuche, welchen ich Tante Lenchen noch schuldete den Abend dieses Tages benutzen. Ich versäumte aber nicht, das Dienstmädchen, welche mir die Thür öffnete, zu fragen, ob ich Tante auch nicht stören würde; denn ich wußte, daß sich zuweilen einige Fromme zur gegenseitigen Erbauung bei ihr versammelten, und der Wittwe Kneipdaum und dem Katecheten Salzbrand war ich nicht besonders gewogen.

„Es befindet sich Niemand bei meiner Herrschaft," sagte das Mädchen, „als eine junge Dame, welche erst soeben gekommen ist."

Auf diese Versicherung begab ich mich hinauf und glaubte schon, eine oder die andere Krepphaube neben Tanten sitzen zu sehen; aber wer schildert mein Erstaunen, da ich gewahr wurde, daß die Jungfrau, die ihr gegenüber saß und ein Täßchen Thee trank, Niemand anders war, als Amalie Bos! Auch sie war durch meine Erscheinung nicht wenig überrascht uud fast entfiel die Theetasse ihren Fingern.

„Das freut mich, Neffe!" sagte Tante, „denn

ich hatte Sie heute Abend nicht erwartet. Diese Jungfrau kennen Sie, wie ich glaube.“

„Allerdings, Tante!“ antwortete ich, „aber ich war weit entfernt zu ahnen, daß die Jungfrau auch Ihnen bekannt wäre.“

„Braucht man denn seinen Nächsten so genau zu kennen, um ihm einen Dienst zu erweisen?“ fragte Tante. „Kannte die Wittwe von Zarpath den Mann Gottes, den sie bei sich empfing? Und steht nicht geschrieben: Vergesset die Gastfreundschaft nicht, denn hierdurch haben Einige unwissend Engel beherbergt!“

„Ich bin weit entfernt,“ sagt' ich, „an Ihrem guten Willen gegen Ihre Nächsten zu zweifeln, und doch nicht wenig überrascht, dieses Fräulein hier zu sehen; denn ich kann mir nicht erklären, auf welche Weise Sie Bekanntschaft mit ihr gemacht haben.“

„Sie könnten es aber, dächt' ich, errathen,“ sagte Tante; „ich habe nämlich, was der Liederdichter im Hause Ihres Vaters erzählte, nicht unbeachtet erlassen und es in meinem Herzen erwogen; es war mir, als ob eine innere Stimme zu mir spräche: „Siehe! ich muß handeln mit dieser Magd, wie Hanna handelte mit Samuel, ihrem Sohne, da sie ihn brachte zum Hause des Herrn.“ — Aber nur so zu ihr zu gehen und zu sagen: „Siehe, hier bin ich,“ würde ich mir doch nicht erlaubt haben; glücklicherweise traf ich sie heute Morgen in dem

Strumpfwinkel bei van Vlerken in Begleitung des alten Helding an, der sie mir vorstellte. Und da ich fand, daß sie einer Maria gleicht und gern höret auf die Wahrheit, die aus der Gottseligkeit ist: so habe ich sie eingeladen, heute Abend zu mir zu kommen und jene ersprieslichen Belehrungen entgegen zu nehmen, welche ich nach Kräften zu ertheilen suche dem, welcher lechzet nach dem Wasser des Lebens."

Ich konnte von meiner Verwunderung nicht zurückkommen. „Wie!" dacht' ich; „soll ich denn überall, wo ich gehe und stehe, außer oder im Hause in Conflicte gerathen, die immerwährend zu neuen Verwirrungen Anlaß geben? Ist seit meiner Abwesenheit meine Geburtsstadt bezaubert worden, oder bin ich es selbst? Oder ist Alles nur ein beängstigender Traum? — Und dann, Amalie gehört ja der Römischen Kirche an? Hat sie Tante Lenchen, die so fest auf ihrem Glauben besteht, absichtlich irre geleitet? Oder findet ein Mißverständniß Statt? Und wie schrecklich wird sich dieses dann lösen!"

Amalie sammelte sich zuerst wieder; denn sie hatte den Vortheil, daß ihr meine Gegenwart, als die eines Bekannten, Ruhe einflößte, während die ihrige mir Sorge erweckte.

„Die Jungfrau hat mir erzählt," sagte Tante nach einigem Schweigen, „daß Sie ihr einen wichtigen Dienst erwiesen haben."

„So!“ antwortete ich, Amalien einigermaßen verwundert ansehend, da ich nicht wußte, wie weit sich ihre Mittheilungen erstreckt hatten.

„Ja, mein Herr Huyck!“ sagte Amalie und half mir aus der Verlegenheit; „ich habe Ihrer Fräulein Tante mitgetheilt, daß Ihre Edeln so freundlich gewesen sind, mich von jenem lästigen Herrn zu befreien.“

„Das war nur meine Pflicht,“ sagte ich, „und jeder gebildete Mann würde an meiner Stelle ebenso gehandelt haben.“

„Und die Jungfrau hat Ihnen gewiß auch erzählt,“ sagte Tante, „wie es kömmt, daß sie so allein und so verlassen ist, wie Ruth die Moabiterin, selbst ohne eine Stiefmutter zu haben, zu der sie sagen kann: Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott mein Gott?“

Ich wußte nicht, was antworten. „Wo denken Sie hin, liebe Tante?“ fragt' ich, um mich aus der Verlegenheit zu retten; „sehen Sie mich für einen Rathsherrn an, ehrwürdig genug, um das Vertrauen einer Dame zu verdienen?“

Amalie schien meine Absicht mit dieser ausweichenden Antwort auf der Stelle zu verstehen und beeilte sich zu sagen: „Ja, Fräulein, ich habe Ihrem Herrn Neffen, wie Ihnen erzählt, daß ich unglücklich daran bin, da Herr Bouveld mich nicht aufnehmen und ich nicht nach Deventer zurückkehren konnte,

weil meine Familie nicht zu Hause ist, so daß ich ganz allein stehe."

„Hätte man Sie wenigstens bei einer ordentlichen Bürgerfrau eingemiethet," sagte Tante; „aber mich dünkt, Amsterdam ist groß genug, und ich werde selbst an diesen Singnur Bouveld schreiben und ihm vorschlagen, Ihnen ein anderes Logis zu besorgen."

„Santa Maria! Thuen Sie das nicht," rief Amalie bestürzt aus. „Herr Bouveld liegt krank zu Bette und ist außer Stande, sich mit irgend etwas zu bemühen."

„Was sagten Sie da für ein fremdes Wort?" fragte Tante, während ich mich auf meine Lippen biß: „das klang beinahe wie ein Fluch, und da stehet geschrieben: Du sollst nicht fluchen auf keinerlei Art."

Amalie sah nicht wenig bestürzt aus, und machte sich, nach dem hohen, ihre Wangen überziehenden Roth zu urtheilen, überdies Vorwürfe, der guten Frau, von der sie aufgenommen worden war, eine Lüge aufgebunden zu haben; denn ich merkte sogleich, daß an jener Deventerschen Geschichte kein wahres Wort sei. Aber die Verwirrung des armen Mädchens wurde noch größer, als Tante sie nach einer kurzen Stille fragte, zu welchem Prediger sie in Deventer gewöhnlich in die Kirche gehe.

Eine Liebe ist der andern werth, dacht' ich, und suchte meiner Seits Amalien der Antwort zu über-

heben. „Sie machen vielleicht, sagt' ich, „keinen Unterschied und hören alle gleich gern."

„So ist es," antwortete Amalie, „ich glaube . . ."

„Wie!" fiel Tante ein; „mich dünkt, es findet allerdings ein Unterschied zwischen dem gottesfürchtigen Klarbrunn, der seinen Namen in der That führt — denn er ist wie ein Quell der Gärten und ein Brunnen der lebendigen Wasser — und dem eiteln Sebenslinger Statt, der angesteckt ist von Pelagianischem und Socinianischem Sauerteige und der nur Worte ohne Zusammenhang vorbringt, womit er den Rath verdunkelt und die Kurzsichtigen blendet."

„Ach, Fräulein!" sagte Amalie, erstaunt über diese Bemerkung, von der sie nichts begriff; „ich verstehe das so wenig und . . ."

„Aber bei wem haben Sie denn gebeichtet?" fragte Tante, „oder gehören Sie vielleicht zu solchen, die saumselig sind mit ihrem Bekenntniß, uneingedenk, daß die Zeit fortgeht, und daß wir nicht wissen, wann die Stunde des Gerichts kommen wird?"

„Ich weiß es nicht recht," antwortete Amalie; „ich war elf Jahre alt, da ich das Sacrament empfing und habe vergessen, welchen Namen der Priester trug, bei welchem ich meinen Katechismus gelernt habe."

„O wehe! wehe!" dacht' ich, „nun ist sie vollends verloren."

Aber welche Worte würden im Stande sein, das Erstaunen und das Aergerniß auszudrücken, welches auf Tante Lenchens Gesichte zu lesen war, nachdem sie aus dem, was Amalie so eben unglücklicherweise angedeutet, die Wahrheit eingesehen und entdeckt hatte, welcher Confession jene angehöre. Mit offnem Munde starrte sie Amalien an; ließ den Strumpf, woran sie strickte, fallen, schlug die Hände ineinander und wiederholte halblaut die verrätherischen Worte, als wolle sie sich überzeugen, ob sie recht verstanden hätte. Amalie dagegen ahnte noch gar nicht, welches Unglück sie angerichtet hatte; in der Römisch-Katholischen Kirche erzogen und bisher in fremden Ländern lebend, wußte sie, wie sich nachher ergab, gar nicht, daß hier zu Lande eine andere Religion, als die ihrige, die herrschende sei. Ihr Vater hatte mit andern Sachen den Kopf zu voll, oder vielleicht keine Gelegenheit gehabt, sie zu unterrichten, was sie in dieser Hinsicht in Holland zu beobachten habe. Daher hatte sie auch alle früheren Aeußerungen der Tante auf ihre eigene Kirchenlehre angewandt und, was ihr dunkel oder ungewöhnlich vorkam, sich daraus erklärt, daß zwischen diesem Lande und dem ihres frühern Aufenthaltes vielleicht einige Verschiedenheit in der Form des Gottesdienstes bestände. In der Verwirrung, worein sie die Fragen über den Ort, von wo sie gekommen sein wollte, versetzten, hatte sie weniger über die Form, als über den Inhalt

ihrer Antworten nachgedacht. Ich hielt es daher für hohe Zeit, vermittelnd zwischen beide zu treten.

„Liebe Tante!" sagt' ich; „hier waltet ein Mißverständniß ob. Ihre Edeln scheinen noch nicht gemerkt zu haben und ich habe es Ihnen noch nicht sagen können, daß dieses Fräulein zur Römischen Kirche gehört,"

„O Himmel!" rief Tante, als sie nach einem tiefen Seufzer ihre Stimme wieder bekam und Amalien und mich abwechselnd ansah. „Hätte ich das ahnen können, so hätte ich doch Bedenken getragen, die Jungfrau einzuladen, eingedenk dessen, was die Schrift sagt: wenn Jemand diese Lehre nicht bringt, so nimm ihn nicht auf in dein Haus."

„Tante ist reformirt," sagt' ich zu Amalien, die jetzt einsah, wo der Schuh drückte.

„Sie sollen nicht länger von mir belästigt werden, Fräulein!" sagte sie mit Würde, indem sie aufstand und sich anschickte, wegzugehen. „Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, den Sie mir gezeigt haben und werde ein dankbares Andenken an Ihr Wohlwollen stets bewahren, aber auch stets betrauern, daß eine Verschiedenheit in den Formen des Glaubens Sie hindern konnte, der Aufwallung Ihres edeln Herzens zu folgen."

Tante verzog bei diesen Worten ihr Gesicht, als ob sie einen bitteren Trank eingenommen; stand jedoch gleichfalls auf, sah mich an und murmelte:

„Ja, die Jungfrau konnte nichts dafür; es ist ein Irrthum, ein Mißverstand, wie Neffe ganz richtig bemerkt.“

„Liebe Tante!“ versetzt' ich; „wie wohl nun der fragliche Umstand, Ihrem guten Vorsatze, mit der Jungfrau in die Kirche zu gehen und sie zu Ihren Betstunden einzuladen, hinderlich sein wird, so sehe ich doch nicht ein, warum Sie der Eingebung Ihres vortrefflichen Herzens, sich des verlassenen Fräuleins anzunehmen, nicht auf andere Weise entsprechen dürften.“

„Es giebt papistische Frauen genug in der Stadt,“ brummte Tante; „und überdies sagt der Apostel: Weichet von solchen ab.“

„Und was hat ein noch weiserer Mund auf die Frage, wer unser Nächster sei, geantwortet?“ versetzte ich.

Es war wirklich merkwürdig, den Eindruck wahrzunehmen, den diese Frage auf das fromme und mitleidige Herz meiner Tante hervorbrachte. Sie sah mich eine Weile überrascht und verlegen an, besah dann aufmerksam die Spitzen ihrer Finger, als überlege sie meine Worte, suchte eine Zeitlang, ohne zu sprechen nach ihrem Taschentuche, trocknete ein Paar ihren Augen entquellende Thränen ab, drückte mir die Hand und trat endlich zu Amalien, die noch immer mit ihrer Arbeit in der Hand und

die Augen auf den Boden gerichtet, mitten im Zimmer stand, um sich zu empfehlen.

„Nein!“ sagte Tante, drückte ihr die Hände und küßte sie auf die Stirn. „Wären Sie auch Heidin oder Türkin, so wollte ich mir doch nicht nachsagen lassen, daß ich Sie verlassen habe und an Ihnen vorübergegangen sei, wie der Priester und der Levit an dem gefundenen Reisenden. Es ist ja Ihre Schuld nicht, daß Sie mit den Abgöttereien des Papstthumes verunreinigt sind. Wo ich nur kann und weiß, will ich Ihnen nützlich sein. Ueber Glaubenspunkte werden wir nicht mehr sprechen, es sei denn, daß Sie Trieb dazu fühlten, auf die Lehre der Wahrheit zu hören.“

„Ach! Fräulein!“ sagte Amalie, indem sie langsam ihren Platz, zu welchem Tante sie führte, wieder einnahm. „Wie leid thut es mir, Ihnen unbewußt wehe gethan zu haben. Ich war Ihrer Protection schon so herzlich froh; denn es ist schon lange her, daß keine gebildete ehrwürdige Frau ein Wort der Freundschaft und Theilnahme zu mir gesprochen, und der Gedanke, daß ich unter Ihrem Schutze meine so lange versäumten religiösen Pflichten würde erfüllen können, hatte mich wahrhaft beruhigt. Warum haben wir einander nicht sogleich verstanden? Warum habe ich nicht sogleich gewußt, daß ich von Ihrer Seite nichts hoffen und erwarten durfte? — Denn ach! auf keine andere Weise

können Sie mir armen Verlassenen Trost oder Hilfe verschaffen!"

„Nicht?" fragte Tante; „Das sollte mich doch wundern. Gott hat uns gewiß nicht ohne weise Absicht zusammen geführt, und ich sehe es jetzt deutlich ein, ich darf mich der Verpflichtung, welche mir hierdurch aufgelegt wird, nicht entziehen. Sagen Sie mir denn, liebes Kind! Bedürfen Sie Rath? — oder vielleicht Geld? Oder tragen Sie vielleicht Bedenken, sich in Gegenwart meines Neffen zu erklären?"

„Ich werde mich in diesem Falle sogleich empfehlen," sagt' ich, da ich selbst wünschte, ferneren Verlegenheiten zu entgehen.

„Ihre Güte ist größer, als ich verdiene," entgegnete Amalie weinend; „aber das ist gerade mein Unglück, daß ich Niemandem, auch Ihnen nicht, Fräulein! mein Vertrauen schenken darf, wie gern ich dies auch wollte. Ich habe Ihnen vielleicht schon zu viel gesagt. Ach! ich hätte nicht hieher kommen sollen."

Tante Lenchen sah Amalien mitleidig, aber zugleich mit Befremden an, und ich konnte merken, daß sie verlegen war, was weiter zu thun sei. In ihrer stillen und abgesonderten Lebensweise hatte sie wenig Gelegenheit, Menschenkenntniß zu sammeln, und obgleich sie täglich Unglückliche besuchte und mit Rath und That unterstützte, so war das Ungemach,

das sie milderte, durchgehends von einer sehr gewöhnlichen Beschaffenheit und Leute, deren Schmerz, wie der Amaliens, einen fremdartigen, besondern Ursprung hatte, waren ihr nur selten vorgekommen. Sie sah mich fragend an, da ich ungeachtet meiner Bereitwilligkeit zum Weggehen, noch eine Zeitlang mit dem Hute in der Hand stehen geblieben war, ungewiß, ob es gerathen sei, beide Frauen allein und dadurch vielleicht geschehen zu lassen, daß Amalie ihr ganzes Vertrauen einer Person zuwende, die es zwar nicht mißbrauchen, aber demselben wenigstens nicht entsprechen würde, da sie nicht dazu geschaffen war, Dinge zu hören, wie die Tochter eines außer das Gesetz gestellten Schwärmers ohne Zweifel erzählen mochte. „Mich dünkt,“ sagt' ich endlich mit einem erzwungnen Lächeln, „daß Sie beide, meine Damen! besser thun werden, das Vorgefallene ganz bei Seite zu setzen, und lediglich über Strümpfe und Bordüren zu sprechen. — Ja! ich bin überzeugt, daß, wenn Fräulein sich in ihrer Einsamkeit langweilt, es vornehmlich daher kommt, daß sie nichts zu thun hat. Tante würde ihr zuverlässig keinen größern Dienst erweisen können, als wenn sie ihr einige Arbeit verschaffte, und, Dank sei dem Bedürftigen, die Hilfe fordern, diese fehlt Tanten nie.“

„Ihr Herr Neffe spricht mir aus der Seele,“ sagte hastig Amalie, meine Absicht errathend. „Ach!

wenn Ihre Edeln mir dazu verhelfen könnten, ich würde so gern arbeiten für die, so es bedürfen."

„Sie sollen Arbeit haben," sagte Tante. „Sie werden mir für die Nothdürftigen Kleider verfertigen helfen. — Neffe! sein Sie so gut und sagen Sie Trudchen, daß sie mir den Korb, der im Nebenzimmer steht und worauf eine Liste liegt, bringen solle. Sogleich werde ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen, mein Kind! und wir werden arbeiten, wie Tabitha, genannt Dorcas, für Wittwen und Waisen."

Ich sah, daß nun Alles ins Gleiche kommen würde, überbrachte dem Mädchen Tantens Auftrag, empfahl mich den beiden Damen und überließ sie ihrer frommen Beschäftigung.

Siebentes Kapitel.

Die Poetenversammlung bei Helding.

Ich sah dem Abend, an welchem ich der Verabredung zufolge, an der Versammlung von Helding's Freunden Theil nehmen sollte, nur mit einer Art frostigen Gefühls entgegen; denn nachdem ich Amalien bei Tante Lenchen, bei der ich sie am allerwenigsten vermuthete, angetroffen hatte, regte sich in mir ein gewisses Vorgefühl, daß ich es in Heynßens

Hause noch weniger würde vermeiden können, ihr zu begegnen. Zehnmal war ich Willens, unter irgend einem Vorwand mich noch entschuldigen zu lassen; aber wenn dies auch in Bezug auf Helding leicht ausgeführt werden konnte; so sah ich doch ein, daß es mir desto schwerer fallen würde, meinem Vater Rechenschaft zu geben; denn meine bisherige Verstellung machte mir schon Mühe genug, geschweige, wenn ich neue Ausflüchte hätte erdenken müssen. Ueberdies spannte mich, trotz aller Unannehmlichkeiten, welche mir die Bekanntschaft mit Herrn Bos und seiner Tochter bereits zugezogen hatte und deren Ende ich nicht absah, doch immer eine gewisse Neugierde, was hinter ihrem Geheimnisse eigentlich stecke und wie es mit ihnen ablaufen würde. Hoffentlich werden meine Leser diese meine Neugier nicht nur entschuldigen, sondern sogar theilen; außerdem würden sie gewiß viel besser thun, gar nicht weiter zu lesen. Ich kam mir, — man verzeihe diesen unedeln Vergleich, — wie ein Knabe vor, der im Alten Irrgarten auf der Prinzengracht herumläuft und der, obgleich ihn das endlose Herumlaufen langweilt und er über die Hecke sogleich ins Freie zu gelangen vermag, doch den Verir-Weg verfolgt, in der Erwartung, daß er auf diese Weise den wahren Ausgang bald finden werde.

Ich ging also am bestimmten Tage und nach Beendigung meiner Comptoirarbeiten auf die Rah-

mengracht, wo ich, der getroffnen Einrichtung gemäß, in Heynßens Hinterzimmer eingelassen wurde. Der mir schon an der Thür entgegenkommende Tabaksrauch verkündigte mir, daß die Freunde, wenigstens theilweise, bereits versammelt seien. Wirklich fand ich einige anwesend, denen ich jetzt von Helding mit aller Feierlichkeit vorgestellt wurde, wie er denn auch sie mir der Reihe nach nannte. Heynß war, wie sich dies von selbst versteht, gleichfalls eingeladen, und saß in einer Ecke, um zu lauern und Alle wechselseitig im Auge zu behalten, gleichsam als sei er Amts halber verpflichtet, auch diese unschuldigen Seelen zu beobachten. Die übrigen, auch diejenigen, welche nach mir kamen, waren mir persönlich unbekannt; jedoch erinnerte ich mich, die Namen dieses oder jenes von ihnen wohl ein Mal früher am Ende eines jener Lobgedichte oder Sonetten gefunden zu haben, womit der damalige Geschmack alle herauskommenden Werke, besonders Sammlungen von Gedichten, zur Anempfehlung aufputzte. Dies waren Complimente, welche man einander hin und wieder zuwarf, und die man eben so wenig umgehen konnte, als die Erwiederung eines Höflichkeitsbesuches.

„Sprich! damit ich dich kennen lerne," sagte der alte Philosoph; eben so bemerkte ich erst, als die Unterhaltung nach und nach lebendiger wurde, mit was für Menschen ich es zu thun hatte. Es waren lauter Leute von einerlei Schlag. Ueber ihre

dichterischen Leistungen will ich, der ich zwar auch manchmal einen hinkenden Klepper, aber nie den Pegasus bestiegen habe, lieber kein Urtheil fällen; der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand, wie es schien, darin, daß der eine mit der erhabenen, der andere mit der beschreibenden, und ein dritter mit der scherzhaften Dicht- oder Reimart sich vorzugsweise beschäftigte; — sie erblödeten sich wenigstens nicht, über ihre Talente in diesen besondern Fächern einander den reichsten Weihrauch zu streuen und zwar mit so wenig Zurückhaltung, daß bei mir der Gedanke aufstieg, ob sie wohl bei solchen Gelegenheiten ihre Lobeserhebung nicht deshalb verschwendeten, um außerhalb der Zusammenkünfte und in Abwesenheit des gepriesenen Gegenstandes desto karger damit sein zu können. Der eine, (der Tragödiendichter) wurde ein erhabener Musensohn, eine Zierde des Pindus genannt, der dem Agrippinischen Schwane (hiemit deutete man auf Herrn Vondel) großherzig zur Seite gehe, wo nicht ihn überträfe. Der zweite war „zierlicher als Maro, und vereinigte die liebliche Fülle des Flaccus mit dem Reichthume und der Kraft des Juvenal.“ Der dritte, (der scherzhafte Dichter) hieß eine possirliche Seele, toller Ohnegleichen, und brauchte nur die unschuldigsten Dinge hervorzubringen, seinen Mund etwas aufzuthun oder seine Nase zu schnaufen, um sich von einem allgemeinen Gelächter,

einem lächelnden Kopfnicken, einem betäubenden Händeklatschen begrüßt und die Mühe, seinen vermeintlichen Witz auszukramen, sich erspart zu sehen. Uebrigens affectirte jedes Gesellschaftmitglied eine Demuth, die mich an das mit dem Wunsche, eingeholt zu werden, fliehende junge Mädchen erinnerte, und die selten ihr Ziel verfehlte, d. h., immer neue Complimente abzwang. Dies wurde zuletzt so langweilig und widrig, daß ich mich der Männer, welche in einem schon reifern Lebensalter die Achtbarkeit ihres Standes und ihrer Jahre gänzlich aus dem Auge setzten und Schmeicheleien auskramten und anhörten, die selbst unter jüngern Leuten von verschiedenem Geschlechte für unschicklich gegolten haben würden, zu schämen begann. Einen jedoch muß ich von dieser Gemeinheit ausnehmen; dies war ein Jüngling von einem verständigen, aber gewissermaßen schwermüthigen Aeußeren, und scheinbar von einer schwächlichen und hektischen Körperconstitution. Er war erst seit kurzem in die Gesellschaft als Mitglied aufgenommen worden, sprach wenig und selten; aber was er sagte, war gegründet und treffend. Er hütete sich, seinen Consorten mehr Lob zu zollen, als die Höflichkeit forderte. Vielleicht war sein Umgang mit ihnen noch zu kurz, als daß er sich den unter ihnen gebräuchlichen Complimentenkram schon hätte aneignen können; vielleicht liebte er von Natur die Wahrheit zu sehr, als daß er gegen seine Ueber-

zeugung zu sprechen Lust gehabt hätte; vielleicht endlich wollte er, da ihm als den jüngsten der Gesellschaft wohl Aufmunterung aber weniger Lob ertheilt wurde, mit gleicher Münze bezahlen.

Jedoch glaube man nicht, daß Heynß und ich, obgleich wir nicht zu den Opferpriestern auf dem Pindus gehörten, bei der allgemeinen Honigspende leer ausgingen. Ich für meine Person wurde, da ich gleich anfangs versichert hatte, ein Uneingeweihter und wegen langer Abwesenheit nicht im Stande zu sein, die gegenwärtige Blüthe der Dichtkunst in unserm Vaterlande zu beurtheilen, sogleich ein Mäcenas, ein Messala getauft, und alle den Kunstrichter bezeichnenden Geistesgaben in reichem Maße mir zuerkannt. Heynß erwarb noch höheres Lob, und da er der einzige Maler in der Gesellschaft war, so schien dies den Uebrigen eine um so willkommnere Gelegenheit, in Bezug auf ihn mit ihrem gewöhnlichen Ehrenbenennungen recht fleißig abwechseln zu können. Die Unverschämtesten nannten ihn einen deutschen Apelles; seine Kunstgenossen wären nichts gegen ihn. Einige seiner Kunstproducte, die man im Auge hatte — (sechs oder acht nicht verkaufte, an der Wand hängende Porträtchen), wurden als Kunstjuweelen gepriesen, welche weder Rembrandt, noch van Dyk hätte verfertigen können, und dieser letzteren Bemerkung stimmte ich mit ruhigem Gewissen bei.

Heynß selbst war weit entfernt, solche Faseleien für baare Münze anzunehmen; er wußte sehr gut, wo es den Producten seiner Kunst noch fehlte, und hörte daher alle jene Ungereimtheiten mit einem gleichgiltigen Gesichte an, während er den Sprecher mit einem scharfen Blicke ansah und nichts antwortete, als: „Bitte! Bitte sehr! Zu viel Ehre!“ — Der Lobhudelei wahrscheinlich müde, nahm er endlich die Pfeife aus dem Munde, bließ eine dicke Rauchwolke weg und drückte sich in seinem sonderbarem Holländisch ungefähr so aus:

„Es ist nur Schade, meine Herrn! daß nicht alle Einwohner unserer Stadt so gütig von mir denken, wie Sie. Sonst würde ich ohne Zweifel mehr Gelegenheit bekommen, Arbeiten für gute Preise zu liefern. Was halten Sie wohl für meine einträglichste Beschäftigung in unserer rasch vorwärts strebenden Zeit?“

Die Poeten sahen einander an. „Wahrscheinlich die Tapetenmalerei,“ sagte Velters endlich (so wurde der jüngste der Gesellschaft genannt); „denn die ist gegenwärtig an der Tagesordnung.“

„Nicht schlecht gerathen,“ versetzte Heynß; „aber erst muß man Lairesse oder Moucheron sein. Nein, meine Herrn! das ist eine eitele Speculation; das meiste Geld verdiene ich mit Wappenmalen an Kutschenschlägen.“

„Das kann ich bezeugen,“ sagte Helding,

„unser Freund Heynß hat erst letzthin alle Wagen des Herrn Bläck, meines hochgeachteten Gönners, und seines Herrn Sohnes mit Wappen nach seinem Geschmack bereichert. Man kann sich für wahr nichts Zierlicheres denken. Ja:

Nie sah man reichern Glanz von Silber=Schilden,
Und Wappen, braun und gelb und grün und gülden.“ —

Ich konnte nicht umhin, über diese zwei Verse, die, abgesehen von ihrem geringen dichterischen Werthe, des Dichters gänzliche Unbekanntschaft mit seinem Gegenstande verriethen, im Stillen zu lachen.

„Ja,“ fügte seiner Seits der Tragiker hinzu, „wenigstens gegenwärtig:

Wo Jeder, wie dereinst der stolze Phaëton,
Der kühne Rosse=Lenker von der Sonn',
Wie Salmoneus, der Donnerer=Nachahmer,
Die Geissel schwingt, wär' auch der Fuchs ein lahmer.“

„Herrlich! schön gesagt!“ riefen Alle wetteifernd.

„Nun! es sollte mich wundern,“ versetzte der Possenreißer in seinem Amsterdamer Dialecte, „wenn nicht Jacob der Kehrichtskärner mit der Zeit auch noch ein Wappen an seinen Phaeton haben müßte.“

Dieser schneidende Witz wurde mit dem gewöhnlichen Beifalle aufgenommen.

„Sie haben sehr wahr gesprochen,“ bemerkte Heynß; „meine besten Kunden sind nicht etwa die adeligen oder patricischen Familien, sondern die Glückspilze, die, sobald sie Geld genug gewonnen

haben, um sich eine Equipage halten zu können, der Meinung sind, ein gemaltes Wappen sei derselben so unentbehrlich, wie ein Thürklopfer einer Haarlemer Krämersfrau."

„Aber," fragte Velters, „haben denn diese Leute ein Recht, Wappen zu führen? Ich dachte, es käme dies nur dem Adel zu?"

„Ei, mein Freund!" sagte Heynß, „leben wir nicht in einer freien Republik? und was bekümmern sich die Herren Staaten darum, ob es Einwohner giebt, welche keinen Anstand nehmen, sich wie Narren zu betragen? Ueberdies weiß man in der Republik so wenig von Wappen," (hier warf er einen Seitenblick auf den beschreibenden Dichter), „daß die dumme Menge bewundert, während nur einzelne Verständige die Achseln zucken."

„Aber bei den Fremden wird es uns lächerlich machen," sagte Velters. „Als ich eines Sonntags mit einem Solchen über den Damm an der Neuen Kirche vorbeiging, wo eine Menge Kutschen warteten, schlug er vor Erstaunen die Hände überm Kopfe zusammen. „„Ich habe immer geglaubt," sagte er, „daß die Holländer ein Handel-treibendes und bürgerliches Volk wären; aber nach diesen Wappen zu urtheilen, giebt es hier Adel, wie in Venedig."" — Je näher wir kamen, desto größer ward seine Verwunderung; denn auf einigen jener Wappen prangten gräfliche und herzogliche Kronen, auf anderen

sogar Helme mit neun Visirlöchern, wie sie nur ein König führen darf. Da sah er mich an, als wolle er mich fragen, ob die Menschen hier närrisch geworden wären. Ich zuckte mit den Achseln. Was sollte ich sagen?"

„Kömmt etwas darauf an, wie so ein Helm aussieht?" fragte der beschreibende Dichter seinen Nachbar.

„Vor kurzem," sprach Heynß weiter, „bestellte ein mit sechs Batzen ins Land gekommener, jetzt steinreicher Großmogul ein Wappen auf seine Kutsche bei mir. „Aber es soll schön sein, sehen Sie! so in dieser Art;" sagte er, ein in der Auction erstandenes Pergament aufrollend, auf welchem das Wappen von Spanien mit allen seinen Feldern und Verzierungen blinkte. Ich wollte den Mann sich nicht gar zu lächerlich machen lassen und bedeutete ihn daher, daß ich diesem Modell, weil es das Wappen eines Königreiches und nicht einer einzelnen Person darstelle, zwar nicht genau folgen könne, daß er aber möglichst zufrieden gestellt werden solle. Dies war auch wirklich der Fall, nachdem ich die Felder und Linien etwas verändert und ein Wappen hergestellt hatte, von dem selbst ein Ménetrier nichts begreifen würde. „Nur Eins haben Sie vergessen!" sagte er, „jene goldnen Ketten fehlen noch daran." Ich begriff anfangs nicht, was er meinte; aber nachher wurde es mir klar, daß er den Orden des Goldnen

Vließes darunter verstand, der das Spanische Wappen schmückt und der sich, nach seiner Vorstellung, auch auf dem seinigen nicht übel ausnehmen würde. Nur mit Mühe konnte ich ihn überzeugen, daß sowohl der Kaiserliche als der Spanische Gesandte gegen eine solche Anmaßung protestiren würden, und befriedigte ihn endlich durch das Versprechen, daß ich ihm noch zwei wilde Männer, mit Keulen wohlbewaffnet, als Schildträger hinzu malen wollte."

„Sie hätten diesen Leuten lieber Sensen in die Hände geben müssen," sagte der Possenreißer, „das wäre passender gewesen."

Unter solcherlei Geschwätz war die Zeit herangekommen, zu welcher die eigentlichen Arbeiten zu beginnen pflegten. Diese bestanden darin, daß die Mitglieder des Clubbs sich wechselsweise eine Art von Preisaufgabe stellten, welche durch die Andern beantwortet wurde. Der Fragsteller beurtheilte hierauf die Antworten und endlich untersuchte die Versammlung die Beurtheilung, zergliederte, berichtigte, polirte so lange, bis der ursprüngliche Gegenstand vollkommen unkenntlich geworden war.

Die gegenwärtige Aufgabe lautete so:

„Was befördert in Hollands Gärten das Wachsthum der Bäume am besten, das Düngen, oder das Beschneiden?"

Man brauchte kein Dichter zu sein, um den Sinn dieser Frage sehr klar zu finden; und doch

hatten zu meiner Verwunderung nur zwei oder drei Genies begriffen, daß der Fragsteller unter Bäumen die Unterthanen unserer Rebuplik verstand, und daß daher die ganze Frage figürlich genommen werden mußte. Dessenungeachtet wäre zu wünschen gewesen, daß auch diese wenigen die Frage lieber nur buchstäblich verstanden hätten; denn ihr Raisonnement in schlechten Reimen zeigte genugsam, daß die guten Leute vom Staatshaushalte nicht den geringsten Begriff hatten.

Jede Auflösung wurde nun vom Fragsteller in einem besondern Verschen recensirt, und „der hohen Verdienste wegen, welche sich jegliche Antwort erworben," that er den Vorschlag, den Preis zwischen die zwei Mitglieder zu vertheilen, welche den bildlichen Sinn seiner Frage begriffen hatten. Das fand allgemeinen Beifall, um so mehr, da der Preis aus einem sehr theilbaren Schillingskuchen bestand. Als ich mit Befremden mich erkundigte, warum nicht auch Velters sich mitbeworben, gab er zu erkennen, daß er es nicht gewagt habe, mit so ausgezeichneten Dichtergenies sich in Wettstreit einzulassen, und erst jetzt, nach der Krönung, mit seiner Auflösung hervortreten könne. Er las hierauf eine kleine Arbeit vor, die mir wenigstens besser als Alles, was ich von den Uebrigen gehört hatte, gefiel. Im Eingange äußerte er, daß er den ursprünglichen Sinn der Frage zwar verstanden, aber die Auskramung

seiner geringen Erfahrung in politischen Angelegenheiten für anmaßend gehalten und deshalb vorgezogen habe, die Frage so aufzufassen, als sei die Dichtkunst damit gemeint. In diesem Sinne hatte er nach meiner Ansicht eine sehr artige Abhandlung geliefert, worin er die Dichter mit Bäumen verglich, die mit Kenntnissen und Studien genährt, und nur dann beschnitten werden müßten, wann ihre allzugroße Ueppigkeit dem Wachsthume und Gedeihen ihrer eigenen oder anderer Dichterproducte hinderlich wäre u. s. w. Die Arbeit Velters wurde jedoch, wahrscheinlich weil sie viel besser war, als die übrigen, weniger beifällig aufgenommen und nur mit einer Art von Aufmunterung belohnt, die in meinen Augen etwas Erniedrigendes hatte.

Hierauf ging man an die Beurtheilung und das Zergliedern der Ausdrücke, die in den vorgetragenen Versen gebraucht waren. Jeder Gedanke wurde auf drei- oder viererlei Art ausgedrückt und fast jedes Eigenschaftswort durch ein anderes ersetzt, so daß vom Orginale am Ende keine Spur mehr geblieben war. Ich konnte bei dieser Gelegenheit nicht umhin, an dem Brief in dem Bourgeois gentil homme zu denken und ich kam wie dieser, zu dem Schlusse: die erste Redeweise ist ohne Widerspruch immer die beste.

Alsdann wurde gefragt, ob keiner der Anwesenden der Gesellschaft etwas zum Besten geben wollte?

Da man deutlich sehen konnte, daß jeder die Taschen voll hatte und nur auf das Signal wartete, um seine Kinder ans Licht treten zu lassen, so war diese Frage überflüssig. Gleichwohl that man es nur zögernd und unter wiederholten Betheurungen, daß es nicht der Mühe werth sei, die Aufmerksamkeit so großer Genies für so geringfügige Leistungen in Anspruch zu nehmen. Zuerst kam unser Heldendichter an die Reihe, der, nachdem er die Pfeife niedergelegt, gehustet und sich geräuspert hatte, einige ziemlich große Bogen aus der Tasche hervorzog und der Versammlung einen Leichengesang „auf das unglückliche Verscheiden eines gewissen Kriegsobersten, der kurz zuvor, (wenn auch nicht auf dem Felde der Ehre, sondern bei einem Schmause) ein Opfer des Todes geworden sei," mittheilte. Auf der ziemlich langen Einleitung folgte das ungemein hochtrabende Carmen selbst, dessen Held, obgleich er meines Wissens nie Pulver gerochen, sondern seinen Rang nur durch Anciennität erworben hatte, mit allen militärischen Verdiensten ausgeschmückt und einem Türenne, Marlborough und Prinz Eugen an die Seite gestellt war.

Kaum hatte diesen herrlichen, mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Vortrag sein Verfasser beendigt, so brach der Strom von Leichen-, Geburts- tags- und Hochzeitsgedichten auf allen Seiten los. Auch der Humorist blieb nicht zurück, sondern tischte

bisweilen ein Epigramm eigner Fabrik auf, welches man stets im Voraus belachte, obschon demselben in der Regel nichts mangelte, als die Pointe; er wußte sie jedoch dadurch zu ersetzen, daß er da, wo sie hinfallen mußte, selbst in ein gellendes Gelächter ausbrach. Hier nur ein Pröbchen davon:

An einen Bürgermeister:

„Setzt man auch achtbar, ja selbst sechzehnbar vor Deinen Namen:
So wirst Du, bist Du todt, jedoch nur Eine Bahre haben.“

Als Jeder an der Reihe gewesen war, wurden auch Heynß und ich aufgefordert, zum allgemeinen Vergnügen beizutragen. Vergebens entschuldigte ich mich; man bestand darauf, ich müsse eben so gut, als die Andern, mein Mahl bezahlen; ich würde der Muse des Gesanges in meinem Leben ohne Zweifel auch ein Mal geopfert haben u. s. w. Nicht wissend, wie ich mich aus dieser Verlegenheit retten sollte, fiel mir ein vierzeiliges Verschen ein, welches ich einst in irgend einem Deutschen Buche gelesen und welches weder Sinn noch Schluß hatte. Mein guter, oder böser Geist gab mir ein, dasselbe werde einen guten Eindruck machen; daher sagte ich es, nachdem ich es, mit Erstaunen über meine Gewandtheit, schnell ins Holländische übersetzt hatte (wozu es sich sehr gut eignete) her:

Sinnige Antwort:

„Sag' Peter, hast Du denn das neue Werk vom Bonifaz gelesen?
Man sagt, es sei darüber allgemein Bewunderung gewesen."
So fragt' einst Hein. Drauf sagt' der Spötter: „Nein,
Gelesen hab' ich's nicht, mein bester Hein!"

„Das ist verteufelt artig! — Sehr fein gegeben. — Dahinter steckt etwas! — Nun, der kann Einem zu rathen geben!" Diese und hundert andere Lobeserhebungen begrüßten dies Epigramm, in welchem nach Aller Ueberzeugung eine beißende Satyre enthalten war. Zwar wußte Keiner, welche; aber jeder that, als ob er es wüßte. Nur der lustige Bursche stimmte, (ob aus Eifersucht, oder aus Ueberzeugung, daß ich wirklich spotte, weiß ich nicht) keineswegs in das Lob der Uebrigen ein, sondern sah mich an, als ob er mich verschlingen wollte.

Heynß behielt seine ernste Ruhe und versicherte, daß er zwar keine Verse, aber, wenn man sich damit begnügen wolle, ein Abenteuer aus seinem merkwürdigen Lebenslaufe mittheilen könne. Dieser Vorschlag wurde angenommen und nun warf Heynß die Frage auf:

„Haben die Herren wohl jemals von meinem sonderbaren Zusammentreffen mit Cartouche gehört?"

„Nein! nein!" klang es wie aus Einem Munde, und Alle rückten neugierig ihre Stühle näher nach dem Manne zu, welcher auf das Vorrecht, Cartouche gesehen zu haben, stolz zu sein schien.

„Nun!“ sagte Heynß; „es ist jetzt gerade dreißig Jahre. Ich reiste in den dürftigsten Umständen von Lyon nach Paris und lebte von dem, was mir gute Menschen um Gotteswillen schenkten; ich aß, wie Vater Eulenspiegel sagt, wenn ich etwas hatte, und fastete, wenn ich nichts hatte, und schlief meistentheils unter dem freien Himmel. Einst hatte ich meine Lagerstätte in einem Strohhaufen am Wege genommen und mich dem Schlafe ruhig überlassen: da wurde ich von einem großen Lichte, das mir in die Augen schien, wach und als ich aufsah, stand nahe vor mir ein Haus in Flammen, in welchem, wenn ich nicht irre, der Notar oder der Richter wohnte, worauf jetzt nichts ankommt. Es war schon viel Volk auf den Beinen, und Jeder suchte mit Wassertragen und mit Handspritzen dem Feuer Einhalt zu thun. Der Bewohner des Hauses saß auf der Straße mit einem verbrannten Fuße, in seiner Nachtjacke und ohne Zeit gehabt zu haben, das Geringste zu retten oder anzuziehen, als einen Pantoffel; . . . es war eine Sommernacht und das Feuer machte uns heiß genug; er wird sich nicht erkältet haben, obgleich er zitterte, wie Espenlaub. Neben ihm stand, oder lag vielmehr seine Frau, welche aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Der Mann that nichts, als daß er die Hände rang und rief: Ach Gott! meine Kinder! — denn seine Kinder waren noch in dem brennenden Hause; gleichwohl konnte

in Folge der Bestürzung weder er noch seine Frau sagen, in welchem Theile sich die Unglücklichen befanden. Niemand hatte den Muth, in das große Haus zu gehen und dort blindlings zu suchen. Da kam ein wohlgekleideter Herr in einem Karmoisinrocke und auf einem schönen schwarzen Pferde angeritten und hörte die Eltern, so oft sie wieder zu sich kamen, nach ihren Kindern schreien. „Ihr Männer!" rief er, „zwanzig Louisd'or für denjenigen, der jene armen Kinder zu retten den Muth hat." — Sogleich fanden sich fünf bis sechs, die hinein wollten, aber die Flamme schlug ihnen mit solcher Gewalt entgegen, daß sie vor Schrecken zurück sprangen. Da fragte der fremde Herr den jammernden Vater: „Ist keine andere Thür da und wo befinden sich die armen Kinder?" — „Ach!" antwortete der arme Vater, wieder zu sich selbst kommend, „vielleicht ist die Gartenthür noch zugänglich; sie ist aber von innen geschlossen, und nun besinne ich Unglücklicher mich auch, daß ich die armen Kinder ebenfalls in ihre Kammer eingeschlossen, weil eine Somnambule darunter ist ... — Jetzt rief der Fremdling: „Wer mich lieb hat, der folge mir." Und Hopp! setzte er mit Pferd und Allem über die Hecke in den Garten und ich mit wohl noch zehn Andern ihm nach. Aber da stürzte ein brennender Balken und ein Stück vom Dache zwischen uns nieder, so daß die Uebrigen ihren guten Vorsatz schnell aufgaben,

und ich der Einzige war, der mit dem Reiter bei der Gartenthür des Hinterhauses ankam. „Du bist brav,“ sagte er, „willst Du mich unterstützen?“ — „Allerdings!“ sagt' ich, „aber wie wollen wir diese Hausthür aufbringen, die von innen geschlossen ist?“ — Bah!“ sagte er und sah mich an, als ob ich die einfältigste Frage von der Welt gethan hätte, während er sogleich in seine Tasche griff und wahrscheinlich ein Brecheisen daraus hervorholte; wenigstens waren im Nu die Bänder aus den Angeln und die Thür offen. Nun sprang er vom Pferde, zog Rock und Weste aus, lief hinein und ich ihm nach. Dieser Theil des Hauses, obgleich vom Feuer noch unversehrt, war jedoch von so viel Rauch angefüllt, daß wir Gefahr liefen zu ersticken und nicht wußten, wohin uns wenden, hätten wir nicht die Stimme des einen Kindes gehört, welches heulte und um Hilfe schrie. „Hier ist es!“ sagte der Fremdling und eins, zwei, drei! hatte er eine Kammerthür aufgemacht. Wir traten ein, gingen im Dunkeln fühlend und tastend auf den Laut zu und fanden zuerst einen Knaben, später, als das Zimmer durch die Flamme erleuchtet ward, auch ein schon halbersticktes, auf dem Boden liegendes Mädchen. Aber nun mußten wir zurück und das war schwerer, als das Hineinkommen. Der Zug, welcher durch das Oeffnen der Hinterthür entstand, hatte den Brand verstärkt und uns den Ausgang von dieser Seite

versperrt. Da beeilten wir uns, die Fenster zu öffnen, ich sprang zuerst hinaus und mein Kamrad folgte, nachdem er mir die Kinder zugereicht, meinem Beispiele. Ich dachte, wir würden nun unverzüglich zu den Aeltern zurückkehren; aber der Fremdling hielt mich zurück und fragte, wer ich sei. „Ein armer Teufel," antwortete ich, „ein Wanderer von Habenichts!" — „Desto besser," sagte er; „ich muß einer Ehrensache wegen fliehen. Zieh schnell, ehe Jemand kömmt, meine Kleider an und gieb mir Deinen Kittel. In meinen Taschen findest Du Geld genug." Ohne weiteres hatte er mir meinen Kittel vom Leibe gezogen, schneller, als der beste Kammerdiener thun würde, ihn angethan, sich aufs Pferd geschwungen und — fort war er. Was sollte ich thun? Ich zog Rock und Weste an; kaum war ich damit fertig, so kam ein ganzer Schwarm Menschen heran, welche die Trümmern aus dem Wege geräumt und einen freien Zugang zu uns gebahnt hatten. Ich brachte die Kinder zu ihren Aeltern; Alle sahen mich für den fremden Cavalier an, da mich Niemand kannte und ich mich gut hielt und nur klagte, daß mein Pferd, während ich in dem brennenden Hause gewesen, gestohlen worden sei. Auf einmal kamen aber sechs Lyoner Polizeidiener zu Pferde in vollem Trabe angesprengt. „Aha!" rief der Vorderste, sobald er mich zu Gesichte bekam, „da haben wir den Burschen. Jetzt sollst Du uns nicht entwischen,

Monsieur Cartouche!" — Hiermit packten sie mich; nur einer, der Cartouche wahrscheinlich kannte, sagte, als er mich näher betrachtete, daß es ein Irrthum sei, da Cartouche viel älter wäre; — ich zählte damals etwas über zwanzig. Sie wollten mich jedoch, unter dem Vorwande, daß ich keine Papiere bei mir hätte, mitnehmen; aber ich sagte, die wären in meinem Mantelsacke mit meinem Pferde fort. Alle Dorfbewohner nahmen, als ich mich so gut vertheidigt hatte, meine Partei und es fehlte nicht viel, so hätten die Polizeidiener tüchtige Prügel bekommen. Der Pfarrer des Dorfes lud mich ein, bei ihm zu übernachten, was ich dankbar annahm. Beim Auskleiden fand ich in meinem Karmoisinrocke einen Beutel mit zwei Hundert Louisd'or. Da meine Beinkleider mit meiner übrigen Toilette nicht übereinstimmten, lieh ich unter dem Vorwande, daß sie versengt und voller Löcher seien, von dem Pfarrer ein Paar und verließ folgenden Tages das Dorf, von Aller Segnungen begleitet."

Schon dacht' ich, Heynß würde noch hinzufügen, wie derselbe Beutel ihm später Unglück brachte, als er an seine Uhr sah, abbrach und, sobald das Gespräch wieder allgemein wurde, fast unbemerkt sich aus dem Zimmer schlich.

Inzwischen war der anfangs herumgereichte Kaffee schon längst durch Wein ersetzt worden und es herrschte eine Fröhlichkeit unter den Gästen, die

immer lebendiger wurde. Anmaßung sowohl, als falsche Ehrbarkeit waren gewichen, Jeder scherzte und spottete, ohne sich Zwang anzuthun. Es wurden fröhliche Lieder gesungen und die Röcke ausgezogen; die Ruhigsten wurden redselig und die Geschäftigsten still. Kurz, der Rebensaft äußerte seine Wirkungen und ich dachte, daß es nun auch für mich bald Zeit würde, Heynßens Beispiele zu folgen und mich still zu entfernen; da trat Helding, der hinaus gegangen war, um Wein zu holen, mit dem Berichte ein, daß ein Herr auf dem Vorsaale sei, der Heynßen zu sprechen wünsche. Erst jetzt bemerkte man dessen Entfernung, und die Magd erklärte auf Befragen, daß sie nicht wisse, wohin Singnur ausgeflogen sei. Ihr verlegener Ton bei diesem Bescheide ließ mich jedoch vermuthen, daß der Hausherr vielleicht ganz in der Nähe mit diesem, oder jenem über Polizeiangelegenheiten sprach.

„Wir können diesen Herrn doch nicht auf der Treppe stehen lassen," sagte Helding: „es scheint ein angesehner Mann, und Heynß wird doch wohl bald zurückkommen. Was dünkt Ihnen, soll ich ihn hereinrufen?"

„Versteht sich!" sagte der Tragödiendichter, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß alle Römer davon klangen; „je mehr Seelen, desto mehr Freude." Auch die Uebrigen genehmigten den Vorschlag des Gastgebers, welcher nun hinausging und gleich dar=

auf einen Fremden in einem Karmoisinrocke, einer schwergepuderten Peruque mit einer großen Brille auf der Nase und einen Bernstein-verzierten Stock in der Hand, übrigens von würdevollem Aeußern, einführte.

„Treten Sie näher, mein Herr!“ sagte Helding, der ihn gleichsam hineinschob; „es ist ja besser in einem warmen Zimmer zu warten, als auf einem kalten Saale. Lassen Sie sich gefälligst nieder. Ich bitte, machen Sie keine Complimente. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Pfeife und einen Römer Wein anbieten zu dürfen!“

Der Unbekannte beantwortete alle diese Höflichkeiten, als ob er stumm wäre, nur mit Verbeugungen. Er ließ sich in den Lehnstuhl nieder, der ihm zugeschoben wurde, schlug mit einer Bewegung der Hand die angebotene Pfeife höflich ab, warf einen flüchtigen Blick auf die Gesellschaft und zog dann ein seidenes, wahrscheinlich mit wohlriechenden Wassern getränktes Tuch heraus, welches er sogleich vor das Gesicht brachte und mit so viel Wohlbehagen beroch, daß man hieraus schließen konnte, welch' ein Freund vom Tabaksqualm er sei.

Sein Erscheinen und noch mehr sein Benehmen brachte jene Stille hervor, welche die Folge von dergleichen unerwarteten Besuchen zu sein pflegt, nicht unähnlich der plötzlichen Ruhe, von welcher in einer Schule, wo alles lustig und fröhlich zugeht, das Er-

scheinen des Lehrers begleitet ist. Helding, diese unwillkommene Stimmung bemerkend, that als ein pflichtmäßiger Wirth sein Möglichstes, die Freude wieder anzufachen.

„Wohlan, mein Herr!" sagte er, indem er den Römer des Unbekannten bis an den Rand voll schenkte; „erlauben Sie mir, Ihre Gesundheit zu trinken. Zwar sind Ihre Edeln vielleicht bessern Wein gewöhnt, als diesen; aber wir Bürgersleute müssen uns nach der Decke strecken und können nicht mehr bieten, als wir haben."

„Das sagte auch Lys Morsebel," als sie ihrer Nachbarin eine Hand voll Flöhe ins Gesicht warf," merkte der poëta comicus an.

„Ihre Gesundheit, meine Herren!" sagte der Fremdling mit einer heisern Stimme, indem er sich neigte und sein Glas in die Höhe schwang, das er hierauf in kleinen Zwischenpausen leerte.

„Ei!" sagte der drollige Teufel mit jener Vertraulichkeit, welche unserm Bürgerstande häufig eigen ist; „mein Herr ist, glaub' ich, bange, daß Hörnchen und Muscheln darin sitzen könnten." Und um zu zeigen, daß er dieselbe Furcht nicht hege, leerte er sein Glas in einem Zuge.

„Zum Henker!" sagte Helding, „wie sitzt Ihr Leute alle so still? Mein Herr Huyck! darf ich Ihnen Eins einschenken? Kommt! Seid lustig und vergnügt!"

Aber Fröhlichkeit läßt sich nicht gebieten und als ob die Brille vor des Fremdlings Augen die Wirkung des Medusenhauptes besäße, blieben Alle so still, wie zuvor.

„Sind wir denn auf einmal Quäker geworden?" rief nun der drollige Bursche. „Wie steht's, Peterchen?" (das war der Vornahme des Tragikers!) „Schaffet der Geist nichts? Ich schlage vor, ein Liedchen zu singen."

„Wohlan! ein Liedchen," sagte Helding; aber der Tragiker war heiser, oder erklärte es wenigstens zu sein.

„Geht mir weg!" sagte endlich der Possenreißer; „es scheint Euch bange zu sein, daß mein Herr Euch aufessen würde; mein Herr ist kein Bullenbeißer. Ihr seht ihn ja an, als ob es Cartouche, von dem Heynß soeben erzählte, in eigner Person wäre... und potz Element! das trifft sich recht possirlich! Mein Herr hat ebenfalls einen Karmoisinrock an."

Dieser plumpe Witz machte, an Statt die Freude wieder aufzuregen, wie sonst die Scherze des geistreichen Spasvogels thaten, auf die Anwesenden einen unangenehmen Eindruck, und viele, deren Gedanken nicht mehr hell waren, sahen den Fremdling so ängstlich an, als ob sie meinten, daß Cartouche wirklich unter dieser Gestalt aus der andern Welt zum Vorscheine gekommen sei. Der Mann selbst runzelte die Stirn; aber er sagte nichts. Ich sah

indessen ein, daß es auch für mich nun hohe Zeit wurde, mich zu entfernen, wünschte dies aber unbemerkt zu thun, was nur bei lebendiger Unterhaltung möglich war; ich erbot mich daher selbst, ein Liedchen zu singen, da alle Uebrigen dies verweigerten. Dies wurde sehr beifällig aufgenommen und ich trillerte nun ein Barcarolla her, die ich zu Venedig von den Gondlern gehört, und deren Refrain im Chor zu wiederholen ich gebeten hatte. Der Erfolg war ganz nach Wunsch; die Zungen lösten sich wieder; der Eine sang vor, der Andere nach und endlich sang mit Ausnahme des Karmoisin-gekleideten Herrn, Alles durch einander. Diese Aufwallung der Freude benutzend, schlüpfte ich unbemerkt zur Thür hinaus. —

Achtes Kapitel.

Aufschluß über den Herrn im Karmoisinrocke. Ferdinands schreckliche Verwirrung.

Während ich in meiner Tasche suchte und die Magd rief, um ihr ein Trinkgeld zu geben, hörte ich mich leise bei meinem Namen nennen. Ich kehrte mich um und sah Amalien auf der Treppe stehen, die nach ihrem Zimmer führte.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?“ fragte sie mit einer gedämpften, zitternden Stimme.

„Kann ich Ihnen einen Dienst leisten?“ stammelte ich, gleichfalls verlegen und unzufrieden, aufs neue in ihre Sache gezogen zu werden.

„Folgen Sie mir!“ sagte sie in einem mehr gebietenden als schmeichelhaften Tone, faßte mich am Aermel, als wolle sie mir auf der dunkeln Treppe den Weg zeigen, und ging mir voraus. Ich folgte mechanisch, und der Himmel vergebe mir die bösen Gedanken, die verkehrte Meinung, die ich in diesem Augenblicke von ihrer Absicht faßte.

Wir kamen in ihr Zimmer, wo ein Licht auf dem Tische brannte. Sie lehnte die Thür an, ohne jedoch den Riegel vorzuschieben, nahm dann hinter dem Tische Platz und winkte mir, mich ihr gegenüber niederzulassen, indem sie einen Stuhl, der neben ihr stand, wegschob, um zu verhüten, daß ich mich neben sie setze. Diese Fürsorge, und mehr noch die Würde, welche ungeachtet ihrer sichtbaren Bestürzung über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war, machten mich über meine unschicklichen Vermuthungen schamroth.

„Es ist mir sehr lieb,“ sagte sie in einem hastigen Tone, „daß ich Sie noch treffe. Ich hatte schon eine Weile auf der Treppe verweilt und fürchtete, es möchte Jemand anders kommen. Gleichwohl habe ich etwas höchst Nothwendiges mit Ihnen zu

sprechen; Sie sind doch in der ganzen Stadt der Einzige, dem ich mich anvertrauen kann."

„Ich hoffe," sagt' ich mit möglichster Kälte, „ich hoffe, daß ich im Stande sein möge, Ihre Besorgnisse wegzuräumen; Ihre Lage ist in der That sehr verwirrt . . ."

„Um Sie nicht aufzuhalten, so wissen Sie: Ich muß weg von hier. Ich kann nicht länger in diesem Hause bleiben."

„Und was treibt Sie zu diesem Entschlusse?"

„Hören Sie, ich befürchte, daß es eine verabredete Sache ist . . . daß mir hier eine Schlinge gelegt wird . . . daß man mich absichtlich hieher gebracht hat. Dieser Heynß . . . o es ist abscheulich! . . . Er ist ein Verräther, ein geheimer Diener der Justiz."

„Dies wußt' ich," sagt' ich, „wollte Ihnen aber durch Mittheilungen darüber keine Unruhe machen."

„Wie! Sie wußten dies? Haben Sie vielleicht selbst? . . . aber nein! Ihr Gesicht ist zu ehrlich . . . Pfui, daß ich solche Gedanken von Ihnen hegen konnte!" — Aber hören Sie weiter und urtheilen Sie über meine Aengstlichkeit. — Ich war eben auf der Treppe, um . . ." hier färbte sich ihr Gesicht und sie schwieg plötzlich still.

„Nun? um . . ."

„Ich hörte Sie eben singen. — Kurz, ich

war auf der Treppe; da bemerkte ich eine Ritze im Verschlage, — sah durch und in einem Zimmerchen, dessen Vorhandensein ich gar nicht kannte, stand der Hausherr Heynß im Gespräche mit demselben Juden, der mich hieher brachte."

„Jenem Simon? — Glücklicherweise kannte er Sie nicht und weiß nur so viel, daß Sie mit mir hieher gekommen sind. In Begleitung Ihres Vaters hat er Sie nicht gesehen."

„Ach! Sie suchen mich zu beruhigen," sagte sie und schüttelte mit dem Kopfe; „aber hören Sie weiter. Anfangs verstand ich nichts von ihrem Gespräch, aber nach und nach merkte ich, daß der Jude an Heynß über eine gewisse Diebesbande, die sich zu Naarden aufgehalten hat, Bericht erstattete. Schon das ängstigte mich; aber denken Sie sich meinen Schrecken, als der Jude auf eine, von Heynß gethane Frage, erzählte, daß Jemand, dessen Entdeckung sie mit so viel Eifer betrieben, und den ich der Beschreibung nach für meinen Vater erkennen mußte, in Süd-Holland herumgeschwärmt sei, sich im Haag aufgehalten habe und Morgen, seinen Berichten zufolge, mit der Schuit von Utrecht hier in Amsterdam ankommen werde."

„Hier! in dem Rachen des Löwen?"

„Urtheilen Sie, wie mir zu Muthe war? Ich hoffe nur, daß es nicht wahr sein mag; denn ach! mein Vater ist verloren, wenn er hieher kömmt.

Nur aus seiner Besorgniß um mich würde ich mir einen so unvorsichtigen Schritt erklären können. Doch, wie dem auch sei, habe ich nicht zu fürchten, daß man ihn in dies Haus locken will, um ihn in dem fein angelegten Netze zu fangen? Muß ich diesen gefährlichen Ort nicht schleunig verlassen?"

„Mit Ihrer Erlaubniß?" fragt' ich, nachdem ich einige Augenblicke nachgedacht hatte; „haben Sie von den Nachspürungen der Justiz für Sich selbst etwas zu fürchten?"

„Ich?" antwortete sie mit sichtbarer Verwunderung. „Was sollte ich von ihr zu fürchten haben? Oder dehnt man in diesem Lande die Feindschaft gegen den Vater auf seine Kinder aus?"

„Das gerade nicht," sagt' ich; „es werden aber bisweilen Vorsichtsmaßregeln getroffen . . .; ich würde Ihnen vorläufig abrathen, dieses Zimmer zu verlassen. Denn weiß man noch nichts, dann würde Ihre plötzliche Entfernung nur Argwohn erwecken und Veranlassung geben, Ihre Wege auszuspähen; ist man aber schon hinter die Wahrheit gekommen, dann wäre dieser Schritt ganz und gar unnütz und keine Entfernung würde Ihnen noch etwas helfen. Uebrigens scheinen Sie selbst nicht zu wissen, wo sich Ihr Vater befindet. Würden Sie, im Falle Sie wirklich noch dieses Haus verließen, ihn benachrichtigen können, wohin Sie sich begeben? Herr Bouveld, welcher die einzige Mittelsperson zu sein scheint,

befindet sich so unwohl, daß er für Niemanden zu sprechen ist; einen andern Rath, als ruhig abzuwarten, was da kommen wird, weiß ich Ihnen daher nicht zu geben."

„Ruhig!" wiederholte sie aufsteigend und im Zimmer auf- und niedergehend. „Gott! Ist das möglich in diesem Zustande? — Ach! das härteste Loos wäre leichter zu ertragen, als diese schreckliche Unsicherheit. — Und das ist der einzige Trost, den Sie mir bieten können?"

„Leider!" sagt' ich seufzend. „Was anders sollte ich für Sie thun? Wenn ich auch als Sohn des Oberrichters kein Bedenken trüge, noch thätiger für Sie zu wirken, so würde doch die Sorge für unser beider guten Namen mich von auffallenderen Bemühungen in Ihrer Angelegenheit zurückhalten, damit die stets geschäftige Verleumdungssucht keinen Anlaß habe, in meiner Theilnahme etwas Schuldiges zu finden!"

Nach diesen harten Worten stand sie auf einmal still und sah mich an, als wolle sie mir in ihren Augen eine große Verachtung, einen tiefen Schmerz lesen lassen.

„Man hat es mir doch prophezeihet," sagte sie mit Bitterkeit, „daß ich in diesem Lande nur kalte Herzen finden würde. Die Verleumdungssucht . . . ja gewiß! — Das ist der Vorwand, hinter welchen man sich versteckt, wenn es darauf an-

kömmt, seinem Nächsten einen Dienst zu erweisen; man würde einen Menschen ertrinken sehen, ehe man ein Vorurtheil aufopferte. — Sind die verschiedenen Religionen kein Hinderniß, dann ist es die Besorgniß um seinen guten Ruf. — Mein Herr Huyck, ich will Ihnen nicht länger lästig fallen. Ich bitte Sie wegen der Freiheit, die ich mir genommen habe, um gütige Entschuldigung."

„Fräulein!" sagte ich nicht ohne Verlegenheit; „ich habe Sie wider meinen Willen beleidigt; und Gott weiß es, das lag nicht in meiner Absicht. Sowohl in diesem Zimmer, als auch im Hause meiner Tante haben Sie, wie ich glaube, wahrnehmen können, daß ich, sobald es in meinem Vermögen stand, bereit war, Ihnen nützlich zu sein. Wahrlich, Ihre traurige Lage flößt mir inniges Mitleiden ein und ich wünschte nur, daß mir Jemand sagte, in wie weit es mit meiner Pflicht vereinbar sei, zu Ihren Gunsten zu handeln?"

„Sie haben recht," sagte sie und wischte sich eine Thräne aus den Augen, „ich selbst bin es, die unrecht und undankbar handelt. Sie hatten, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von mir etwas Besseres verdient, als Vorwürfe. Und auch Ihre Tante ist so gut, so liebevoll gegen mich gewesen. — Ach! wenn nur mein Vater mir erlaubte . . . wie gern würde ich sie zur Vertrauten meiner Leiden machen. — Sie würde mir, dessen bin ich

gewiß, beistehen; mir aus diesem Hause helfen, wo mir Alles Furcht und Grauen einflößt; mich befreien von den unbescheidenen Zudringlichkeiten Herrn Bläcks, der mich keinen Augenblick in Ruhe läßt."

„Wie!" rief ich aus, „hat er von Neuem Versuche gemacht, Sie zu sprechen?"

„Es ist umsonst," antwortete sie, „daß ich ihm seine Briefe und Geschenke zurücksende; den folgenden Tag finde ich sie wieder auf meinem Zimmer liegen. Er muß hier im Hause Verbündete haben. Sehen Sie, was er mir schicken konnte."

Bei diesen Worten zog sie hastig eine Schublade und nahm ein schönes Halsgeschmeide heraus, es vor mir auf den Tisch legend. „Und Briefe," fuhr sie fort, „worin er mir Vorschläge thut, die anzudeuten ich mich schämen würde! Ach! ich bin sehr unglücklich."

Hier siegte die Schwermuth über ihre Geisteskraft; sie hielt das Taschentuch vor die Augen und schluchzete laut. Ich war aufgestanden, um die Juweelen zu besehen; sie stand neben mir und bog unwillkürlich ihr Haupt vorwärts, so daß es auf meine Schultern zu ruhen kam. Meine Lage war höchst kritisch, und ich wußte nicht, wie ich am besten meinen Rückzug nehmen sollte: da hörten wir auf einmal Menschen auf der Treppe.

Amalie trat zitternd auf die Seite. „Mein

Gott!" rief sie; „sollte man zu mir kommen? Um diese Stunde!"

„Hier herein, mein Herr van Bevern!" hörten wir aus Heynßens Munde, und gleich darauf trat der gepuderte Herr im Karmoisinrocke ein; Heynß folgte nach.

„Ich bin es, Amalie!" sagte Herr Bos (denn er war es selbst). „Freilich wußte ich nicht," fügte er in einem strengen Tone hinzu, „daß Du Gesellschaft hättest."

„Amalie stand wie zertrümmert. Sie rang die Hände und sah ihren Vater an; ihre Augen drückten eine unbeschreibliche Angst aus. Heynß lächelte hinter dem Rücken des Herrn Bos und hob, spöttisch drohend, den Finger gegen mich auf; aber ich war ungewiß, ob der fröhliche Ausdruck seines Gesichts ein Zeichen seiner Freude war, daß er den Mann, den er suchte, nun in der Schlinge hatte, oder lediglich aus einer gewissen schalkhaften Ironie entstand, daß ich durch Amaliens Vater so unverhofft überrascht worden war.

„Ja, mein Kind!" fuhr Herr Bos fort, wahrscheinlich um sie zu beruhigen; „Du hattest mich so bald nicht erwartet, aber meine Geschäfte wurden schneller erledigt, als ich hoffte, und überdies habe ich, wie ich Herrn Heynß bereits erzählte, ein unangenehmes Abenteuer bestanden, das mich zwang, meine Hieherkunft möglichst zu beschleunigen. Auch

mag es noch in anderer Hinsicht," fügte er, mit Erhebung der Stimme mich scharf ansehend, hinzu, „hohe Zeit gewesen sein."

„Mit Ihrer Erlaubniß," sagte Heynß, zwischen beide tretend; „dieser Herr ist der Herr Huyck, Sohn unseres achtbaren Oberrichters, und ein ehrlicher Cavalier, welchen zu kennen das Fräulein sich nicht zu schämen braucht.

„Mit Ihrer Erlaubniß," sagte Vos zu Heynß gewendet und in einem schneidenden Tone, der mir Angesichts dessen, von dem der Sprecher so viel zu fürchten hatte, sonderbar genug vorkam. „Ich muß doch wohl am besten beurtheilen können, welche Bekanntschaften meiner Tochter geziemen, und weil meine diesfallsige Unterredung mit ihr am füglichsten ohne Zeugen stattfindet, so nehme ich mir die Freiheit, Sie zu ersuchen ..." hier deutete er mit ziemlicher Verständlichkeit auf die Thür.

„Nichts ist billiger," sagte Heynß etwas verblüfft; „ich will Sie nicht stören." Hiermit verließ er das Zimmer und ich stand ungewiß, ob ich ihm folgen, oder ob ich bleiben sollte.

„Bleiben Sie, mein Herr!" sagte Vos; „ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen."

„Ach, mein Vater!" sagte Amalie mit einer dumpfen Stimme, indem sie ihn umarmte. „Was haben Sie gethan? Wissen Sie, welche Unvorsich-

tigkeit Sie begehen? Wer der Mann ist, der uns eben verlassen hat?“

„Ich weiß Alles,“ antwortete Bos, „und ich glaube, daß ich von uns dreien nicht der Unvorsichtigste bin. Nur damals war ich es, als ich dem ehrlichen Gesichte dieses Herrn da vertraute.“ Hier sah er mich ernst an.

„Mein Herr!“ entgegnete ich ihm beleidigt; „ich habe Ihr Geheimniß bewahrt, selbst auf Kosten meiner Ruhe. Aber ich bitte Sie, leise zu sprechen. Man könnte uns belauschen und . . .“

„Und man würde doch nichts verstehen,“ fiel Bos ein, „so lange die Freunde da unten so fortlärmen, daß unsere Worte durch ihren Gesang erstickt werden. Ich spreche nicht von dem Bewahren meiner Geheimnisse; ich frage, was Ihr Besuch zu einer so ungelegenen Stunde, was die Juweelen zu bedeuten haben, die ich auf dem Tische sehe?“

„Herr Huyck ist daran unschuldig, mein Vater!“ sagte Amalie, ehe ich noch antworten konnte, „auf mein Bitten ist er hieher gekommen . . . mit diesen Juweelen hat er nichts zu thun.“

„Wie!“ versetzte der Vater mit schmerzlichem Erstaunen; „auf Dein Bitten? Und warst Du denn . . .? O ich Einfältiger!“ rief er, sich vor die Stirn schlagend.

„Der ganze Hergang der Sache ist sehr einfach,“ sagt' ich, indem ich einen möglichst ruhigen

Ton annahm. „Wenn Ihre Edeln von Ihrer Fräulein Tochter, oder von mir sich erzählen lassen wollen, was seit unserer Ankunft in Amsterdam sich zugetragen hat: dann wird es Ihnen nicht mehr anstößig erscheinen, daß sie, von wahrer Seelen-Angst getrieben, mich als den Einzigen, dem sie ihr Vertrauen schenken konnte, zu Rathe gezogen hat. Meiner Gegenwart eine andere Tendenz unterzulegen, wäre schreiendes Unrecht gegen sie und mich!

„Wohlan!" sagte Herr Bos, indem er Platz nahm, „ich höre. Es würde mir zu wehe thun, meine Achtung und Liebe für den einzigen Gegenstand, der mich noch ans Leben fesselt, verlieren zu müssen." Hier reichte er seiner Tochter die Hand, welche sie mit Inbrunst küßte. Darauf gaben wir ihm über das Vorgefallene einen kurzen Bericht. Er machte keine einzige Anmerkung, sondern begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit bedenklich den Kopf zu schütteln und sich den Puder vom Rocke zu blasen. Als er hierauf seiner Tochter liebevoll die Hand reichte, konnte ich dies als einen Beweis betrachten, daß er mit der gegebenen Aufklärung zufrieden war.

„Und nun, mein Herr!" nahm ich nach einer kurzen Pause das Wort, „muß ich bekennen, daß nach meiner Ansicht die Besorgnisse des Fräuleins nicht ungegründet waren und daß Ihre Ankunft nicht wohl geeignet ist, dieselben zu beseitigen."

„Ich bin eben so sehr darüber verwundert, mich hier zu sehen,“ antwortete er, „als es der Doge war, da er sich am Hofe Ludwigs XIV. befand; aber ich habe durch Erfahrung gelernt, daß unverschämte Kühnheit bisweilen besser im Stande ist, zu täuschen, als die feinste List. Seit Deiner Abreise, Amalie, war meine einzige Sorge, daß ich keinen Brief von Dir erhielt, besonders, nachdem ich schon ein Paar mal unter des Notar Bouvelt Adresse geschrieben hatte, daß ich mich im Haag beim Russischen Gesanden aufhalte..,“

„Diese Briefe,“ sagt' ich, „liegen wahrscheinlich noch unerbrochen bei Bouvelt, der gefährlich krank ist.“

„Inzwischen bemerkte ich,“ fuhr Herr Bos fort, „daß derselbe Jude, den ich zu Zoest so ungnädig begrüßt hatte, alle meine Schritte und Tritte belauschte. Bekümmerniß über Dein Schicksal quälte mich; ich konnte der Begierde, etwas von Dir zu vernehmen, nicht länger widerstehen. An Herrn Huyck durft' ich nicht schreiben; er hatte schon Last genug von uns gehabt, und ich wollte ihm keine neuen Unannehmlichkeiten verursachen. Endlich konnte ich meine Ungeduld nicht länger unterdrücken und beschloß, hieher zu reisen. Aber zuvor mußte ich meinen lästigen Spion täuschen. Gestern war ich zu Utrecht, da saß er mir wieder auf dem Nacken. Ich hatte meinen Plan gemacht und da ich ihm auf

der Straße begegnete, fragte ich ihn, ob er mir einen Auftrag besorgen wolle. Ich sah wie seine Augen vor Freude funkelten. Da gab ich ihm Geld, daß er für Morgen Mittag auf der Schuit nach Amsterdam das Roef für mich miethen solle, und zweifelte nicht, daß er die angenehme Nachricht von meiner Dahinreise sogleich seinem Herrn überbringen würde. Da ich ihn also von der Spur abgeführt hatte, ging ich zum Thore hinaus, nahm zu Zoest ein Fuhrwerk, das mich nach Amersfort brachte und wartete daselbst die Ankunft des Deventer Wagens ab, mit welchem ich hieher kam. Unterwegs hatte ich meine Kleidung Stück vor Stück verändert, mein Haar gepudert und durch Aufsetzen einer Brille mich noch unkenntlicher gemacht. Bei meiner Ankunft hier stieg ich unter dem Namen van Bevern in dem vornehmsten Gasthofe ab, begab mich sogleich zu Bouvelt und vernahm daselbst Deinen Aufenthalt. Sobald ich den Namen Heynß hörte, war mein Beschluß gefaßt. Ich kannte einigermaßen die geheimen Verhältnisse, in denen dieser Singnur steht, und wußte, daß man auch die pfiffigsten Personen irre leiten kann, wenn man ihrer Eitelkeit schmeichelt; daher ging ich zu ihm. Erst vorhin hatte ich die Freude zu sehen, daß meine Verkleidung gelungen war, da selbst Herr Huyck mich nicht erkannte. Gleich nachdem Sie sich entfernt hatten, mein Herr Huyck! trat Heynß wieder ein. Ich äußerte meinen

Wunsch, ihn allein zu sprechen, und gab mich ihm auf dem Vorsaale als Amaliens Vater, als der Oberyßelsche Kaufmann, von dem ihm Bouvelt gesagt habe, zu erkennen. Ferner erzählte ich ihm, daß ich von einem Straßenräuber angefallen worden sei, dessen Signalement ich genau der Person anpaßte, welche Sie bei Naarden überfallen hat. Ich sagte, daß er, Heynß, mir der geeignetste Mann zu sein scheine, dergleichen Gaudiebe aufzuspüren, und schloß meine Erzählung mit einem ansehnlichen Geschenke, womit ich diesen Mann gewonnen zu haben glaube. Daß er mir bei alledem nicht gewogen sein kann, gebe ich zu; aber aus seinem Benehmen schließe ich, daß er wenigstens von der Hauptsache nichts ahnet."

„Ach, Vater!" sagte Amalie; „gesetzt auch, Du täuschest Heynß, bedenkest Du denn gar nicht, daß es hier zu Amsterdam noch viel Leute giebt, die Dich erkennen werden?"

„Wer würde jetzt in mir den Kadet der Marine erkennen, der vor fünf und zwanzig Jahren hier durch die Straßen schlenderte und bei den jungen Schönen den Galanten spielte?"

„Auf den ersten Blick wohl nicht, — aber wie, wenn man weiß, daß Du Dich hier in der Nachbarschaft befindest? Ferner, hat diese Stadt nicht einen Ueberfluß an Fremden, die Dich früher in andern Ländern gekannt haben können?"

„Ich denke, mich nur so viel auf der Straße sehen zu lassen, als nöthig ist. Mein Entschluß steht einmal fest. Hier habe ich doch weit eher als anderswo Gelegenheit, mich nach dem Orte unsrer Bestimmung einzuschiffen. Ueberdies war ich auch außerhalb dieser Stadt nicht länger sicher; denn ich weiß, daß der Spanische Gesandte auf meine Auslieferung dringt, und daß die General-Staaten, die sonst auf die Beschützung der Freiheiten des Landes so stolz sind, ihrem Bundesgenossen hierin gern willfahren möchten. Wir müssen also fort; und zwar sobald ich im Besitze jener unglücklichen Papiere bin."

„Und werde ich bis dahin in diesem Hause bleiben?" fragte Amalie.

„Ich sehe keine Schwierigkeit, sondern habe im Gegentheil Heynß gefragt, ob er nicht auch mich beherbergen könne, und da, wie er sagt, an diesem Zimmer ein für eine Bettstelle eingerichtetes Kabinetchen ist: so wird sich dies sehr gut machen. Für diese Nacht gehe ich wieder ins Gasthaus. Was die Juweelen betrifft, so hebe sie jetzt nur wieder auf; ich werde für die Zurücksendung Sorge tragen."

Als ich mich nun empfehlen wollte, ersuchte mich Herr Vos, da wir doch einen Weg zu machen hätten, ihm meine Gesellschaft zu schenken. Darauf sagten wir Amalien gute Nacht und entfernten uns.

Anfangs gingen wir schweigend neben einander

her; dann knüpfte Herr Vos folgendes Gespräch mit mir an:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig," sagte er; „aber ich wünsche meine Schuld nicht zu vermehren. Daher würde ich es als eine Gefälligkeit betrachten, wenn Ihre Edeln für die Zukunft Ihre Besuche einstellen wollen."

„Mein Herr!" antwortete ich in einem kalten Tone; „obgleich ich mit Ihnen und mit Ihrer Tochter Mitleiden habe, so verlange ich doch nichts sehnlicher, als jeglicher Berührung mit Ihnen überhoben zu sein. Ihre Bekanntschaft hat mir schon genug Verdruß zugezogen."

„Dann sind wir ja vollkommen einverstanden. Wir scheiden jedoch in Freundschaft, indem ich Ihnen aufrichtig bekenne, daß es mir sehr leid thut, vorhin, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, Sie in einem falschen Verdacht gehabt zu haben. Halten Sie dies meiner väterlichen Besorgniß zu gute, welche weiß, wie gefährlich es ist, wenn junge Leute einander oft und vor allen Dingen auf eine so geheimnißvolle Weise sprechen."

„Mein Herr! ich trage kein Bedenken, Ihnen zu sagen, daß meine Neigung bereits eine andere Richtung genommen hat."

„Leicht möglich," sagte er; „aber das Herz meiner Tochter ist noch frei und — ohne Ihnen ein Compliment machen zu wollen — nicht um Ihretwillen,

sondern für sie bin ich besorgt, und nur deßhalb kann ich eine solche Vertraulichkeit nicht billigen.“

„Mein Herr!“ entgegnete ich, „Ihre Tochter ist eine liebenswürdige Jungfrau, der ich das höchste Glück wünsche; aber ich bin weit entfernt, eine Neigung, deren ich unwürdig wäre, bei ihr erwecken zu wollen, und keine Nachricht wird mir angenehmer sein, als die, zu hören, daß sie mit Ihnen von hier abgereist und in Sicherheit ist.“

Diese Aeußerung war eben nicht die höflichste, schien ihn aber sehr zufrieden zu stellen. Als wir an die Thür des Gasthofes gekommen waren, richtete er, die Hand auf meine Schultern legend, in einem feierlichen Tone noch folgende Worte an mich: „Jüngling! mein Leben ist bis jetzt ein Wechsel von Glück und Widerwärtigkeiten, von Macht und Erniedrigung, von Ueberfluß und Mangel gewesen; aber sollte je meine Lage mir wieder erlauben, Andern wohl zu thun: dann seien Sie versichert, daß meine Dankbarkeit gegen Sie sich nicht blos in eiteln Worten zeigen, sondern die Verlegenheiten, in welche Sie durch mich gezogen wurden, zu vergüten suchen wird.“

Mit diesen Worten verließ er mich und ich ging, durch diese neue Begegnung in eine sehr unangenehme Stimmung versetzt, meine Straße weiter; ich verwünschte abermals mein Schicksal, welches mich mit diesem Bos, van Bevern, oder welchen

Namen er tragen mochte, in so scrupelvolle Beziehungen brachte; gleichwohl blieb auch meine Neugierde rege, was aus ihm und seiner liebenswürdigen Tochter am Ende werden würde. Was mich am meisten quälte, war die zweideutige Stellung, in welche mich diese lästige Geschichte meinen Aeltern gegenüber versetzt hatte. Daß mein Vater bereits Verdacht geschöpft und daß es früher oder später zu einer Unterhaltung ohne rettenden Ausweg kommen würde, daran durfte ich nicht mehr zweifeln. Auf der einen Seite stritt es wieder meine Grundsätze und Kindespflicht, ihm die Wahrheit zu verbergen, und auf der andern Seite legte mein Gelübde mir unverbrüchliches Schweigen auf. Ach! wie folterte mich der Gedanke, daß das gegenseitige Vertrauen, welches zwischen meinen Aeltern und mir stets geherrscht hatte, und worauf ich einen so hohen Werth legte, vielleicht auf lange Zeit gestört, und daß, wenn auch mein Betragen sich später einigermaßen rechtfertigen sollte, der einmal gegebene schlimme Eindruck nicht so schnell verwischt sein würde. Hätte mir Jemand vierzehn Tage früher gesagt, daß ich, eine Woche nach meiner Heimkehr ins väterliche Haus, mit bleiernen Schritten dahin schleichen, ja sogar einem Zusammentreffen mit meinem Vater ängstlich entgegen sehen würde, wie außerordentlich, ja unmöglich würde mir die Erfüllung einer solchen Prophezeihung vorgekommen sein. Und gleichwohl stan-

den jetzt die Sachen so. — Mit bebender Hand und mit dem Wunsche, daß meine Aeltern, da es schon spät war, sich möchten zur Ruhe begeben haben, zog ich an der Hausthürschelle, und ein ängstliches Gefühl beschlich mich, als ich von dem Dienstboten vernahm, daß meine Aeltern noch auf seien.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Speisezimmer, wo die Guten, im Nachtgewande und beim Scheine zweier schon in die Leuchter herabbrennenden Kerzen, mich erwarteten. Das gewöhnliche Abendessen, Brot, Käse und Obst, stand noch auf dem Tische, und meine sorgsame Mutter hatte für den Fall, daß ich zu viel genossen haben möchte, ein Wassergefäß und ein Fläschchen Spiritus bereit gestellt.

„Ei, Ferdinand! bist Du endlich da?“ fragte meine Mutter, indem ich ihr um den Hals fiel. Ist das früh nach Hause gekommen, wie Du versprochen hattest? Wie steht es? Bist Du nüchtern, oder nicht? Laß Dir einmal in die Augen sehen. Ja, Deine Augen sehen zwar hell, aber außerdem kommst Du mir gewaltig verstört vor. Dasmal mag es noch hingehen, aber künftig werde ich Dich wohl besser im Zaume halten müssen, sonst möchten Dir dergleichen Trinkgelage und das Nachtschwärmen gefährlich werden.“

„Ich hoffe,“ sagte mein Vater, indem er mich bei der Hand nahm und mich gleichfalls, aber mit

einem ernsten Blicke ansah, „daß das Trinkgelag und das Nachtschwärmen noch die einzigen Ursachen von Deinem bleichen Gesicht und Deinem unregelmäßigen Pulsschlage sind. Inzwischen möchte ich wohl wissen, ob Helding seine Wohnung verändert, oder Dich verleitet hat, mit ihm des Nachts noch in den Straßen herumzulaufen? Es ist mir wohl bekannt, daß so etwas gerade nichts Seltenes ist ... eine Unordnung, welche der Sohn des Oberrichters nicht nachahmen muß."

„Wie meinen Ihre Edeln das?" fragte ich nicht wenig verlegen; „ich begreife nicht ..."

„Bereits vor einer Stunde habe ich auf Antrieb Deiner Mutter, die besorgt war, Du möchtest den Kanal für den Wall angesehen haben, Jovis mit der Laterne nach Heynßens Hause geschickt und er ist mit der Nachricht zurückgekommen, daß der junge Herr schon weggegangen sei."

Ich merkte sogleich, daß der Knecht gekommen war, als ich mich bei Amalien befand und unten Jeder glaubte, daß ich fort sei.

„Ich habe," sagt' ich stammelnd, „einen der Gäste, mit dem ich ein sehr interessantes Gespräch führte, nach Hause begleitet und ziemlich lange mit ihm geschwatzt. Aber ich kann versichern, daß ich nichts gethan habe, dessen ich mich zu schämen hätte."

„Dann brauchtest Du auch nicht zu erröthen,“ entgegnete mein Vater. „Wie hieß dieser neue Freund, der so interessant sprach?“

Diese Frage brachte mich schrecklich in die Enge; denn in Lagen, wie die meinige war, sind die einfachsten immer am schwersten zu beantworten. Jetzt mußte ich wohl zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen. „Velters,“ antwortete ich zitternd.

„Velters? — Nun ja, ich sehe keine so große Schwierigkeit darin, einen so einfachen Namen auszusprechen. Ich kenne Velters durch Empfehlung. Es ist ein braver Jüngling, der wohl vorwärts kommen wird, wenn seine Gesundheit nicht hinter seinem guten Willen zurückbleibt. Aber auch das interessanteste Gespräch hätte Dich nicht vergessen lassen sollen, daß Deine Mutter bekümmert sein und um Deinetwillen wachen würde.

„Nun!“ sagte die gute Mutter, „wir müssen auch bedenken, Ferdinand ist so viele Jahre außer Landes gewesen und kennt die heimische Gewohnheit nicht mehr. Er wird vergessen haben, daß wir Leute nach der Uhr sind. Ich hoffe nur, daß dergleichen Einladungen nicht oft kommen. — Jetzt will ich zu Bette, denn der Schlaf zieht mir die Augen zu. Bleibt nun auch nicht länger mehr sitzen.“

Mit diesen Worten küßte sie uns und verließ das Zimmer. Mein Vater stand ebenfalls auf und sagte zu mir gewendet: „Schlaf wohl! aber ehe

Du Dich zur Ruhe begiebst, bitte Gott, daß er Dir Vertrauen einflöße gegen einen Vater, der Dich lieb hat."

Bei diesen Worten rollten die Thränen aus meinen Augen. „Lieber Vater!" rief ich, die Hand des braven Mannes zwischen den meinen drückend und sie küssend: „Gott weiß es, ich wünsche nichts sehnlicher, als daß ich sprechen dürfte, aber ..."

„Ich will Geduld haben und die Stunde des Vertrauens abwarten," sagte mein Vater beruhigt. „Du bist kein Kind mehr und ich will Dich nicht zum Sprechen zwingen, wenn Du es für Pflicht hältst zu schweigen. Möge der Allwissende Deinen Verstand erleuchten, damit Du über das Eine, was noth thut, Dich nicht täuschen magst." Bei diesen Worten drückte er mir nochmals die Hand und ich begab mich nun seufzend auf meine Schlafkammer. So hatte ich denn zum ersten Male meine Aeltern belogen! — Ach! ich fühlte das Bedürfniß, den guten Rath meines Vaters zu befolgen, nur zu wohl und erflehte mit Inbrunst von dem Allmächtigen einen Strahl des Lichtes auf meinem dunkelnd Pfade. Hierauf faßte ich den Beschluß, wie es auch kommen möge, meinen Vater zu überzeugen, daß ich, wenn auch vielleicht mein gegebenes Versprechen eine verkehrte Handlung gewesen sei, selbst durch ihn meines Gelübdes nicht entbunden werden könnte.

Mit diesem Vorsatze suchte ich denn auch am

folgenden Tage nach Tische und nachdem Heynß dagewesen war, meinen Vater auf. Diese Zeit wählte ich deshalb, um zu vernehmen, ob Heynß Herrn Bos wohl verrathen hätte, in welchem Falle meine Verpflichtung aufgehört und ich Gelegenheit haben würde, dem letzteren, bevor die Sache auskäme, vielleicht nützlich zu sein. Mein Vater merkte es sogleich, daß ich etwas auf dem Herzen hatte, und fragte mich, nachdem er seine Acten auf die Seite geschoben, mit ungewöhnlicher Freundlichkeit:

„Hast Du etwas mit mir zu sprechen? Dann will ich diese Sachen gern ruhen lassen. Ich habe jedoch nicht lange Zeit," setzte er hinzu, indem er an seine Uhr sah; „denn wahrscheinlich wird sogleich ein Besuch kommen."

„Ich habe Ihnen zwar nur wenige Worte zu sagen, Vater!" antwortete ich; „aber ich wünschte doch, daß unser Gespräch länger dauern könnte."

„Wie meinst Du das? Du sprichst etwas dunkel und räthselhaft. Fallax sollertia nobis."

„Leider!" sagt' ich. „Ihrem Scharfblicke ist es nicht entgangen, daß mir etwas wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Meine Gedanken sind bisweilen abwesend, zerstreut; meine Gänge würden, wenn Sie selbige hätten beobachten lassen, vielleicht wunderliche Vermuthungen bei Ihnen erregt haben. Ich habe seit meiner Rückkehr außerordentlich merkwürdige Abenteuer erlebt, und was mich noch am

meisten drückt, ist der Umstand, daß ich mich nicht einmal gegen Sie aussprechen darf."

„Ich kann," sagte mein Vater Achselzuckend, „über Deine Verpflichtung zum Schweigen nicht urtheilen, da ich den Grund nicht kenne, welcher Dir jene aufgelegt hat. Nur möchte ich Dich im Allgemeinen aufmerksam machen, wie sehr man mit dergleichen Geheimnissen Gefahr läuft, in Mißhelligkeiten zu gerathen. Es giebt nur wenig Dinge, die ein Kind seinen Aeltern nicht würde offenbaren dürfen. Nur dann kann eine Ausnahme Statt finden, wenn das Geheimniß einen dritten betrifft; und doch würde ein Geheimniß, das dich nicht persönlich betrifft, gewiß keinen solchen Eindruck auf Dich gemacht haben, wie es gegenwärtig der Fall zu sein scheint."

„Allerdings ist es ein Geheimniß eines dritten," sagt' ich nicht wenig erfreut, daß mein Vater auf diese Weise mein Schweigen billigte; „aber ein Geheimniß, in das ich durch Zusammentreffen von Umständen mit verwickelt bin."

„Und ...." fragte mein Vater, nachdem er sich eine Weile bedacht hatte, „betrifft dies Geheimniß auch einen gewissen Schwarzen Peter? Ich frage Dich jetzt als Vater, nicht als Oberrichter."

„Nur sehr entfernt," antwortete ich, da ich aus dieser Frage den Schluß zog, daß mein Vater über die Hauptsache noch nichts wußte. „Aber

Vater! auch mir sei eine Frage vergönnt. Wenn dieser Schwarze Peter mir das Leben gerettet hätte und ich seinen Aufenthalt kennte, würden Ihre Edeln mich dann für verpflichtet halten, ihn dem Oberrichter zu verrathen, im Falle dieser danach fragte?"

„Du weißt, wo der Schwarze Peter zu finden ist?" fragte mein Vater hastig.

„Nein," antwortete ich lächelnd, „und ich habe auch keine Verpflichtung gegen ihn, sondern ich setze nur so den Fall."

„Es ist Dir nicht unbekannt, sagte nun mein Vater, „daß, obgleich die Dankbarkeit nur ein officium imperfectum, die Anzeige an die Justiz dagegen ein officium perfectum und durch Gesetze und Verordnungen vorgeschrieben ist, die zweite Pflicht im vorliegenden Falle der ersten würde weichen müssen; denn höher als ein irdisches Gesetz steht das göttliche Gebot der Dankbarkeit: Wenn nun aber Dein Geheimniß von solcher Art ist, daß Du mir es nicht anvertrauen darfst, warum denn mit mir darüber sprechen? Werde ich nun nicht Allerlei muthmaßen und rathen müssen?"

„Nur darum, lieber Vater! weil mir der Gedanke, daß Sie mich des Mangels an Vertrauen beschuldigen könnten, unerträglich ist, und weil ich Sie bitten wollte, daß Sie so lange, bis ich Ihnen über mein räthselhaftes Betragen den nöthigen Auf-

schluß zu geben in Stande sein werde, gütige Nachsicht mit mir haben möchten."

„Du hast Recht gethan, mein Sohn! und ich würde ein schechter Richter sein, wenn ich Dich, ohne die Mittheilung Dessen, was zu Deiner Vertheidigung dienen kann, abzuwarten, verurtheilen wollte. Du weißt, daß das crimen reticentiae, wenn es der Sicherheit des Staates gilt, des Landesverrathes schuldig macht."

„Die Sicherheit dieses Landes läuft durch mich so wenig Gefahr," sagt' ich lächelnd, „daß ich von Ihrer Edeln Billigung meines Stillschweigens nunmehr überzeugt ..."

„Und ich beruhigt bin," fiel mein Vater mir ins Wort.

In demselben Augenblicke hielt ein Wagen vor der Thür an und es wurde stark geschellt.

„Ist es schon so spät?" fragte mein Vater und sah an seine Uhr. „Ja wahrlich! nun laß mich allein; denn ich erwarte einen vornehmen Besuch; oder bleib lieber hier, ich will mich des Nebenzimmers bedienen. Als Mann von Gewicht muß der soeben Kommende gebührend enpfangen werden."

Hierauf eilte er ins Nebenzimmer; aber statt der Person, die er erwartete, erschien nur der Unterrichter, der mit einer Kutsche am Beerebyt die Ankunft der Utrechter Schuit abgewartet hatte, um Herrn Bos gleich beim Aussteigen zu arretiren.

Als dieser nicht zum Vorscheine kam und der Schiffer erklärte, daß das gemiethete Roef leer geblieben sei: fuhr der Unterrichter bei meinem Vater vor, um über das Mißlingen des erhaltenen Auftrages Bericht zu erstatten. Die Sache lief für den Augenblick mit einem Verweis ab, den Simon erhielt, weil er sich hatte irre führen lassen.

Neuntes Kapitel.

Alte und neue Bekanntschaften.

Am folgenden Morgen (Sonnabends) begab ich mich, der mit Tante getroffenen Verabredung zufolge, wieder nach Heisicht, wo ich mit klopfendem Herzen meine Geliebte wieder fand und von Tante über mein Zusammentreffen mit dem Schwarzen Peter zur Verantwortung gezogen wurde. Da ich jedoch auf ihre Fragen vorbereitet war, so kostete es mir wenig Mühe, sie zu beantworten und ich wußte ihr unbeschadet meines Geheimnisses über die Ursachen des seltsamen Besuchs solchen Aufschluß zu geben, daß ich sie vollkommen zufrieden stellte und ihre Unruhe verscheuchte. Wir aßen diesen Tag sehr früh und sehr eilig, weil Tante beabsichtigte, mit uns nach ihrer, vor einiger Zeit in der Gegend

von Alt=Naarden acquirirten Meierei zu fahren, und dort den Abend möglichst angenehm hinzubringen. Gegen zwei Uhr fuhren wir weg und zwar über die Haide nach Laren und von da nach Blaricum am Tafelberge hin, endlich auf einem Seitenwege an das Ziel unserer Bestimmung. Hier hielten wir vor einer Scheuer still, die zur Stallung diente, stiegen aus und gingen nach dem Wohnhause. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich in der Frau, welche uns an der Thür empfing, die alte Martha, und in ihrer Wohnung jenen Zufluchtsort des Herrn Bos erkannte, wo auch ich eine Nacht zugebracht hatte. Daß mir derselbe nicht schon von Weitem auffiel, kam daher, weil wir dies Mal von der entgegengesetzten Seite einrückten. Jetzt wurde es mir deutlich, warum mich die alte Frau an jenem verhängnißvollen Abende so angesehen hatte; denn ich entsann mich, daß sie früher bei meinem Oheim van Bempden Gärtnerin gewesen war.

Die alte Frau empfing Tanten mit den gewöhnlichen Formeln:

„Wie geht's, Mefrau? Mefrau befindet sich doch wohl? Mefrau ist lange nicht hier gewesen. Ich finde eben nicht, daß Mefrau jetzt wohler als das letzte Mal aussähen!" (ein Compliment, womit fast alle Leute dieser Classe, als sei es die ausgesuchteste Schmeichelei, ihren Gebieterinnen aufwarten.) Als sie mich erkannte, kam sie etwas in Verlegen=

heit und suchte meinem Blicke auszuweichen. „Ich habe das Kaffeegeschirr oben bereit gesetzt,“ fuhr sie fort.

„Ja! das ist gut,“ sagte Tante; „aber es ist so schönes Wetter. Was sagen die Mädchen dazu? Sollten wir den Kaffee nicht lieber vor der Thür trinken?“

Dieser Vorschlag fand Beifall und es wurden demgemäß Befehle ertheilt.

„Ist Ihr Sohn nicht zu Hause?“ fragte Tante, als sie sah, daß Martha Tisch und Stühle selbst herbeitrug.

Die alte Frau seufzete und zuckte die Achseln: „Ach, Mefrau!“ sagte sie, „mein Sohn ist mein Kreuz. Seit acht Tagen habe ich ihn nicht gesehen; Gott weiß, was er treibt.“

Ich kann nicht leugnen, diese wirkliche oder scheinbare Unruhe der Mutter war mir erwünscht; denn ich hielt Driesens Gegenwart auf der Meierei nicht nur der Nachbarschaft für höchst gefährlich, sondern auch dem Interesse meiner Tante für geradezu zu widerlaufend, und ich beschloß daher, mochte es ablaufen, wie es wollte, ihr über den Character dieser Person Aufschluß zu geben. Indessen folgte ich unter dem Vorwande, der Frau im Herbeitragen der Bedürfnisse behilflich zu sein, letzterer ins Haus. Sobald wir in der Küche waren, fragte ich sie: „Ist es auch wahr, daß Ihr Sohn verschwunden ist?“

„So wahr ich lebe, mein Herr!“ antwortete sie zitternd und bebend. „Ums Himmelswillen! machen Sie uns nicht unglücklich.“

„In der That,“ fuhr ich fort, „es möchte sehr rathsam sein, daß er sich hier nicht wieder blicken läßt; denn es ist der Justiz hinlänglich bekannt, daß er mit dem Schwarzen Peter und seinen Gesellen zusammenhält; wenn man ihn erwischt, wird er dem Stricke nicht entgehen.“

„Ach, mein Herr Huyck!“ sagte sie; „Sie glauben nicht, was ich von dem Jungen zu leiden habe. Ach, er hat nie etwas taugen wollen; aber ich kann wahrhaftig nichts dazu; an Ermahnungen habe ich es nicht fehlen lassen.“ — Dann ließ sie den Ton sinken: „Ihre Edeln haben doch davon, daß Sie letzthin hier geschlafen haben, und von den Fremden Ihrer Tante nichts erzählt?“

„Nein,“ antwortete ich; „aber sagen Sie mir, woher kennen Sie diese Leute?“

„Woher ich sie kenne?“ fragte sie. „Habe ich den Junker nicht an meiner eignen Brust genährt? — und war es nicht bei mir im Hause, wo er immer mit Käthchen Reeffeil, dem süßen Herzchen, zusammenkam, als Kapitain Reeffeil auf Graveland wohnte? Aber genug jetzt; ich muß das Theewasser hinausbringen.“ Hiermit drehte sie sich um und ging fort. Indem ich ihr folgte, that ich zufällig einen

Seitenblick in den Garten, begegnete aber sogleich zwei Augen, die auf mich gerichtet waren.

Ich habe früher gesagt, daß die Hinterthür, durch welche ich das erste Mal in diese Wohnung gekommen war, in die Küche und umgekehrt in den Garten führte. Neben dieser Hinterthür war ein offenstehendes Fenster und neben dem Fenster auf dem Gartenwege stand ein in schmutzige Lumpen gekleideter Mann, der uns belauscht hatte. Sobald er merkte, daß ich ihn entdeckt, begann er in einem flehenden Tone:

„Mein Herrchen! so wahr Gott lebt, keinen Kreuzer reicher! Ich habe heute noch kein Handgeld gelößt; keinen Kreuzer reich, so wahr Sie sollen gesund bleiben."

„Ihr hier, Simon?" rief ich. Was habt Ihr hier zu schaffen? Und wo ist die Waare?"

„Waare? Ach! wäre ich nur so glücklich, daß ich ein klein wenig Waare einkaufen könnte; — aber eine Frau mit sieben Kindern! Sie müssen wissen, dazu gehört was; — keinen Kreuzer reich . . ."

„Pfui!" sagt' ich," ist das Geld schon alle, das Dir der junge Herr Bläck gegeben hat, um die Gänge eines ehrlichen Mädchens zu belauern?"

„Herrliches Mädchen! Nun, nun!" sagte Simon den Kopf schüttelnd.

„Ja gewiß, ehrlich! Und wenn ich meinem Vater dergleichen Stückchen von Dir erzähle: so wird

er es Dir schon verbieten, Dich ferner zu solchen Niederträchtigkeiten brauchen zu lassen."

„Nur nicht böse! Was kann ich dazu? Ein Auftrag ist ein Auftrag! Wenn mein Herr Bläck zu mir sagt: „Simon! geh und sieh, wo die Jungfrau bleibt, Du sollst einen Gulden von mir haben." Nun, was muß Simon denn thun? da ist nichts Böses dahinter, daß mein Herr Bläck weiß, wo die Jungfrau wohnt; dagegen ist's ein großes Glück, wenn Simon mit seiner Familie auf einen Tag und länger Brot hat. — Aber Sie fragen mich, ob dasselbe schon verzehrt ist? — Ach! ich habe seitdem keinen Kreuzer verdient, keinen Heller! Kann man acht Tage lang mit einer Familie von einem Gulden leben? Ich bitte Sie, so wahr Sie gesund bleiben werden."

„Vielleicht willst Du mir auch weiß machen, daß Heynß Dir den Weg nicht bezahlt, den Du heute gemacht hast."

„Nun sehen Sie, mein Herr Huyck! Weil Sie der Sohn des Oberrichters sind — Gott segne ihn — es ist ein spärlicher Lohn, den ich von Heynß empfange. Ich könnte sonst wahrhaftig nicht bestehen. — Und ich habe ja kein Wort geplaudert, daß Sie mit dieser Jungfrau in der Naardner Schuit gesessen haben."

„Denkst Du," sagt' ich unwillig, „daß ich mich darum bekümmere, was Du von mir erzählst?

Aber was thust Du jetzt hier? Was ist hier zu beobachten? Du stehst hier auf keinem öffentlichen Boden, und wenn Tante von Deiner Gegenwart hört, möchte sie Dich wohl durch den Kutscher wegjagen lassen."

„Nun, Nun! Sie wissen schon, wen ich hier suche — es ist ja Ihr Papa, der es befohlen hat. Simon ist ja kein Dieb, der etwas mitnimmt."

„Ich glaube, daß Du Dir vergebliche Mühe giebst," sagt' ich; denn ich vermuthete allerdings, wen er suchte. Aber laß Dich warnen und pack Dich weg; denn wenn Dich Jemand anders sieht, wirst Du nicht freundlich bewillkommnet werden."

Mit diesen Worten wendete ich mich von ihm ab und begab mich wieder zu den Damen, die schon unter dem kühlen Laubdache der Eichen um den Theetisch saßen. „Ei!" sagte Susanne, sobald sie mich sah, „wo hast Du nun wieder gesteckt? Ich dachte, Du wärst darauf ausgegangen, der alten Martha zu helfen, und kömmst nun mit leeren Händen zurück! Gleichst ja der Katze, welche in Rom die hohe Schule besucht und miauend zurückkömmt, auf ein Haar! In der That, an einem solchen Cavalier, der uns in einer Zeit, wo es von Dieben und Straßenräubern wimmelt, allein sitzen läßt, haben wir etwas Rechtes! Aber da Du doch Mitgenosse der Bande bist, würde uns Dein Beistand nicht einmal ersprieslich sein!"

„Santchen! wir wollten ja nicht mehr darüber sprechen," sagte Tante, die nichts davon hielt, über einen solchen Gegenstand zu scherzen.

„Sie sehen nun mein Schicksal," sagt' ich zu Henrietten, „und wie ich von meiner Schwester behandelt werde. Sie, die Sie so gut sind, würden gewiß, wenn Sie einen Bruder hätten, ihn nicht so quälen."

„Woher wissen Sie, daß ich gut bin?" sagte sie lachend. „Fragen Sie nur Ludwig; da werden Sie schon erfahren, daß auch ich hofmeistern kann."

„Das mag sein!" sagte Susanne; „aber es gewährt Dir kein großes Vergnügen; denn Ludwig wird bös, wenn man Scherz mit ihm treibt; mein Bruder dagegen — das muß ich ihm zur Ehre nachsagen — nimmt doch Raison an." Hier klopfte sie mich auf die Schultern.

„Das ist das glimpflichste Wort, welches seit langer Zeit aus Deinem Munde gekommen ist!" entgegnete ich, „dafür muß ich Dich umarmen."

„Weg! weg!" sagte sie und drängte mich zurück; „jeux de mains, jeux de vilains. Gebrauch Deinen Mund und nicht Deine Hände."

„Ganz recht, es ist ja mein Mund, den ich gebrauchen will," erwiederte ich, sie küssend.

„Ach Jettchen! hilf mir doch!" sagte Susanne; „Du bleibst da so ruhig sitzen und nimmst Dich Deiner mißhandelten Freundin nicht an."

„Ich werde mich wohl hüten, und mich in solche Händel verwickeln," sagte Henriette.

„Hat nichts zu sagen!" versetzte ich; „Sannchen hat recht, es würde uns sogar zum besondern Vergnügen gereichen, wenn Sie sich ein wenig hinein verwickeln wollten."

„Was giebt es, Kinder?" fragte Tante, die unterdessen mit Marthen gesprochen hatte. „Auf diese Weise bekommen wir keinen Kaffee."

„Ach! Ferdinand neckt mich einmal," sagte Susanne.

„Was sich lieb hat, das neckt sich," sagte Tante.

„Wenn das wahr ist, meine Damen!" versetzte ich, zwar im Allgemeinen sprechend, aber das Auge fest auf Henrietten gerichtet: „so wird es mir nur angenehm sein, recht sehr geneckt zu werden."

Diese und ähnliche Gespräche, welche damals den Interessenten Vergnügen gewährten, deren Mittheilung aber den Leser langweilen würde, beschäftigten uns während des Kaffeetrinkens; darauf schlug Tante einen Spatziergang vor, bei welcher Gelegenheit ich nicht versäumte, Alles aufzubieten, um bei meiner Schönen mehr und mehr in Gunst zu kommen. Endlich machte ich es so bunt, daß sie Susannen an den Arm nahm und vorausging, indem sie vorgab, nicht mehr auf mich hören zu wollen.

Da war mir fast bange, vielleicht zu weit gegangen zu sein und ich blieb deshalb eine Zeitlang

mit Tanten zurück, bei welcher Gelegenheit ich sie fragte, ob die alte Martha nicht früher Gärtnerin auf Heisicht gewesen sei.

„Ja!“ antwortete sie; „bis zu ihres Mannes Tode. Dann wohnte sie eine Zeitlang im Dorfe, und als ich diese Meierei kaufte, versetzte ich sie hieher.“

„Hat sie,“ fuhr ich fort, „nicht erst beim Kapitain Reefseil gewohnt?“ Ich wußte es wohl, wollte aber das Gespräch auf diese Familie bringen.

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Tante; „es ist jedoch möglich, denn als ich Deinen Oheim von Bempden heirathete, war sie schon auf Heisicht; aber wie kommst Du denn darauf?“

Da saß ich fest. „Das weiß ich selbst nicht,“ antwortete ich. „Es ging mir etwas durch den Kopf, was diese Reefseils betrifft.“

„Die Mutter von Jettchen Bläck war eine Reefseil,“ sagte Tante; „meintest Du das vielleicht?“

„So?“ antwortete ich fragweise. „Nein, das wußte ich nicht. Aber war nicht noch eine Schwester?“

„Ja gewiß! — Käthchen Reefseil; sie waren beide schön, Käthchen und Jettchen; die eine war eine Blondine, die andere eine Brünette; Jettchen, die Blondine, verheirathete sich mit Herrn Heinrich Bläck und der gute Mann erfreute sich dieses Glückes nicht lange, denn sie starb im Wochenbette. Käthchen, ja von der läßt sich nicht viel Gutes sagen;

sie hat sich vom Baron van Lintz entführen lassen. Das war zu jener Zeit eine berüchtigte Geschichte."

„Durften sie sich denn nicht heirathen?" fragte ich, da das Gespräch mein Interesse immer mehr steigerte.

„Sie hatte, glaube ich, wenig oder nichts," antwortete Tante, „und van Lintz auch nicht viel mehr, als seinen Lieutenants-Gehalt bei der Marine. Uebrigens war er katholisch; aber das half nichts, er wußte sie zu überreden und zog mit ihr aus dem Lande. Die Familie würde wohl noch nachgegeben haben, wenn er wieder zum Vorscheine gekommen wäre; allein daß er durchgegangen, war nicht wieder gut zu machen. Unstet mußte er sich eine Zeitlang, kümmerlich behelfen; dann ist er — das weißt Du so gut, als ich — in Spanischen Seedienst gekommen und ein großer Herr geworden, und jetzt, glaub' ich, todt oder verschollen; wenigstens hat man seltsame Dinge von ihm erzählt. So viel ist gewiß, daß er in Ungnade fiel und dann verschwand, der Himmel weiß, wohin; vielleicht ist er Türkisch und Bassa mit einem halben Dutzend Roßschweifen geworden; denn ich glaube, daß ihm die Religion ziemlich gleichgiltig war, wenn er nur sein Fortkommen finden konnte. Ich hatte letzthin Mühe genug, Herrn van Baalen von diesem Gegenstande abzubringen, als er in Herrn Bläcks und Jettchens Gegenwart denselben berührte. Nun, die Thorheiten ihrer Tante

gehen ihr nichts an. Herr van Lintz war übrigens ein angenehmer Mann; ich erinnere mich noch sehr gut, zuweilen mit ihm getanzt zu haben. Er machte zu seiner Zeit la pluie et le beau temps."

„Mich dünkt," merkte ich an, „sein Fehltritt verdient einige Entschuldigung. Es giebt so viele Herrn vom Landadel, die nach Amsterdam kommen, um nur eine reiche Heirath zu machen. Er wurde doch wenigstens von Liebe getrieben, nicht von der Sucht nach Schätzen."

„Die waren bei Reefseils allerdings nicht zu suchen," versetzte Tante. „Deshalb ist auch Heinrich Bläck, der selbst schlecht bei Kasse war, mit dieser Familie zerfallen; in Cadix, oder in Lissabon, was weiß ich es, soll er arm gestorben sein. Du weißt, daß Henriette nun ganz von der Güte ihres Oheims abhängt . . . und sicherlich Ursache hat, dankbar gegen ihn zu sein; denn wäre sie auch seine eigene Tochter, er könnte sie nicht zärtlicher lieben, nicht besser behandeln. Daher wird sie auch, denk' ich, am Ende noch seinen Wunsch erfüllen und ihren Neffen heirathen. — Warum sagst Du: Hm?"

„Habe ich „hm" gesagte, Tante?"

„Ja Neffe! Du sagtest: Hm! Und warum? Würdest Du es so lächerlich finden, wenn sie Ludwig, oder Ludwig sie heirathet?"

„Was soll ich dazu sagen? Ich merke nicht, daß sie viel Wesens von einander machen, und ich

wüßte wohl Jemanden, dem ich sie lieber gönnen möchte."

„Quel est donc ce héros, ou bien ce téméraire?" fragte Tante mich scharf ansehend. „Hoffentlich doch nicht Du selbst?"

„Und wäre ich es auch selbst, Tante? Was würden Ihre Edeln dagegen haben?"

„Ferdinand!" sagte Tante; „Du jagst mir einen Schrecken ein. — Nicht, weil sie ein liebenswürdiges Mädchen ist; sondern weil Dein Vater und Deine Mutter dann von mir denken würden — daß ich Euch beide absichtlich zusammen gebracht hätte. Und Dein Vater würde es gewiß nur halb gut heißen; denn sie hat nichts. Das schlage Dir nur aus dem Sinne."

Hier wurde unsere Unterhaltung, die für mich keine sehr tröstliche Wendung nahm, durch Susannen unterbrochen, die uns von einer Höhe, welche sie mit Henrietten bestiegen hatte, zurief:

„Kommt doch hieher; hier ist eine herrliche Aussicht."

Wir verdoppelten unsere Schritte und standen bald bei den jungen Damen, um mit ihnen das schöne Naturschauspiel, welches sich uns darbot, gemeinschaftlich zu bewundern. Auf der einen Seite breitete sich, so weit das Auge reichen konnte, gleichsam ein Blumenteppich über die wogende Fläche aus, dessen Einförmigkeit durch Eichengruppen, welche

neben dem matten Grün des Augustlaubes schon hie und da die gelbe Herbstfarbe sichtbar werden ließen, malerisch gehoben wurde. Gegen Südwesten zeigten sich die Thürme von Naarden und weiter hinauf die von Weesp und Muiden, während Amsterdam nur matt durch einen grauen Nebel sichtbar war; östlich lag das freundliche Heizen und dahinter das nettgebaute Blarikum; gegen Norden lief bis an die Stelle, wo die Zuidersee seinen Fuß bespülte, ein weißglänzender Hügel hinab. Fahrzeuge von mannichfacher Größe und Bauart kreuzten auf der fernen, stillen Oberfläche der Gewässer bunt durch einander; in der Nähe lagen einige Fischerboote, auf denen man die, ihre Netze auswerfenden Fischer unterscheiden konnte. Dicht am Ufer endlich lag ein reich vergoldeter Buier *) vor Anker, dessen riesenhafter Mast und nettes Segel- und Tauwerk sich auf dem Hintergrunde von grünem Wasser und blauer Luft scharf und deutlich abconturten.

„Ich glaube beinahe, daß es Ludwigs Buier ist," sagte Henriette, nachdem sie einige Augenblicke scharf dahin gesehen hatte.

„Ist er ein Freund vom Segeln?" fragte ich.

„Nicht allein vom Segeln, sondern von allen ähnlichen Belustigungen," antwortete sie; „aber das

*) Ein kleines Fahrzeug mit plattem Boden.

Segeln ist bei ihm Leidenschaft. Er bleibt mitunter Tage lang auf dem Wasser."

„Es scheint ein hübsch gebautes, gut gehendes Fahrzeug zu sein," sagt' ich.

„Einer der ersten Schnellsegler, wenigstens Ludwigs Worten zufolge."

„Wie! Sind Sie nie selbst darauf gewesen? Oder halten Sie nicht viel vom Segeln?"

„Er hat mich nie zu einer solchen Partie eingeladen."

„Das ist sehr natürlich," sagte Susanne; „die Herren haben viel zu viel Geheimnisse unter einander, als daß sie Damen dazu einladen sollten."

„Es scheint, daß er gerade an Bord ist," versetzt' ich; wenigstens kömmt eben Jemand auf das Verdeck."

„In der That! ich erkenne ihn," sagte Henriette; „aber er hat noch ein Paar Herren bei sich; sie richten ihre Perspective auf uns."

„Das ist wahrlich keine üble Idee," sagt' ich.

„Was mögen sie wohl vorhaben?" fragte Tante, die am Bord eine große Geschäftigkeit wahrnahm.

„Sie machen die Schaluppe los," sagt' ich. „Geben Sie Acht! sie überraschen uns noch." Und wirklich sahen wir drei Personen hintereinander in die Schaluppe springen und kräftig dem Ufer zurudern.

„Ei, ei! Sollte Ludwig wirklich ein Mal den Galanten spielen und uns einladen, sein Boot zu besuchen?“ fragte Henriette.

„Sehr wahrscheinlich!“ sagte Susanne;

„ . . . et jusqu' aux bords que la mer vient laver
Sur son vaisseau tout pret il vient nous retrouver;

ich erkenne Deinen Vetter; aber wer sind die zwei andern Herren?“

„Ich weiß es wahrlich nicht,“ antwortete Henriette; „er hat mitunter seltsame Bekanntschaften. Doch vermuthe ich jetzt, daß der eine Herr Weinstübe, Compagnon eines Deutschen Comptoirs, ist; der andere ist mir aber völlig fremd.“

Wir waren inzwischen den Hügel hinab, auf die Erscheinung zugegangen. Die drei Herren sprangen ans Ufer, banden ihre Schaluppe fest und kamen schnellen Schrittes uns entgegen.

„Sie sind es?“ rief Ludwig, als er näher kam und uns erkannte.

„Ei! Ihr Besuch war also Jemandem anders zugedacht?“ fragte Henriette.

„Wir hatten Damen erblickt,“ antwortete Ludwig, „und wollten nun hören, ob dieselben etwa Lust hätten, an Bord zu kommen.“

„Geben Sie Acht,“ sagte Susanne leise, „unbekannterweise hätte man uns eingeladen; als Bekannte aber wird man uns verschmähen!“

„Aber was ist's denn weiter?" fragte einer von Ludwigs Begleitern in seinem plattdeutschen Dialecte, während er die jungen Mädchen auf eine ziemlich unbescheidene Weise der Reihe nach ansah. „Wenn Sie die Damen schon kennen, desto besser, dann brauchen wir die Bekanntschaft nicht erst zu machen."

„Still!" sagte Ludwig, indem er ihn anstieß. „Ihr Diener, Mefrau von Bempden! ich stelle Ihnen hiermit Herrn Weinstübe und Herrn Reynhove vor. Meine Herrn! Mefrau von Bempden, meine Cousine Bläck und Fräulein Huyck."

„Mefrau von Bempden!" wiederholte Weinstübe, indem er sogleich einen sehr demüthigen Ton annahm und eine Menge Kratzfüße machte. „Ich bin sehr erfreut, die Ehre zu haben. Wie befindet sich Ihre werthe Familie?"

„Ich hoffe," sagte Reynhove, indem er gleichfalls sich verbeugte, „daß die Damen unsere Toilette entschuldigen werden. Diese angenehme Begegnung kam uns so unerwartet. Ich bin wahrlich in Verzweiflung, so nachlässig auszusehen." — Bei den letzten Worten machte er die obersten Knöpfe seines niedlichen Fischerkittels auf und zeigte darunter ein prächtiges, mit den schönsten Spitzen besetztes Hemd, mit der andern Hand aber brachte er sein Halstuch in Ordnung, wahrscheinlich nur um auf den kostbaren Ring, der seinen Finger schmückte und auf die

Brillantnadel, womit die Schleife befestigt war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken.

„Ach ja!" sagte Weinstübe; „die Damen werden uns gütigst verzeihen. Es ist wirklich unsere Schuld nicht. Herr Bláck äußerte: „da sind Damen, lasset uns ihnen unser Compliment machen." Aber wir wußten nicht, daß es eine so achtbare Gesellschaft war."

„Das ist also doch Ihre Schuld!" sagte Susanne.

„Wie befindet sich Ihr Vater, mein Herr Bláck?" fragte Tante.

„Klagend und hypochondrisch, Mefrau, wie immer. Haben die Damen wohl Lust, mein Fahrzeug ein Mal zu sehen?" fragte er nachher in einem Tone, an dem man es merkte, daß diese Einladung nur ein Höflichkeits-Gebot war.

„Ich fürchte," sagte Tante, daß uns das zu lange aufhalten wird. Wir müssen bald auf die Meierei zurück und nach Hause."

„Ei, Mefrau!" sagte Reynhove; „das würde zu grausam sein, wenn Sie uns nicht erlaubten, einer so angenehmen Gesellschaft, wenn auch auf kurze Zeit, anzugehören."

„Es ist so schönes Wetter," sagte Weinstübe; „und Bláck kann Sie ja ans Ufer bringen, sobald Sie wollen. Wir müssen ja ebenfalls Abends wieder nach Amsterdam.

„Was sagen die jungen Damen dazu?“ fragte Tante; „Ich habe hier keine Stimme.“

Schon schmeichelte ich mir, daß beide dafür danken würden; aber sie schienen just ein großes Verlangen zu haben, den Buier zu sehen — (ein Wunsch, den ich damals sehr lächerlich fand) — und so erklärten sie, nachdem sie sich eine Zeitlang mit fragenden Augen angesehen hatten, Henriette zuerst, dann Susanne, sich nicht abgeneigt, das freundliche Anerbieten Herrn Bläcks anzunehmen.

„Wohlan! dann lassen Sie uns nicht zögern,“ sagte Ludwig, indem er Tante von Bempden den Arm bot, und ehe ich noch bereit war, dem Beispiele zu folgen, hatten sich jener häßliche Deutsche Henriettens und Reynhove Susannens bemeistert; mir blieb nichts übrig, als die Nachhut zu bilden und ich wünschte daher den Buier und dessen ganze Mannschaft zum T . . .

Wir stiegen in die Schaluppe, die kaum groß genug war, uns alle zu fassen, und wurden von Ludwig und Reynhove mit geübter Hand nach dem Fahrzeuge hingerudert. Bevor wir dies jedoch betreten, sei mir eine kurze Beschreibung der zwei neuen Personen, mit welchen ich bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft machte, vergönnt.

Caspar Weinstübe, war wie ich hinterdrein erfuhr, ein Glücksritter gewesen, dergleichen Westphalen jährlich eine ziemliche Anzahl nach Amsterdam über-

siedelt. Er hatte mit fast gänzlich leerer Tasche, aber mit dem unerschütterlichen Vorsatze, selbige zu füllen, die große Stadt als Knabe von funfzehn Jahren bezogen, und sein Ziel durch jene Mittel erreicht, welche, obgleich damals seltener, jetzt leider! von Jahr zu Jahr allgemein werden. Fünf Jahre lang hatte er auf einem kleinen Comptoir gearbeitet, geschmeichelt und Hunger gelitten. Dann war ihm ein geringer Antheil des Gewinnstes zugestanden worden und bald bekam er, zum Lohne seiner unermüdeten Arbeit die Namensunterzeichnung per procuration. Dieser hatte er sich bedient, um Geschäfte für sich selbst anzufangen. Der Actienhandel war ihm zu Statten gekommen; das Haus, worin er Handelsgenosse war, hatte zum zweiten Male die Zahlung einstellen müssen; er selbst aber war nach jedem Banquerotte reicher geworden und befand sich jetzt im Besitze eines ansehnlichen Vermögens und eines einträglichen Geschäftes. Aber es genügte ihm nicht, seine Wünsche erreicht und Schätze erworben zu haben, er verlangte jetzt auch in die große Welt eingeführt zu werden, und das war in Amsterdam, wo die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Kreisen vielleicht schärfer gezogen ist, als in irgend einer Stadt der Welt, für ihn eine so leichte Sache nicht. Er fand sich denn auch überall zurückgewiesen, so oft er es versuchte, sich in die geschlossenen Gesellschaften der sogenannten Patricier einzudrängen;

dennoch gab er deßhalb den Muth nicht auf. Das Sprichwort sagt, daß die Arragonesen zum Einschlagen eines Nagels keinen Hammer, sondern ihren Kopf gebrauchen, und Caspar Weinstübe blieb hinter den Arragonesen nicht zurück. Er wußte sich an junge Leute anzuschließen, die, wie Ludwig Bläck, weniger darauf sahen, mit wem sie umgingen, als darauf, daß es Liebhaber vom Reiten, Fahren und Geldverzehren, waren. Mittelst Solcher hoffte unser Westphale allmälig mit höhern Ständen in Berührung zu kommen. Diese Praxis kostete ihm zwar große Opfer, aber er hatte der zähen Sparsamkeit und Entbehrung, die ihm zu seinen Glücksgütern verholfen, schon lange Valet gesagt und wußte jetzt sein Geld eben so kunstgerecht zu vergeuden, als ob er es von seinem Vater geerbt hätte. Obgleich nicht allen Scharfsinnes bar, sobald es sein Geldinteresse galt: war er doch in jeder andern Hinsicht sehr unerfahren, besaß keinen Weltton und betrug sich, wie die meisten Glücksritter, gegen diejenigen, über welche er sich erhaben dünkte, eben so stolz und ungeschliffen, als demüthig und kriechend gegen Höhergestellte. — Für ihn hatte, beiläufig gesagt, Heynß jenes schöne Wappen gemalt, von welchem früher die Rede gewesen ist.

Was Herrn Reynhove betrifft, so pflegte er zwar seine Aeußerungen stark mit Französischen Wörtern zu spicken, aber sein Ton und Betragen

bezeichneten dennoch den gebildeten Mann; was er sagte, war, wenn auch nicht immer interessant, doch niemals dumm, oder ungeschickt. In der Regel drehte sich seine Unterhaltung nur um Kleinigkeiten; gut vorgetragene Kleinigkeiten aber sind, wie man weiß, im Durchschnitte mehr in gemischten Gesellschaften geeignet, den Namen eines angenehmen Mannes zu erwerben, als Gespräche über wichtige Gegenstände. Ueberdies war er wohlgestaltet von Person; sauber in seiner Kleidung, also in vieler Hinsicht willkommen beim schönen Geschlechte. Von seiner bürgerlichen Stellung ließ sich nichts sagen, denn er hatte weder Beruf noch Geschäft; aber es hatte nur von ihm abgehangen, in dies, oder jenes Staats- oder Hofamt eingesetzt zu werden; denn sein Vater bekleidete in seinem Wohnorte zu Gravenhag eines der höchsten Aemter der Republik. Ludwigs Bekanntschaft machte er auf dem Pferdemerkte, den beide regelmäßig besuchten, und auf seine Einladung befand er sich jetzt auf einige Tage zum Besuche bei ihm.

Zehntes Kapitel.

Um Schiffbruch zu leiden, braucht man nicht nach Ostindien zu fahren.

Sobald wir den Buier bestiegen hatten, ließ Ludwig den Anker lichten und, um das schwache Lüftchen, das aus Süden wehte und uns langsam an der Küste hin gegen die Strömung trieb, gehörig zu benutzen, alle Segel spannen. Ludwig, der, ganz wie ein Schiffer gekleidet, mit einem kurzen Pfeifchen im Munde am Steuerruder saß, schien sich wenig um unsere Gegenwart zu bekümmern und überließ das Honneurs-Machen seinen Freunden. Reynhove hatte sogleich mit seiner zuvorkommenden Höflichkeit alle Feldstühle aus der Kajütte geholt und setzte sie auf das Verdeck nieder, damit die Damen Platz nehmen könnten; Niklas, der Schiffsknecht, brachte einen Tisch herbei und Weinstübe füllte, nachdem er ein Paar Flaschen geöffnet, die Gläser. Wahrscheinlich wußte er an einen andern Gegenstand, als Bacchus, kein Gespräch anzuknüpfen.

„Wollen die Damen nicht ein Gläschen annehmen?“ fragte er Henrietten, die in stiller Aufmerksamkeit die langsam vorübergleitende Küste betrachtete. „Ich kann es mit Recht empfehlen, obgleich es keineswegs vom besten Comptoir ist. Nicht

als ob die Wittwe Peter Plutz und Sohn kein gutes Haus sei; nur eine große Correspondenz führt es nicht; und wer wird geringern Wein trinken, wenn man den besten kriegen kann? Peter Traubetropf, der hat freilich einen guten Wein, und nicht gemischt; — wohl theurer — das ist wahr; aber was bekümmert man sich bei einer preiswürdigen Waare viel um den Preis, zumal wenn man bei Casse ist wie Herr Bläck?"

„Ich bitte, Mefrau! nehmen Sie doch ein Gläschen an," sagte Reynhove, der sich der Schicklichkeit zufolge erst an Tante wendete. „Am Bord darf ein solches Anerbieten nicht zurückgewiesen werden; wenn man so viel Wasser um sich her sieht, kann man wohl ein wenig Wein trinken, um ein Gegengewicht zu erhalten."

„Mein Herr scheint mit der Tages-Ordnung am Bord sehr vertraut zu sein," merkte Susanne an.

„Ja! ich habe von Jugend an auf die Marine stets viel gehalten und war eigentlich dafür bestimmt; nur das rohe und ungeschliffene Wesen der meisten Seeleute war mir zuwider und an ihre massiven Formen würde ich mich schwerlich gewöhnt haben."

„Aber das sehe ich durchaus nicht ein," sagte Tante; „es ist doch wohl nicht nothwendig, daß man gerade die Manieren des Schiffsvolkes annimmt. Ich erinnere mich sehr gut des Grafen Tromp, unsers gewesenen Nachbars auf Graveland, der hatte sehr

feine und höfliche Manieren. Auch der Admiral de Ruyter, obgleich ein Mann von niedrer Abkunft, wurde von meinem Vater oft als Muster des Anstandes und als abgesagter Feind des Fluches und Trinkens gerühmt."

„Tante hat Recht," sagt' ich; „ich habe unter den Seeleuten eben so viel Wohlgesittete als Polterer kennen gelernt."

„Nun! das ist am Ende nicht zu leugnen," versetzte Reynhove; „aber wenn Ihre Edeln bedenken, daß ich als einziger Stammhalter meiner Familie..."

„Ach! nun begreif' ich es," erwiederte Susanne; „Ihre Edeln waren vielleicht von zu vornehmer Geburt, als daß Sie mit Johann und Jedermann umgehen wollten. Aber, da haben Sie z. B. den Herrn van Opdam, der war doch auch von einer anständigen Familie, vieler Anderer gar nicht zu gedenken."

„Fräulein findet Vergnügen daran, mich nicht verstehen zu wollen," entgegnete Reynhove; „ich meine ja nicht meinen Stand, sondern mein Verhältniß als einziger Sohn. Es würde meinen Aeltern zu viel Kummer verursacht haben, wenn ich mich den Gefahren des Seedienstes ausgesetzt hätte."

„Ja, das leidet keinen Zweifel," versetzte Susanne; „aber wissen denn Ihre Edeln nicht, daß man eben so gut auf dem Lande, z. B. bei Zechgelagen,

Galloppiren und andern Ergötzlichkeiten Gefahren bestehen kann?"

Reynhove verfärbte sich. Susanne hatte richtiger getroffen, als sie ahnen mochte.

„Und dann," fügte sie hinzu, „büßten Sie in Folge delikaten Essens und Trinkens, eines Gallenfiebers u. dgl. das Leben ein, oder brächen Sie den Hals durch einen Sturz vom Harttraber, da würde Sie Niemand beklagen, sondern es hieß nur tu l'as voulu George Dandin; der Krug geht zu Wasser, bis er zerbricht u. s. w. Wer aber in einer Seeschlacht fällt, stirbt wenigstens mit dem Bewußtsein, nützlich gewesen zu sein und bekömmt noch eine Lobrede im Journale obendrein."

„Das ist gewiß für die Erben sehr troſtreich," sagte Reynhove lachend; „ich muß gestehen, daß Ihre Edeln vollkommene Wahrheit sprechen; allein Ihre Edeln werden mir erlauben zu bemerken, daß man seinem Vaterlande auch auf eine andere Weise dienen kann und daß, wenn man einziger Sohn ist, wie bei mir Statt findet, man besser thut, einen Posten zu wählen, der uns nicht die Verpflichtung auflegt, unsere Familie bisweilen auf sehr lange Zeit zu verlassen."

„Und in welchem Verhältnisse dienen denn Ihre Edeln dem Vaterlande? fragte Susanne.

„Bis jetzt noch in keinem," antwortete er halb

lachend, halb beschämt; „aber ich werde mit Vergnügen der Laufbahn folgen, welche Sie mir anweisen wollen.“

„Ich fürchte, daß ich eine schlechte Rathgeberin sein möchte,“ sagte Susanne, „und ich muß Sie beklagen, wenn Ihre Edeln in dieser Hinsicht wirklich den Rath eines Andern nöthig haben.“

Während sie so fortfuhr, ihn zum Stichblatte ihrer Neckereien zu machen, welche er jedoch nicht nur wohlwollend aufnahm, sondern sogar mit Behagen anzuhören schien, überlud Weinstübe Henrietten mit einer Fluth abgeschmackter Schmeicheleien, welche ich fast vergeblich einigemal zu unterbrechen suchte. Tante, die ungern eine Gelegenheit, sich zu unterrichten, vorübergehen ließ, hatte sich mit Ludwig in ein Gespräch eingelassen, indem sie mit ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit ihr allerlei Fragen über Seefahrt und Steuermannskunst vorlegte. Dann und wann, so oft er nämlich seine Pfeife aus dem Munde und aus der neben ihm stehenden Flasche einen Schluck nahm, beantwortete er sie.

Wir waren bei alle dem ein gut Stück weiter gekommen und befanden uns schon auf der Höhe von Muiderberg, da fragte Tante, die über der Unterhaltung keineswegs der Zeit vergaß, ob Ludwig nun nicht bald umkehren und seinem Versprechen zufolge uns an der Meierei aussetzen wolle. Ungeachtet Reynhove und Weinstübe es sehr beklagten,

daß die Damen sich so bald zu verabschieden gedächten, begann Ludwig, der sich unserer zu entledigen vielleicht sehnlichst wünschte, bereits das Vordertheil des Schiffes zu drehen. Da wendete sich Henriette mit der Frage an ihn, die, wie unschuldig auch, von den wichtigsten Folgen war:

„Wem gehört der schöne Buier," fragte sie, „der da hinter uns drein kömmt?"

„Zum Guckuk, ja!" rief Ludwig, „wem gehört dieser Buier, Niklas?"

„Das ist der neue Buier Johann Bergens's," antwortete der Knecht, „der uns voraus will. Er hat schon lange darauf gelauert."

„Uns voraus!" rief Ludwig; „zum T....! daraus soll nichts werden. Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, Mefrau! das lasse ich mir nicht nachsagen."

„Aber es wird zu spät, mein Herr Bläck!" sagt' ich, „und die Damen wünschen sehr, am Wall zu sein. Was geht es Sie an, ob er vorauskömmt, da er auf die Stadt zusegelt, während wir bei Alt-Naarden anhalten müssen?"

„Was es mich angeht?" wiederholte Ludwig, indem er sich mit dem ganzen Gewichte seines Körpers über das Steuerruder hinbog. „Niklas! Kerl! Gieb Acht auf Deinen Zelter! — Was es mich angeht? — Wenn ich jetzt am Ufer anhielte, müßte er ja denken, daß ich vor ihm ausrisse."

„Aber mein Herr Bläck!“ sagte Tante, nachdem sie mich einigermaßen verlegen angesehen hatte; wir wünschen jedenfalls nach Hause zurückzukehren und Ihre Edeln sind zu gefällig, als daß Sie einem Damengesuch kein Gehör schenken sollten.“

„Mefrau! es geht wahrhaftig meiner Ehre zu nahe. — Niklas! zieh das Focksegel etwas an.“ Hier sah er sich mit einer Angst auf dem Gesicht, als sei der Buier ein Raubschiff, um. „Es bedarf nur zehn Minuten, Mefrau! um meine Ueberlegenheit zu zeigen, und dann segeln wir in einem Nu nach der Meierei zurück.“

„Jetzt geht es hübsch, Mefrau! Das nenne ich Segeln, Tante!“ sagten Henriette und Susanne, die eben kein Unglück darin sahen, ein Stündchen später nach Hause zu kommen, und beide Vergnügen daran fanden, zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit das Fahrzeug die Wogen durchschnitt.

Ich für meine Person war mit Ludwigs Antwort weniger zufrieden; denn ich berechnete, daß, je weiter wir uns bei dem sich verstärkenden Winde von der Meierei entfernten, desto mehr Schwierigkeiten die Rückkehr dahin finden würde und meine Unruhe wuchs noch, als ich eine schreckliche Wolke gegen den Wind antreiben sah.

„Sehen Sie das Unwetter da kommen?“ fragt' ich so leise, als möglich, um die Damen nicht z

beunruhigen, den Schiffsknecht; „es sollte mich wundern, wenn diese Wolke keinen Regen brächte."

„Wir werden eine furchtbare Suppe haben," antwortete Niklas; „aber was thun? — Mein Herr kann den Buier doch nicht vorbeisegeln lassen?"

„Mein Herr Reynhove!" sagt' ich, mich dem Haager nähernd; haben Ihre Edeln auf Herrn Bläck wohl Einfluß genug, ihm zu begreiflich zu machen, daß er dem Verlangen der Damen Gehör geben müsse?"

„Wie!" fragte er. „Haben Ihre Edeln nicht gehört, daß die Damen am Segeln Gefallen finden, und es vorziehen, noch nicht an Wall zu gehen?"

„Wohl möglich! aber," raunt' ich ihm ins Ohr, „da ist schweres Wetter im Anzuge und wir segeln dem Schauer schräg entgegen."

„Glauben Sie?" fragte er etwas außer Fassung gebracht. „Wahrlich, Sie haben Recht! aber wir können ja auf der Stelle anlegen und ich will ihn darum bitten. — Sagen Sie ein Mal, Bläck!"

„Aus dem Wege!" rief Ludwig, ohne auf seine Worte zu achten. „Versperren Sie mir die Aussicht nicht."

„Aber sehen Sie doch nur vor sich," sagte Reynhove brummend; „sehen Sie denn das heranziehende Ungewitter nicht?"

Anstatt nach dem Regenschauer zu sehen, wendete Ludwig das Auge ein Mal um das andere

nach dem Fahrzeuge, welches, entweder weil es schärfer segelte, oder weil es besser regiert wurde, uns immer näher kam.

„Ist es wahr, mein Herr? fürchten Ihre Edeln einen Regenschauer?“ fragte Tante Reynhoven mit Besorgniß. „Ich bitte Sie inständig, mein Herr Bläck! lassen Sie uns zurückkehren.“

Aber Ludwig antwortete nichts. Er starrte, blaß vor Aerger, auf den andern Buier, der ihm schon auf der Seite war. Einige junge Leute, die darauf saßen, schwenkten die Hüte, zum Zeichen der Ueberwindung, und der Eigenthümer, der am Ruder stand, hob ein Glas Wein auf und trank spottweise unsere Gesundheit.

„Wart! auch ich will euch begrüßen, aber mit einer ganzen Flasche,“ schrie Ludwig wüthend, ergriff neben sich eine leere Weinflasche und schleuderte sie mit aller Kraft nach dem triumphirenden Fahrzeuge. Der Wurf erreichte jedoch seine Bestimmung nicht, sondern fiel auf halbem Wege ins Wasser. Auf dem andern Buier erhob sich ein gellendes Gelächter, womit man diesen mißglückten Versuch einer machtlosen Wuth verspottete. Dies brachte Ludwig noch mehr auf.

„Pfui, Ludwig!“ sagte Henriette. „Ist das ein Betragen, wie es einem gebildeten Manne ziemt?“

„Die Laffen brauchen nicht zu denken, daß sie

schon gewonnen haben," sagte Ludwig, ohne auf die Mißbilligung zu achten, die sein Betragen bei uns Allen gefunden hatte. „Sieh da! sie ziehen alle Segel ein. Niklas! halt Dich gut! Wir werden sie gleich wieder überflügeln."

„Sie ziehen die Segel ein," sagt' ich, „und mit Recht, weil sie von dem Ungewitter nicht überrascht werden wollen. Es ist unverzeihlich von Ihnen, die Damen der Gefahr, durchnäßt zu werden, so mir nichts dir nichts auszusetzen."

„Possen! — Wir kehren sogleich zurück. Niklas! zieh das Vorsegel noch ein wenig an. Ei sieh! Wir holen sie ein! Wir holen sie ein, sag' ich. Er hat nicht darauf geachtet, daß sich der Wind gedreht hat. Ja vor dem Winde kann er segeln, er versteht es aber nicht, mit halbem Winde voraus zu kommen. Ist das ein Segler. Sieh, was thut er jetzt? Er will verd . . . noch ein Segel einziehen! — Ei sieh! Da sind wir ja schon voraus! — Man erkennt seine Schwäche! Lacht sie aus, Freunde! Jetzt ist die Reihe an uns."

Merkwürdig genug, so wenig auch die jungen Damen Ludwig geneigt und wie ängstlich sie auch einen Augenblick zuvor waren: so schien ihnen der jetzt errungene Sieg, als hätten sie Antheil daran, dennoch zu schmeicheln. Sie schrieben Ludwigs Geschicklichkeit einen Triumph zu, welcher lediglich eine Folge der größern Vorsicht von Seiten des Lenkers

auf dem andern Buier war. Denn dieser, zufrieden, einen Beweis seiner Ueberlegenheit gegeben zu haben und in der Voraussicht des Ungewitters, nahm offenbar bei Zeiten seine Vorsichtsmaßregeln. Unser Schiffsknecht bestätigte dieser meine Annahme, indem er mir ins Ohr raunte, daß, wenn sein Herr nicht eilig Alles in Verwahrung bringen ließe, es zu spät sein würde.

„Und warum sagst Du ihm das nicht?" fragt' ich, nicht ohne Entsetzen über diesen Bericht.

„Traun!" antwortete er, „dann wäre mein Laufpaß geschrieben. Sie kennen meinen Herrn nicht."

„Dann will ich es ihm sagen," versetzt' ich. „Mein Herr Bläck! sind Sie denn des Wetters gar nicht kundig? ich frage Sie nochmals, ob Sie jenes heranziehende Unwetter nicht bemerken? Lassen Sie doch einziehen. Wollen Sie die Damen mit Gewalt in Gefahr stürzen?"

„Gefahr!" riefen Alle besorgt und drängten sich um mich.

„Ach! was Gefahr!" entgegnete Ludwig; „wir werden zurückkehren, und zwar ehe das Wetter da ist. Niklas! wenden."

Aber es war zu spät! Als wir wenden wollten, versagte das Fahrzeug der Bewegung des Steuers den Gehorsam. In demselben Augenblicke erhob sich über der Oberfläche des Wassers ein

dumpfes Geräusch. Die See, noch kurz zuvor so hell, wurde schwarz und trübe von Farbe, als ob eine unterirdische Bewegung das Wasser aufgewühlt hätte; dunkle, tief hängende Wolken schlossen sich quer aneinander und die beiden Ufer waren alsobald hinter einem dichten Regen-Vorhange verborgen. Plötzlich drehte sich der Wind, und stieß mit einer solchen Gewalt in die Segel, daß das Fahrzeug sich auf eine Seite legte und gewiß umgeschlagen sein würde, wenn nicht die stark gespannten Taue in Stücken gesprungen wären. Man hörte einen allgemeinen Schrei des Entsetzens. Ludwig wurde bleich wie Kalk und auf seinen Lippen erstarb ein kräftiger Fluch.

„Ach! mein Gott!“ rief Weinstübe. „Setzt mich aus. Ich will nicht länger hier bleiben.“

„'s ist nichts!“ sagt' ich, der ich die Damen beruhigen wollte. „Wir haben das Aergste schon überstanden. Alle Mannschaft ans Werk; die Damen gehen in die Kajüte.“ — Ich that mein Möglichstes und half Niklas die Tau-Stücken kappen, woran die zerrißnen Segel noch in schmalen Fetzen herumflatterten. Reynhove, der ebenfalls gern mit helfen wollte, aber unglücklicherweise ein falsches Tau angegriffen hatte, wurde von dem Schiffsknechte auf die Seite geschoben und trippelte jetzt mit der verlegenen Haltung dessen, der gern Hand anlegen will, aber nicht weiß, wo, hin und her.

Der Regenschauer war indessen näher und näher

gekommen und stürzte bald in Strömen auf das Verdeck. Die Damen waren, obgleich sie sich in die Kajütte zurückgezogen hatten, auch da nicht sicher vor dem Wasser, welches wie eine Cascade die Treppen hinabströmte. Weinstübe war gleichfalls hineingeflüchtet und murmelte alle Gebete her, die er in seinem Leben gelernt hatte. Ludwig stand in schwermüthiger Bestürzung am Steuer und Reynhove sah mich an, als ob ich helfen könnte. Wir waren alle bis aufs Hemde durchnäßt, obgleich Ludwig den Vortheil eines Frießrockes genoß, den er gleich beim Beginn des Wetters angezogen hatte.

„Was ist jetzt zu thun?“ fragte ich Niklas, auf dessen Einsicht ich mehr Vertrauen setzte, als auf die seines Herrn.

„Ja!“ sagte er um sich sehend; „nach Muiden können wir nicht kommen. Das Beste wird sein, daß wir an jener Seite ein Ufer suchen und dort vor Anker bleiben, bis es sich aufklärt.“

Glücklicherweise fand Ludwig diesen Vorschlag für gut. Wir zogen ein Vorsegel auf und es gelang uns, nachdem wir noch ein Paar Gänge gemacht hatten, einen guten Ankerplatz zu erreichen, wo wir den Anker auswarfen und nun am Schiffsseile tanzten, daß es eine Lust war.

Hierauf ging ich nach der Thür der Kajüte, um zu vernehmen, wie sich die Damen befänden. „Wie sieht es da drinnen aus?“ fragt' ich.

„Komm herein,“ rief Susanne. „Es ist hier eine schöne Wirthschaft.“

Dem Rufe folgend, erblickte ich ein trauriges und zugleich widriges Schauspiel. Der Tisch war mit Allem, was darauf stand, umgeworfen und der Boden mit Topf- und Glasscherben bedeckt. Tante saß, oder lag vielmehr, in Folge der Seekrankheit auf dem Boden ausgestreckt, bleich wie eine Wand und mit beschmutzten Kleidern. Henriette saß neben ihr auf einem Fußbänkchen und unterstützte ihren Kopf, während Susanne ein Paar Servietten zusammenlegte, deren sie sich wie eines Scheuerlappens zum Austrocknen des Fußbodens bediente. Der Deutsche hatte, seitdem wir vor Anker lagen und wahrscheinlich außer Gefahr waren, aufgehört zu beten und lag der Länge lang und das Gesicht in einen Haufen Kissen begraben, auf der Ruhebank.

„Was würde unsere Aagt wohl sagen, wenn sie mich so an der Arbeit sähe?“ fragte Susanne. „Aber wie ist es? Liegen wir vor Anker? Und wo sind wir ungefähr?“

„Wir liegen südlich von Durgendam, dicht am Damme,“ antwortete ich. „Ist Tante nicht wohl?“

„Tante kann wohl sagen: Qu'allais-je faire dans cette galère?“ versetzte Susanne; „und das noch dazu um unsertwillen.“

„Welch eine unglückliche Reise!“ sagte Henriette.

„Sind Sie nicht durch und durch naß, mein Herr Huyck?“

„In der That, Fräulein!“ war meine Antwort. „Und ich bin wahrlich nicht wenig beschämt, Ihnen in diesem Zustande gegenüber zu stehen.“

„Gerade, als ob es das erste Mal wäre, daß Dich Jettchen in einer nassen Kleidung sieht,“ sagte Susanne. Henriette lächelte, aber ihr Lachen hatte etwas Wehmüthiges, und der Blick, den sie auf meine Schwester warf, schien dieser zu verweisen, daß sie in einem solchen Augenblicke scherzen könnte.

„Aber lieber Ferdinand!“ fuhr Susanne fort, deren Spottsucht nicht ohne Herzlichkeit war; „Du wirst in den durchnäßten Kleidern gewiß krank werden?“

„Welches Mißgeschick!“ sagte Reynhove, der jetzt ebenfalls hineinkam, „daß wir den Damen eine so unangenehme Lage bereiten mußten.“

„Herr Bläck weiß allerliebste Partien zu veranstalten,“ sagte Susanne. „Ewig schade, daß sie uns zu lange dauern.“

„Aber was muß ich sehen, Fräulein?“ fragte Reynhove. „Erlauben Sie mir, daß ich den Knecht rufe, damit er dem Wirrwarr hier ein Ende mache.“ — Und weg war er.

„Der ist wenigstens artig,“ sagte Susanne und warf einen Seitenblick auf Weinstübe.

„Ja! das ist auch wahr," sagt' ich und ging auf den ungeschliffnen Tölpel zu: „Mein Herr!" redete ich ihn an, indem ich ihn auf die Schultern klopfte. „Wollten Sie wohl so gut sein, Ihren Platz den Damen abzulassen? — Hören Sie, mein Herr!"

Erst auf die zweite Aufforderung gab Weinstübe Zeichen von Leben. Er richtete den Kopf ein wenig empor und sah mich mit einem verwirrten Blicke und offnem Munde an.

„Wohlan, mein Herr!" sagt' ich; „wenn Damen in der Gesellschaft sind, werden Sie doch die Artigkeit haben, die Ruhebank nicht für Sich allein zu nehmen."

„Ach Gott! ich bin so krank," seufzete er und verdrehte die Augen wie ein Schellfisch, der auf dem Strande liegt.

„Das ist wohl möglich," sagt' ich; „aber die Damen sind auch nicht wohl." Ohne weitere Umstände zu machen, nahm ich ihn beim Kragen und schob ihn von der Bank weg. Darauf zog ich meinen naßen Rock aus, streifte meine Aermel auf, hob die Tante in die Höhe und legte sie auf den geräumten Platz nieder, nachdem die jungen Damen zuvor die Kissen wieder aufgeschüttelt hatten. Beide setzten sich nun neben sie und suchten es ihr so gemächlich, als möglich zu machen. Weinstübe blieb mit der Gefühllosigkeit eines Seekranken liegen, wo

ich ihn niedergelegt hatte. Alsobald kehrte Reynhove mit Niklas zurück, welcher letzte nun die Unordnung geschickt vollends beseitigte.

„Wo ist Herr Bläck?“ fragt' ich verwundert, da Ludwig nicht zum Vorscheine kam.

„Der sitzt im Vorunter,“ *) antwortete Reynhove, „raucht seine Pfeife und trinkt ein Gläschen Branntwein. Beiläufig gesagt, auch für uns möchte es wohl ersprieslich sein, etwas gegen die Nässe zu nehmen. Ich glaube, das unser Freund über den Vorgang etwas niedergeschlagen ist, und sich den Damen nicht zeigen darf.“

„Wie lange werden wir noch hier bleiben müssen?“ fragte Susanne.

Ich zuckte mit den Achseln: „So lange der Sturm dauert, können wir unmöglich von dannen,“ sagt' ich; „und vor der Hand scheint sich das Wetter noch nicht legen zu wollen.“

„Nein,“ sagte Niklas, „und wenn wir früher von der Stelle kämen, so würde dies unser Unglück sein; denn wir gingen dann so gewiß, als zweimal zwei vier ist, an dem Ufer drüben zu Grunde und kein Span bliebe vom ganzen Buier übrig. Ja! ja! es sind deren schon mit einem geringern Windchen hier untergegangen.“

„Ein angenehmer Trost,“ sagte Reynhove.

*) Ein Stübchen vorn im Schiffe.

„Sehen Sie!" fuhr Klaas zu den Damen fort, „nun machen Sie auch ein Mal selbst die Erfahrung, daß es am Bord nicht allemal ein Vergnügen ist. Nun, das beiläufig. — Aber Sie möchten wohl ein Tröpfchen Branntwein haben? (dies zu uns). Ich glaube, daß noch etwas in dem Vorrathskistchen sein wird."

Mit diesen Worten zog er ein Fläschchen hervor und Reynhove und ich erquickten uns mit ein Paar guten Zügen.

„Wollen nicht auch Sie was haben? Singnur?" fragte Niklas, indem er Weinstüben rüttelte; „oder haben Sie Ekel davor?"

Weinstübe versuchte aufzustehen; aber kaum hatte er sich halb aufgerichtet, so erhielt das Fahrzeug einen solchen Stoß, daß er rücklings wieder niedersank. Klaas eilte sogleich unter dem Ausrufe: „Gott helf' uns! das Anker!" aus der Kajüte, Reynhove und ich ihm nach. Sein Ausruf erwies sich nur allzu wahr; von unserm Anker losgerissen, trieben wir jetzt, dem Wind und den Wogen völlig preisgegeben, dahin.

Auf dem Verdeck begegnete ich Ludwig, und nie werde ich den Ausdruck vergessen, den seine wilden Augen und bleichen Gesichtszüge in diesem Augenblicke hatten. „Verfluchter Buier!" rief er; „nun sind wir nahe daran, zu ...!" Starr sah er vor sich hin, ohne irgend einen Befehl zu geben.

In diesem Augenblicke fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich kehrte mich um. Es war Susanne, die mit Henrietten die Kajüte verlassen hatte; sprachlos vor Angst, schien sie mich mit den Augen über die Größe der Gefahr zu befragen. Ich drückte beiden die Hände. Meine Antwort bestand in Achselzucken. Darauf wendete ich mich an Niklas, der zu seinem Herrn sprach, ohne daß dieser die geringste Notiz davon zu nehmen schien.

„Niklas!“ rief ich; „was ist jetzt zu thun?“

„Ausleeren bis auf das Vordersegel,“ antwortete er, „so viel als möglich vom Ufer halten und in offnes Fahrwasser zu kommen suchen.“

„Wohlan denn!“ thue das!“ sagt' ich; „ich will unterdessen auf das Steuer achten.“

Aber es war zu spät, der Wind hatte uns schon zu nahe an die Küste gedrängt. Kaum hatte Niklas das Vordersegel aufgezogen und ich die Ruderstangen los gemacht, da strandete das Fahrzeug, und das zuerst auf die Sandbank stoßende Ruder gab mir einen Schlag vor die Beine, daß ich auf das Verdeck niederstürzte.

„Ferdinand! Mein Herr Huyck!“ riefen die beiden Mädchen, mit einem Angstgeschrei beispringend; und hülfreiche Hand an mich legend.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragten beide gleichzeitig.

„Es hat nichts zu bedeuten,“ antwortete ich,

indem ich mich aufrichtete; „aber ich halte dafür, daß wir auf dem Grunde sitzen.“

„Vier Fuß!“ sagte Niklas, der die Visirruthe auswarf. Sicherlich sitzen wir fest, mein Herr Bläck! Sollten wir nicht einen Schuß thun?“

Ludwig gab keine Antwort, griff aber in seine Tasche nnd schien den Schlüssel zum Pulverkasten zu suchen. Endlich nach einigen Augenblicken, welche so viel Stunden schienen, brachte er einen Ring mit Schlüsseln hervor und versuchte einen nach dem andern mit zitternden Händen. Ich sah, daß er denjenigen, welchen er haben mußte, von den übrigen zu unterscheiden jetzt nicht im Stande war, und ihm das ganze Bund aus den Händen reißend, sagt' ich zu Niklas: „zeig' mir! wo das Pulver aufbewahrt wird.“

Niklas brachte mich in die Kajüte. „Es befindet sich in dem Kästchen unter der Bank,“ sagte er.

„Tante!“ sagt' ich, „es thut mir leid, Sie stören zu müssen; aber wir brauchen etwas aus dem Bankfach.“ Zugleich hob ich sie mit sammt den Kissen auf und öffnete das Kästchen.

„Sind wir am Wall?“ fragte sie mit schwacher Stimme.

„He, Junge! Kellner!“ rief Weinstübe, der wieder zu sich gekommen war und in einer Ecke an der Wand saß. „Bring mir etwas Madera und einen Zwieback. Ich bin so schwach.“

„Jetzt haben wir gerade Zeit dazu!“ sagt' ich ironisch beim Herausnehmen der Munition. Mit dem Nöthigen versehen, kehrte ich sammt Niklas auf das Verdeck zurück. Dieser besorgte mit Reynhove, der dazu besser geeignet war, als ich, das Laden des Geschützes. Dann ersuchte ich die jungen Damen dringend, wieder hinab zugehen, denn sie standen auf dem Verdeck nur im Wege und konnten unten bessre Dienste leisten.“ „Ich will Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen,“ sagt' ich, „da ich hier soeben abkommen kann und ich Tanten auf den Nothschuß vorbereiten möchte.“

Wir kehrten in die Kajüte zurück. „Tante!“ sagt' ich, ihr wieder auf die Ruhebank helfend; „erschrecken Sie nicht, es wird soeben geschossen werden; wir müssen ein Zeichen geben, daß wir hier gestrandet sind.“

„Ach Gott!“ seufzete sie, das Haupt ein wenig erhebend; „müssen wir hier umkommen?“

„Hoffentlich nicht,“ war meine Antwort, indem ich sie aufzuheitern versuchte. „Wir befinden uns hier weder an einer unbekannten, noch unbewohnten Küste. Es treiben sich hier immer so viel Fischer herum, daß es ein wahres Wunder sein würde, wenn man uns nicht bemerkte.“

„Ach Gott! Das soll das letzte Mal sein, daß ich am Bord komme,“ seufzete Weinstübe.

„Ei, ei! Singnur Weinstübe!“ sagt' ich; „Seien Sie ein Mann. Blitz Element! Wenn es mir nicht um die Damen wäre, dann würde ich für meine Person mir nichts daraus machen.“

„Fluch' nur nicht,“ sagte Susanne; „dazu ist jetzt keine passende Zeit.“

„Meinen Sie, Herr Huyck, das aufrichtig, was Sie soeben sagen?“ flüsterte Henriette, indem sie mich ernst ansah. „Sind Sie überzeugt, daß keine Gefahr ist?“

Ich wurde roth und schlug die Augen nieder, indem ich auf die Patientin deutete.

„Es ist gewiß Gefahr,“ fuhr sie in demselben Tone fort, „und Sie wollen es, um uns keine Unruhe zu machen, nur nicht merken lassen. „Aber!“ — und hier glänzte eine Thräne in ihrem Auge — „wenn jeder Augenblick uns in die Ewigkeit einführen kann, ist es dann recht, eine erzwungene Ruhe zu zeigen? jene ernsten Gedanken, welche in einem so wichtigen Zeitpunkte geziemen, gewaltsam zu unterdrücken?“

Ich fühlte mich beschämt und tief ergriffen. „Fräulein!“ sagt' ich, sie bei der Hand nehmend, „ich handelte des allgemeinen Besten willen so. Aber Sie lassen mir mein Unrecht fühlen. Was auch kommen möge, lassen Sie mir wenigstens den einzigen Trost, daß Sie nicht ganz unzufrieden mit mir sind.“

Sie antwortete mir nicht, sondern drückte mir bewegt die Hand, zog die ihrige dann, um sich die Augen zu trocknen, zurück und wandte das Gesicht ab.

In diesem Augenblicke ging der Schuß los.

„Mein Gott!" rief Weinstübe aufspringend; „was ist das?"

„Meine Damen!" sagte Reynhove, der sogleich darauf eintrat. „Ich komme nur, Sie zu fragen, ob Sie Sich nicht lieber ins Vorunter begeben wollten; dort ist, wenn auch kein angenehmer, doch ein behaglicher Aufenthalt, indem soeben eingeheizt wurde."

Die Damen sahen einander an. „Wir danken Ihnen bestens für Ihre Aufmerksamkeit," sagte endlich Susanne; „aber wir wollen doch lieber bei Tanten bleiben."

„Ist eingeheizt?" fragte Letztere mit Behendigkeit aufstehend; „dann müssen wir sogleich hin, denn hier vergeht man vor Kälte."

„Ja!" sagte Weinstübe; „dann geh' ich auch mit; denn mich friert's erschrecklich."

„Mit Erlaubniß," sagt' ich zu Tanten; „erst müssen wir Sie gegen den Regen schützen. Der Uebergang ist zwar kurz, aber doch lang genug, um tüchtig naß zu werden."

Mit diesen Worten nahm ich die Tischtücher und hängte sie den Damen als Regenschirm um. Weinstübe lief voraus, sicherlich in der Absicht, den

besten Platz in Beschlag zu nehmen. Reynhove und Susanne unterstützten Tanten und ich ging mit Henrietten hinterdrein. Kaum waren wir auf dem Verdeck, da kam uns ein Windstoß mit solcher Gewalt entgegen, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu halten. Zugleich bemerkten wir, daß das Fahrzeug sich auf eine Seite neigte.

„Ach Gott!“ sagt' ich, Henrietten fest an mich drückend; „wenn ich Sie nur retten könnte.“

„Wir sind in Gottes Hand,“ sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke; „und doch,“ — fügte sie flüsternd hinzu — „ist es mir, als ob ich bei Ihnen nichts zu fürchten hätte.“

Ein zuvor nie gekanntes Gefühl durchströmte meine Adern, als ich diese Worte und vor allen den Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, hörte. Mitten unter den Schrecken unserer Lage fühlte ich mich glücklich bei dem Gedanken, daß ich wieder geliebt wurde. Hierbei — denn zu langen Betrachtungen war jetzt keine Zeit — versäumte ich jedoch nicht, für unsere Sicherheit zu sorgen, indem ich mich, nach dem Beispiele der Andern, an dem Seitengeländer festhielt. In sprachloser Erwartung blieben wir Alle einen Augenblick stehen und starrten auf eine gewaltige Welle, die auf uns zukam, als wolle sie das ganze Fahrzeug verschlingen. Der Erfolg war jedoch gerade entgegengesetzt; die Welle lichtete den Buier, als wäre er ein Stück Kork, von der Sand-

bank ab; wir wurden nur bespritzt und einige Sekunden lang von dem schäumenden Wasser geblendet. Da wir unsere Augen wieder öffnen konnten, bemerkten wir auf keine zwanzig Fuß Entfernung den Damm.

„Gewonnen!" rief eine Stimme aus unsrer Mitte.

Susanne riß sich von Tante los und fiel mir um den Hals; ich drückte sie und Henrietten an mich. Da hüllte uns eine neue Woge ein und wir fühlten, daß das Fahrzeug eine heftige Bewegung machte. Plötzlich hielt es mit einem Stoße, der uns alle auf das Verdeck warf, still. Wir hörten das Seewasser ringsum gleichsam murrend sich verlaufen; — und als wir, in der Meinung, daß unsere letzte Stunde geschlagen hätte, wieder aufstanden, sahen wir nirgends Wasser mehr; der Buier war über den Damm hinweggeflogen und saß nun am innern Abhange im Schlamme fest.

Eilftes Kapitel.

Damen werden für Gespenster angesehen. Vorkehrungen der Schiffbrüchigen gegen Erkältung.

Die Beobachtung der verschiedenen Gefühle, welche uns nach einer so wunderbaren Rettung beseelten, würde demjenigen, der, ohne unsere Gefahr getheilt zu haben, plötzlich auf den gestrandeten Buier versetzt worden wäre, eine nicht uninteressante Beschäftigung gewesen sein. In den ersten Augenblicken, ehe man recht wußte, woran man sei, herrschte eine Art von Erstarrung und es war uns zu Muthe, wie denen, die, nachdem sie an einem fremden Orte geschlafen haben, bei ihrem Erwachen in Verwirrung sind und sich erst besinnen müssen, wo sie sich eigentlich befinden. Dazu kam, daß es Abend geworden, Wind und Regen fortdauerten und Alles um uns her in Nebel und Finsterniß gehüllt war.

So weit ich mich erinnere, erhielt ich zuerst meine Fassung wieder. Die durch den Stoß von mir abgekommenen Damen suchend, rief ich voll Entzücken aus: „Gott Lob! wir sind gerettet!"

„Das darf nun wohl gesagt werden," sagte Niklas, „auf eine so seltsame Manier bin ich noch nie an Wall gekommen."

„Gott sei Dank! das hieß einmal unerwartet!“ rief Ludwig; schien aber mit dieser Aeußerung seinen ganzen Vorrath von Dankbarkeit erschöpft zu haben; denn, auf dem Verdeck hin- und herlaufend, begann er bei sich selbst zu murmeln: „Das ist ja eine vermaledeite Geschichte! — Zum T... wie kriegen wir den Buier nun wieder von der Stelle?“

Die drei Damen sagten nichts. Henriette und Susanne hatten Tanten umschlungen und alle drei schienen in stiller, ehrbietiger Betrachtung versunken.

Reynhove ließ seine Freude am deutlichsten merken. Er sprang und tanzte auf dem Verdeck herum, drückte Ludwig, mir, den Damen, selbst dem Schiffsknechte die Hände, lachte, sang und weinte abwechselnd, bis endlich sein Fuß auf den nassen Planken ausglitten und er rücklings hinstürzte. „Es hat nichts zu sagen,“ meinte er, auf der Stelle wieder aufspringend; „die Gefahr ist vorüber und wir sind Alle gerettet.“ Er begann von Neuem mit Hände geben und Glück wünschen die Runde zu machen, und zwar mit einer Herzlichkeit und Ausführlichkeit, welche gegen seine gewöhnlichen affectirten Formen auffallend abstachen und bewiesen, wie viel sanftmüthiger und besser er im Grunde seines Herzens war, als er, oberflächlich betrachtet, zu sein schien.

„Aber wo sind wir denn eigentlich?“ fragte Tante.

„An einem sichern Orte, liebe Tante!“ war meine Antwort, „den wir auf die außerordentlichste Weise von der Welt besetzt haben.“

„Nun will ich nie mehr über den fremden Juden lachen, der sich einbildete, daß er auf einer Trekschuit nebst Zubehör selbst über die Brücke hinweggeschleudert werden würde,“ sagte Susanne, ihre eigenthümliche Fröhlichkeit wiedererlangend.

„Mefrau!“ sagte Ludwig, der doch wohl fühlen mochte, daß er einiger Rechtfertigung bedurfte, indem er sich zu Tanten wendete: „Das ist wahrlich glücklich abgelaufen. Es thut mir recht leid, daß Ihre Edeln am schlimmsten dabei weggekommen sind.“

„Ja, mein Herr!“ versetzte Susanne, „Tante könnte Ihnen, wie Athalie zu Abner, sagen:

dans quel piège as-tu conduit mes pas?“

„Es scheint,“ sagte Tante, mit Recht über Ludwigs Handelsweise etwas empfindlich, „es scheint, daß mein Herr Bläck nicht gewohnt ist, Damen an Bord zu haben.“

„Ja Mefrau!“ fuhr Ludwig etwas verlegen fort; „für's Wetter kann Niemand gut sein, wer hätte noch vor einer Stunde einen so gewaltigen Sturm erwartet? — Hätte ich auch mit dem andern Buier nicht um die Wette gesegelt; ganz frei wären wir doch nicht davon gekommen.“

„Das wäre zum Henker!“ sagte Niklas, dessen seemännische Offenherzigkeit diese lügenhafte Ent-

schuldigung nicht ertragen konnte. Johann Bergens lag, als das schwere Wetter begann, bereits geborgen in Muiden und das konnte auch mit uns der Fall sein."

„Wer heißt Dich sprechen, Klaas?" sagte Ludwig, indem er sich umkehrte, in einem barschen Tone. „Kümmere Dich um Deine Arbeit und nicht um unsere Unterhaltung, oder Du bekömmst auf der Stelle Deinen Laufpaß."

„Meinen Laufpaß!" wiederholte Niklas, indem er sich auf die Seite begab. „Hm! 's wird auf dem Buier in den ersten Wochen doch nicht viel zu verdienen sein."

„Nun, mein Herr Bläck!" sagte Tante; „Geschehne Dinge lassen sich nicht ändern und es ist am besten, alle Vorwürfe zu unterlassen."

„Um so mehr," sagte Henriette, „da Ludwig schon dadurch gestraft ist, daß er seinen Buier nicht so leicht, als er hieher gekommen ist, wieder in See wird bringen können."

„Allerdings!" sagte Reynhove; „es müßte denn ein Erdbeben kommen, das ihn wieder zurückschleuderte."

„Ja!" brummte Ludwig. „Ihr habt gut spotten. Wie ich ihn hier wegbringe, weiß der liebe Himmel."

„Mich dünkt," sagt' ich, „wir haben jetzt vor allen Dingen zu überlegen, wie wir selbst von

dannen kommen. Auf welcher Höhe sind wir ungefähr?"

„Eine ganze Strecke östlich von Muiden," sagte Ludwig, „wir konnten nirgends unglücklicher ans Land kommen. Eine halbe Stunde von allen bewohnten Orten entfernt, überrascht uns noch dazu die Dunkelheit, so daß man den einzuschlagenden Weg kaum wird finden können."

„Das ist allerdings Mißgeschick," sagt' ich; „gleichwohl können wir nicht hier bleiben, und selbst den Damen wird einige Bewegung ersprieslich sein und den übeln Folgen der Kälte und Nässe vorbeugen."

„Ich werde die Damen zwar gern begleiten," sagte Reynhove, „aber ich gebe zu bedenken, daß es in der Kajüte trocken ist und daß man draußen Gefahr läuft, noch mehr durchnäßt zu werden."

„Mag sein," sagte Henriette, „ich für meinen Theil werde jedoch von Herzen gern laufen; — wenn Mefrau von Bempden nicht etwa . . ."

„Ich thue Alles lieber, als länger auf diesem unglücklichen Buier bleiben," sagte Tante. „Wohlan! Ohne Verzug aufgebrochen! Wir werden doch wohl irgendwo Obdach finden!"

„Begleiten Sie uns?" fragt' ich Ludwig; „oder bleiben Sie an Bord?"

„Ich habe immer gehört," sagte Ludwig, „daß der Kapitan der letzte an Bord sein muß; aber sobald Sie irgendwo ankommen, schicken Sie mir ja

zur Bewachung meines Eigenthumes sogleich recht zuverlässige Leute!"

„Ich würde Ihnen gern beistehen," versetzt' ich; „aber Sie sehen ein, daß ich die Damen nicht allein fortlassen darf."

„Und ich eben so wenig," stimmte Reynhove bei. „Die Damen müssen vor allen Dingen in Sicherheit sein; Sie würden die Nacht über an uns beiden wahrlich keinen besondern Beistand haben, und wenn wir Sie bitten, uns Niklas mit der Laterne mitzugeben, so ist dies, glaub' ich, nicht zu viel verlangt!"

„Und wer soll mir dann Leute holen und hieher bringen?"

„Ei, schicken Sie doch Weinstübe auf Kundschaft aus," sagte Reynhove.

„Sie haben Recht; aber, wo Teufel steckt er denn?"

„Ja! wo ist Weinstübe?" riefen wir Alle und machten uns im Stillen Vorwürfe, daß wir ihn nicht eher vermißt hatten.

„Der Himmel sei uns gnädig!" sagte Tante. „Ich will doch nicht hoffen, daß er über Bord gefallen ist!"

Weinstübe wurde überall gesucht, aber nirgends, weder in der Kajüte, noch im Vorunter gefunden. Einige von uns glaubten sich zu erinnern, daß sie ihn, bevor wir den Damm erreichten, noch am Vor-

verdeck hatten stehen sehen und es war demnach sehr wahrscheinlich, daß er bei dieser Gelegenheit das Uebergewicht bekommen und in den Wogen seinen Tod gefunden habe. Wie fad und lästig der Gesell auch war, es blieb doch ein schrecklicher Gedanke, durch einen so unglücklichen Zufall unsern Reisegenossen verloren zu haben, was eben so gut jeden andern von uns hätte treffen können. Indessen vermochten wir's nicht zu ändern; ja dieses Ereigniß verdoppelte sogar den Wunsch der Damen, den Schauplatz so vielen Unheils je eher, je lieber zu verlassen. Um eine möglichst trockene und dem einzuschlagenden Wege möglichst nahe Stelle zum Aussteigen zu suchen, ließ ich mich zuerst über Bord herab. Kaum war ich jedoch ein paar Minuten herumgegangen, da hörte ich in meiner Nähe eine schwache Stimme, welche erbärmliche, von Wind und Regen bis jetzt wahrscheinlich übertäubte Klagetöne ausstieß.

„Wer da?“ rief ich, da ich in der Finsterniß nichts erkennen konnte. „Niklas! leuchte ein Mal her. Hier in der Nähe wimmert Jemand.“

„Gott steh uns bei!“ rief der etwas abergläubische Niklas; „wenn es nur der Geist des Verunglückten nicht ist!“

„Gleichviel,“ sagt' ich; „wir müssen es doch untersuchen.“

Niklas faßte Muth, und brachte eine brennende Laterne. Wir vernahmen nun das Gestöhn noch

deutlicher und bald hörten wir ganz in unsrer Nähe die Worte:

„Ach, lieber Gott! Hilfe! Ich sterbe!"

„Es wird wohl der leibhaftige Weinstübe sein, und nicht sein Geist," sagt' ich dem Laute nachgehend. Mit Hilfe der Laterne entdeckten wir ihn auch bald; er war ungefähr zehn Schritte vom Fahrzeuge bis an den Hals in einen Schlammkanal versunken und hätte ohne eilige Hilfe ohne Zweifel ersticken müssen. Wie er dahin gekommen, war uns ein Räthsel; aber weil wir bei seinem gegenwärtigen Zustande dessen Auflösung nicht verlangen konnten, reichten wir ihm eine Ruderstange zu und zogen den fürchterlich Zugerichteten aus dem Kanal, worauf er zu zittern und zu beben anfing und außer Stande war, eine Antwort zu geben. Wir riethen ihm, wenn es ihm seine Kräfte zuließen, mit uns zu gehen und sich warm zu laufen; denn ihn am Bord mit andern Kleidern zu versehen, sei doch sobald nicht möglich.

Jetzt wurde an dem schicklich-gefundenen Orte die Treppe ausgesetzt, damit die Damen das Fahrzeug verlassen konnten. Ludwig blieb, wenn auch ungern, allein zurück; wir andern machten uns insgesammt auf den Weg; Niklas, in der einen Hand eine Laterne und in der andern eine Ruderstange tragend, um den Grund zu untersuchen und jede Verwirrung zu verhüten, leuchtete vor. Nächst ihm

folgten Henriette und Susanne; dann ich, der ich Tanten führte und hinter mir Reynhove mit zwei Laternen; Weinstübe humpelte hinterdrein. Es war keine bequeme, noch angenehme Partie, auf diese Weise durch den Schlamm zu waden, obgleich zu unserem Glücke sich der Wind bedeutend gelegt hatte und der Damm uns einigermaßen schützte; dagegen umgab uns stockdunkle Nacht und ein feiner Regen durchdrang sowohl den Boden, als unsere Kleider.

Wir mochten etwa eine Viertelstunde gegangen sein, da bemerkte ich, daß Tante, wie gut sie sich auch zu halten suchte, je länger je weniger im Stande war, weiterzugehen und sich schon schwerer auf meinen Arm stützte. Sie war erschöpft von Angst und Ermüdung und ging nur mechanisch fort. Endlich blieb sie ganz stehen mit dem Ausrufe: „O weh! da verlier' ich meine Schuhe!"

„Halt!" rief ich denen zu, die vor mir waren — und der Zug stand still.

„Tante hat ihre Schuhe verloren," sagt' ich; „wahrhaftig der Weg ist gar zu schlecht. Ist hier denn keine Wohnung in der Nähe?"

„Wenn Sie noch ein Augenblickchen Geduld haben," sagte Niklas; „dort drüben am Wege sehe ich ein Lichtchen."

„Ist es noch weit?" fragte Tante. „Ich kann wahrhaftig nicht weiter fort und will lieber hier am Damme auf Sie warten."

„Das werde ich nicht zugeben," entgegnete ich, „und sollte es auch das Leben kosten. Aber wenn Herr Reynhove mir sein Rohr zureichen will, dann sehe ich wohl die Möglichkeit, Ihnen fortzuhelfen."

Reynhove war sogleich bereit und gab sein Licht an Weinstübe ab, worauf wir jeder ein Ende des Rohres nahmen und Tanten ersuchten, sich darauf zu setzen und ihre Arme um unsere Schultern zu schlagen. Auf dieser extemporirten Tragbahre, die gewiß keine der bequemsten war, trugen wir sie nun, wobei wir oft strauchelten und nicht selten ausruhen mußten. Noch heute kann ich mir es nicht erklären, wie es möglich war, daß wir, bei dem häufigen Ausgleiten auf dem schmalen und schlüpfrigen Wege, mit uns'rer Fracht nicht hundert Mal hingefallen sind. Auch muß ich gestehen, daß ich sehr zufrieden war, als wir endlich an einem Zaune standen, der nach einer Wohnung hinführte, und daß ich ein ungastliches Hundegebell mit wahrem Frohlocken begrüßte.

Nun wurde Halt gemacht und Niklas begann aus vollem Halse zu schreien; „Holla! Bauer! Holla!"

Wir erhielten jedoch auf dieses Rufen keine andere Antwort, als ein noch entsetzlichers Geheul und Gekneff der Hunde. Deshalb schrieen wir nun Alle mit, ein Jeglicher nach seinen Kräften, worauf

auch die Hunde desto stärker bellten, gerade als ob wir wetteifern wollten, wer den meisten Lärm machen könne. Es war ein Hallo, daß man es wohl eine Stunde weit gehört haben mag.

Endlich wurde in der Bauernwohnung eine Thür aufgeschlossen und als wir Licht durch die Oeffnung schimmern sahen, schwiegen wir Alle, von einem gleichzeitigen Gefühle froher Hoffnung und Erwartung beherrscht.

„Was wollt Ihr? Wer ist da?“ fragte eine Stimme.

„Schiffbrüchige!“ rief der Eine. „Können wir unterkommen?“ fragte ein Anderer. „Hört ihr nicht, Schiffbrüchige!“ schrie ein Dritter: „Gut Freund!“ riefen wir endlich Alle zugleich.

Die in der Thür stehende Person, von welcher wir auf der hinter ihr befindlichen erleuchteten Wand nur die Umrisse unterscheiden konnten, schien unentschlossen und machte keine Anstalt, näher zu kommen. Da bat ich meine Reisegefährten, etwas still zu sein, und erhob meine Stimme: „Komm nur, guter Freund! Du kannst ein gutes Trinkgeld verdienen, wenn Du uns helfen willst.“

Das Wort „Trinkgeld“ machte sichtbaren Eindruck. Die Person kam auf uns zu, was wir, obschon sie in der Finsterniß vor unsern Augen wieder verschwand, an dem Klappern ihrer Holzschuhe hörten.

Aber sie war kaum ein Dutzend Schritte gegangen, als sie zu unserm großen Leidwesen plötzlich mit einem erschrecklichen Schreie zurückeilte und die Thür hinter sich zuschlug.

„Den soll doch gleich der Teufel holen!“ sagte Niklas. „Wir müssen doch hinein.“

„Kann dieser Zaun nicht überstiegen werden?“ fragte Reynhove.

Der Zaun war wohlverwahrt und der Graben zu breit, als das man hätte hinüberspringen können; aber bei näherer Untersuchung fanden wir, daß man auf der einen Seite der Umzäunung herumklimmen konnte und ich schlug Niklas vor, dies gemeinschaftlich zu thun.

„Um Gottes willen nicht, Ferdinand!“ sagte Tante. „Wenn die Hunde Sie anfielen.“

„Keine Noth, Tante! Wenn wir in Friesland wären, wo die Hunde immer auf dem Hofe herumlaufen, dann würde ich zu dieser Expedition wenig Lust haben; aber in dieser Provinz liegen sie meist an der Kette.“

Bei diesen Worten war ich schon auf der andern Seite, und ging, von Niklas begleitet, auf das Wohnhaus zu; aber kaum hatten wir einige Schritte gethan: so schien es uns, als ob man im Vorderhause diese Verletzung des Grundgebietes bemerkt hätte, denn es wurde ein Fenster geöffnet und ein Kopf herausgesteckt.

„Wenn Ihr Euch nicht schnell aus dem Staube macht,“ schrie man uns entgegen: „so werde ich losbrennen!“

„Aber so hört doch ein Mal!“ rief ich; „wir sind ja keine Diebe; wir . . .“

Hier wurde meine Rede auf eine sehr unangenehme Weise, durch das Losgehen eines Feuergewehres, abgebrochen. Glücklicherweise traf der Schuß nicht; verursachte aber doch bei der Gesellschaft keinen geringen Schrecken und ein ängstliches Wehklagen. Ich beschloß, noch einen Versuch zu machen, stellte mich hinter einen Baum, wo ich schußfrei zu sein meinte und rief nochmals:

„Seid doch vorsichtig. Es ist Mefrau von Bempden von Heisicht, die an dem Zaune steht und ich bin Huyck von Amsterdam.“

„Was sagen Sie?“ wiederholte die Stimme von oben. „Mefrau von Bempden? Ja, in diesem Falle, will ich ein Mal sagen . . .“

„Kennt Ihr mich nicht, Roggeveld!“ rief ich; denn ich erkannte jetzt deutlich die Stimme, die mir gleich Anfangs nicht fremd vorgekommen war. „Ich bin Huyck! Glaubt mir doch; Mefrau von Bempden steht da draußen.“

„Ei so was lebt nicht! . . .“ rief er. „Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit. Ich komme sogleich zu Ihnen.“

„Es ist wahrhaftig ein Glück, daß der Mann Sie kennt," sagte Niklas; „sonst hätten wir noch Mühe gehabt, dem Dummrian die Sache begreiflich zu machen."

Inzwischen rief ich den draußen Stehenden zu, daß sie nur ruhig sein sollten und daß wir sogleich Hilfe bekommen würden. Es dauerte auch gar nicht lange, so ging die Hausthür wieder auf, und Roggeveld kam uns entgegen; seine Frau, sein Knecht und ein Paar Mädchen aber blieben an der Thür stehen.

„Ei, so was lebt nicht!" wiederholte Roggeveld, indem er sich uns näherte. „Ich habe doch Niemanden beschädigt? — Nun! es war ja bloßes Pulver; aber ich dachte wahrlich Diebe vor mir zu haben!"

„Das hätte Euer Knecht wohl anders erfahren können," sagt' ich, „wenn er nicht ausgerissen wäre."

„Ja! Kees dachte, es wären Gespenster, und Sie sehen auch darnach aus."

Ich konnte dem Manne nicht Unrecht geben; denn die draußen Stehenden, und besonders die Damen, welche Tischtücher um hatten, erschienen bei dem zweifelhaften Lichte der Laterne in einem sehr zweideutigen Aufzuge, und Keesens Schrecken war daher sehr natürlich und verzeihlich.

Die Gartenthür wurde geöffnet und während wir unsern Unfall Roggevelden in aller Kürze mit-

theilten, brachte dieser uns in seine Wohnung. Ich überlasse es meinen Lesern, sich die Ausrufe: „'s ist die Möglichkeit! Herr Jesus! Du liebe Zeit! Ei Jemine! Wer hätte so etwas gedacht!" und dergleichen vorzustellen, welche die Roggeveldsche Familie beim Vernehmen uns'rer Widerwärtigkeiten hören ließ.

„Nun frag' ich Sie ein Mal," sagte die Frau des Hauses, während sie ihr Bestes that, um ein gutes Feuer anzuschüren, „ob sich wohl alle reichen Leute zum Vergnügen in Gefahr begeben und auf die See gehen, während sie doch warm und geborgen zu Hause sitzen könnten?"

Inzwischen wurde großer Rath gehalten, was zu thun sei. Ich schlug vor, daß, wenn Roggeveld die nöthigen Lager besorgen könne, die Damen sich je eher je lieber zu Bette begeben möchten, wir Herren dagegen die Nacht am Feuer zubringen würden. Tante hatte gegen den ersten Theil meines Vorschlages nichts einzuwenden; fragte aber, ob Niemand nach Heisicht, oder nach der Meierei der alten Martha gehen und ihren Wagen bestellen könnte.

Ach!" sagt' ich, „es ist ja, ehe wir dieses Asyl zu verlassen im Stande sind, noch gar viel zu ordnen; machen Sie nur vorerst, daß Sie zu Bette kommen, das ist jetzt die Hauptsache."

Die Damen sahen die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und entfernten sich mit der Frau und

den Töchtern des Hauses. Wir Andern dagegen setzten uns, sobald das Feuer gut brannte, um das Kamin, bereiteten uns auf ächt Englische Weise, nach einem Recepte Reynhovens, der sich gut darauf verstand, aus Branntwein, Wasser und Zucker ein erwärmendes Getränk, und entledigten uns allmälig der Schuhe und Oberkleider, um sie auf der warmen Platte vor dem Feuer trocknen zu lassen.

„Nun haben Sie uns noch nicht erzählt, Weinstübe!" sagte Reynhove, als wir eine Weile gesessen hatten, „wie Sie dort in jenen Kanal gerathen sind."

„Was ist da viel zu sagen?" antwortete Weinstübe: „Ich stand auf dem Verdecke, als wir über den Damm hinwegflogen, daß ich glaubte, nun käme Mathäi am Letzten; ich fiel und hielt mich an einem Taue fest, und das Tau wankte mit mir und ich fiel über Bord und ich dachte schon, daß ich ersoffen wäre; aber als ich zur Besinnung kam, lag ich im Grase, und aus Furcht, das Teufels-Schiff möchte über mich hinweggehen, stand ich auf, rannte fort und fiel bis an die Ohren in einen Schlammgraben. Da lag ich nun und zappelte und rief und schrie; aber da war Niemand, der auf mich achtete."

„Ich glaube gern," sagte Reynhove, „daß Ihre Lage nichts weniger, als amüsant war, und gebe Ihnen den guten Rath, Weinstübe, diesen Theil Ihres Abentheuers Niemanden weiter zu erzählen.

Es ist wahrlich gar zu schmachvoll, nachdem man eine so schöne Gelegenheit gehabt hat, in der offnen See zu ertrinken, am Ende nur in einer Cloake dazu zu kommen."

Während Reynhove auf diese Weise fortfuhr, Weinstüben zu foppen, wandte ich mich zu Roggeveld und erkundigte mich, ob wohl ein paar Leute zur Verfügung ständen, die man nach dem gestrandeten Schiffe und nach Alt-Naarden oder Graveland schicken könnte. Dann fragte ich die beiden Herren, was sie weiter beschlossen hätten. Nachdem Jeder seine Meinung und seine Wünsche geäußert hatte, wurde Alles demgemäß geordnet und bestimmt, und ich wollte eben Roggevelds Frau rufen, um den Damen die Verabredung mittheilen zu lassen: da trat sie ein und berichtete mir, daß Tante mich zu sprechen wünsche. Ich folgte ihr in eine Oberstube, wo zwei Betten standen; in dem einen sah ich Tanten im Nachtgewand der Bäuerin sitzen und eben ein Gläschen Glühwein trinken. Auf die andere Bettstelle, deren Vorhänge dicht zugezogen waren, durfte ich nur einen flüchtigen Blick werfen.

„Wie befinden Sie sich, liebe Tante?" fragt' ich, auf sie zugehend.

„Es mag noch angehen," antwortete sie. „Ich bin froh, im Bette zu liegen. Aber, Ferdinand! ich fürchte, daß man auf Heisicht äußerst unruhig sein wird."

„Das fürchte ich auch, Tante!“

„Und daß man Nachrichten nach Amsterdam, nach Güldenhof und, der Himmel weiß, wo noch hin, schicken und Alles in Allarm setzen wird.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich.“

„Ich wünschte darum wohl,“ sprach Tante weiter, daß Meister Roggeveld, oder Jemand von den Seinigen, die Nachricht, daß wir uns Alle wohl befinden, dahin bringen könnte.“

„Ich selbst bin bereit, hin zu fahren,“ sagt' ich.

„Nein, das ist keineswegs mein Wille. Sie sollen sich nicht von neuem der Nässe und Kälte aussetzen.“

„Liebe Tante! überlassen Sie das mir. Sie werden doch nicht länger als bis morgen früh hier bleiben und wohl einige frische Wäsche haben wollen, um anständig gekleidet heim zu kommen.“

„Es ist glücklicherweise gerade Samstag Abend,“ sagte Susanne von der andern Bettstelle her, und ließ ein halb unterdrücktes Lachen folgen, während dem ein anderes Stimmchen „st! still!“ flüsterte.

„Still, Mädchen!“ sagte Tante.

„Vernehmen Sie, was wir verabredet haben, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Zustimmung geben,“ sagt' ich. „Roggeveld wird seinen Bauernwagen anspannen, worauf Reynhove, Weinstübe und ich nach Muiden fahren wollen.“

„Beau trio de baudets,“ murmelte Susanne.

„Die Herren werden von da wohl ihren Weg nach Amsterdam auffinden; und ich den meinen nach Graveland, von wo ich Jemanden auf die Meierei schicken werde, um nachfragen zu lassen, ob Ihr Wagen noch da ist.“

„Gut überlegt,“ sagte Tante.

„Und was Niklas betrifft, der wird in der Nachbarschaft den nöthigen Succurs auftreiben, um mit demselben zu seinen Herrn zurückzukehren.“

„Es würde auch Jammerschade sein, wenn der arme Junge etwa gestohlen werden sollte,“ merkte Susanne an.

„Nun! ich finde das Alles sehr gut ausgedacht,“ sagte Tante. Hinsichtlich unserer Garderobe brauchen Sie nur mit der Kammerjungfer zu sprechen; die weiß schon, was wir bedürfen.“

„Wenn das ist, so wünsche ich Ihnen eine gute Nacht,“ versetzt' ich, blieb jedoch noch einen Augenblick stehen, und fragte mit zitternder Stimme:

„Haben vielleicht auch die jungen Damen etwas zu befehlen?“

Ich bekam Anfangs keine Antwort, aber es war hinter den Bettvorhängen einige Bewegung und ein dumpfes Gemurmel. Ich selbst stand verlegen, und ungewiß, ob ich gehen, oder bleiben sollte. Auf einmal kam Susannens Kopf zwischen den Vorhängen hervor.

„Henriette fragt, ob Du nicht auch ihrem Oheim Nachricht geben könntest, sonst würde er vielleicht um sein liebes Söhnchen bekümmert sein.“

„Ich fürchte unbescheiden zu sein,“ flüsterte Henriettens liebliches Stimmchen; aber Sie würden mich sehr verpflichten, mein Herr Huyck, wenn es in Ihrem Vermögen stände.“

„Ich übernehme dies mit Zuverlässigkeit,“ sagt' ich unter einer Verbeugung.

„Und dann zweitens,“ fuhr Susanne fort, ersucht Dich Henriette, Du möchtest Käthchen sagen, daß sie ihr das Kästchen mit rosenrothen Schleifen schickt, und ihr Kleid mit Spitzen, und ihr seidenes Gallakleid, und ihre Brüßler Schuhe, und . . .“

„Um Entschuldigung, mein Herr Huyck,“ fiel Henriette ein, „ich habe von alle dem nichts gesagt; so wie Käthchen es schickt, ist es mir recht. Pfui doch, Santchen . . .“

„Pfui doch, Santchen!“ sagt' ich auch meiner Seits, und das schelmische Gesicht meiner Schwester verschwand wieder hinter den Vorhängen. Hierauf grüßte ich die Damen nochmals, wünschte angenehme Ruhe und entfernte mich. Der Bauernwagen war nun bald angespannt und wir rumpelten und rasselten sofort nach Muiden, wo wir die halbe Stadt in Aufruhr brachten. An Ludwig wurden einige Mannschaften zur Bewachung seines gestrandeten Fahrzeuges und ein Courier zu Pferde nach der

Meierei der alten Martha abgefertigt; als Reynhove es übernommen hatte, meine Familie in Amsterdam zu beruhigen, nahm ich Abschied von meinen Reisegenossen, miethete mir einen Holsteiner und fuhr nach Graveland, wo, wie man denken kann, Niemand zu Bette gegangen war. Ich theilte der Kammerjungfer Tantens Befehle mit, schrieb Herrn Bläck den Hergang der Sache mit wenigen Worten, und begab mich alsdann zur Ruhe. Obgleich das bestandene Abenteuer die Betheiligten mit Recht verstimmen konnte und mir Anfangs das Bild der ungestümen See und des tanzenden und stoßenden Fahrzeuges und dazwischen das der liebenswürdigen Henriette fortwährend vor den Augen stand und zwischen dem Geräusch der Wogen und dem Sausen des Windes mir ihre liebevollen Worte in den Ohren klangen: so siegte doch endlich die Ermüdung über diese Kinder der Phantasie und ich fiel in einen tiefen Schlaf, woraus ich nicht eher erwachte, als bis der Diener mir meldete, daß der Wagen von Heisicht zurückgekommen und wieder mit frischen Pferden bespannt sei. Ich kleidete mich eilig an, ging hinunter und fand die Kammerjungfer schon mit einem halben Dutzend Schachteln bereit, mich zu begleiten. Sofort begaben wir uns auf den Weg nach Roggevelds Wohnung, von wo die Damen, nach einer schnellen Toilette, mit uns zurückkehrten. Alle drei waren den Umständen nach ziemlich wohl;

nur Tante klagte über Kopfschmerzen und ging deshalb, sobald wir auf Heisicht ankamen, wieder zu Bett, während wir jungen Leute uns an einem guten Frühstück zu erholen suchten.

Zwölftes Kapitel.

Sentimental bis zum Einschlafen.

„Ich wünsche nur," sagte Henriette zu Susannen, „daß die Gesundheit der guten Mefrau van Bempden in Folge dieses unglücklichen Zuges keine ernstliche Störung erleiden möge."

„Ich hoffe das mit Ihnen," sagt' ich; „aber möchte dieser Wunsch nicht auf Alle, die an der Partie Theil genommen haben, auszudehnen sein?"

„Ei, seht doch!" sagte meine Schwester; „nimm den Wunsch in Gottes Namen so allgemein als möglich; es würde ja ewig Schade sein, Dich selbst zu vergessen. Du gemahnst mir wie Nichte Bonder, die, wenn sie Gäste hat, nie sagt: „Ich hoffe, daß es den Freunden," sondern: „ich hoffe, daß es uns wohl schmecken wird.""

„Was mich betrifft," entgegnete ich, „so glaube ich weder von Salz noch von Chinesischem Porcellan, mithin durch eine nasse Kleidung oder eine geringe Ermüdung nicht so leicht gefährdet zu sein."

„Geh weg!" sagte Susanne; „Du sprichst wie ein Held; als Du aber letzthin von der Reise zurückkamst, warst Du in Folge des Regenschauers, welcher Dich überrascht hatte, doch gehörig krank!"

„Wirklich?" fragte Henriette in einem Tone von Besorgniß, der mich entzückte; „dann, mein Herr Huyck! Könnte Ihnen die so schnelle Wiederholung solchen Mißgeschicks doch vielleicht sehr übel bekommen."

„Es könnte ihm übel bekommen," sagte Susanne, ihr nachsprechend. „Ei, Jettchen! Sie würden meinen Bruder von Grund aus verderben. Es ist gut, daß Sie seine Schwester nicht sind."

„Das ist auch meine Meinung," bemerkte ich, Henrietten mit einem viel bezeichnenden Blicke anstarrend, so daß sie die Augen niederschlug.

„Ich muß sagen, Du bist sehr artig," erwiederte Susanne; „wo hast Du denn so schöne Complimente gelernt?"

„Ach!" versetzt' ich, „Fräulein Bläck hält nichts von Complimenten, und was ich sage, kann ich auch vertreten, ohne mich der Unhöflichkeit schuldig zu machen."

„Das geht über meinen Horizont," sagte Susanne.

„Ja, auch über meinen," stimmte Henriette bei, „und wir wollen Ihren Herr Bruder daher nicht nöthigen, eine Erklärung seiner Worte zu geben.

Sonderbar!“ sprach sie, nach einigen Augenblicken Schweigens und mit der unverkennbaren Absicht, das Gespräch zu verändern, weiter, „ist mir's doch gerade, als ob ich die Bewegung des Fahrzeuges noch fühlte.“

„Eine gewöhnliche Empfindung, nachdem man auf dem Wasser gewesen ist,“ erklärte ich, „und die bald von selbst zu vergehen pflegt.“

„Nun!“ sagte Susanne, „ich wünsche sie in meinem Leben, weder im Traume, noch in der Wirklichkeit, wieder zu haben. Ich denke, wie der Poet: Fahren bringt große Gefahr, und wenn ich mich jemals verheirathe, dann werde ich in die Ehepacten die Bedingung aufnehmen lassen, daß mein Mann keinen Buier halten darf. Ich würde ja sonst keinen Augenblick ruhig sein.“

„Dann mußt Du aber auch die Bedingung machen,“ sagt' ich, „daß er keinen Wagen halte; denn ich glaube, daß man mit Landfuhrwerken durchschnittlich wohl mehr Unglücksfälle erleidet, als am Bord.“

„Das lehrt meine Erfahrung nicht,“ sagte Susanne; „ich habe wohl hundert Mal im Wagen gesessen, und noch nie irgend ein Unglück gehabt; dagegen lief gleich meine erste Wasserfahrt unglücklich ab.“

„Ludwigs Erfahrung würde gerade das Gegentheil aufstellen,“ versetzte Henriette. „Er ist wohl

zwanzig Mal vom Pferde gefallen und hat, der Himmel weiß, wie oft, mit der Chaise umgeworfen, während dieser Unglücksfall der erste ist, der seinem Buier widerfährt."

„Dann ist es von seiner Seite sehr liebreich," sagte Susanne, „daß er diesen gerade für uns aufbehalten hat."

In diesem Augenblicke kam Tanten's Kammerjungfer hinein, und rief Fräulein Susanne zu Mefrau.

„O, ich ahne es schon!" sagte Susanne; „die Besorgung der Mahlzeit wird mir aufgetragen werden. Jettchen! was essen Sie am liebsten? — Und Du, Ferdinand?"

„Geh!" sagt' ich; „mach nur, daß Du hinauf kömmst. Tante wartet ja auf Dich."

„Aha! — Mein Herr will mich nur gern los sein! Nun ich erlöse Dich schon von meiner überflüssigen Gesellschaft; ich gehe schon." — Mit einem spöttischen Blicke auf uns verließ sie das Zimmer.

Wir blieben, wie es in dergleichen Fällen häufig Statt findet, eine geraume Zeit schweigend einander gegenüber sitzen: ich, fest entschlossen, meine Herzensangelegenheiten zur Sprache zu bringen, aber verlegen, wie die Unterhaltung am besten anknüpfen; sie, in Folge des allen Frauen eigenthümlichen feinen Vorgefühles, ahnend, was in mir vorging, eifrig fortarbeitend, den Kopf niedergebogen und die Augen

starr auf ihre Stickerei geheftet. Die Veränderung ihrer Gesichtsfarbe und das Wogen ihres Busens verriethen indessen die Unruhe ihres Gemüthes.

Plump mit der Thür ins Haus fallen, und Statt: „Es ist schönes Wetter,“ sagen: „Ich liebe Dich,“ konnte ich doch unmöglich! Ueberdies geht ja bekanntlich zwischen zwei Liebenden die Unterhaltung, auch wenn man kein Wort spricht, ihren Lauf fort; der Geist Beider durchläuft dieselbe Gedankenreihe, so daß, wenn Beide nach einer Stunde Schweigens den Mund aufthun, man Zehn gegen Eins wetten kann, daß Beide dasselbe Wort aussprechen würden, ebenso wie zwei gleichgestimmte Harfen denselben Accord angeben.

Endlich befürchtete ich, Susanne möchte zurückkommen, noch ehe ich ein Wort gesprochen hätte, und knüpfte deshalb das Gespräch da wieder an, wo es unterbrochen wurde.

„Wir sprachen da von Unglücksfällen mit Wagen und Schiffen. — Darin liegt für mich ein gar trostreicher Gedanke verborgen.“

„Für Sie? Und wie so?“ fragte sie, ohne die Augen aufzuschlagen, und tief erröthend.

„Weil,“ war meine Antwort, „ich weder Fuhrwerk, noch Fahrzeug halte, mithin weniger, als Andere, derartigen Unglücksfälle ausgesetzt bin.“

Nun hatte dieser schöne, sogenannte Trostgrund, bei Lichte besehen, weder Sinn, noch Verstand; denn

obschon ich keinen Buier besaß, befand ich mich doch vorigen Abend unter den Schiffbrüchigen, und fuhr häufig genug, wenn nicht mit eigener, doch mit anderen Chaisen. Aber es ging mir, wie es in solcher Lage selbst verständigern Leuten geht, ich sprach ohne große Ueberlegung und nur auf den Punkt bedacht, auf welchen ich gern kommen wollte, ähnlich dem Jäger, der auf der Spur des Wildes, wenig danach fragt, ob er einen gebahnten Weg, ob Hecken und Sträucher, oder Gräben und Dämme vor sich hat. Henriette nahm sich auch gar nicht die Mühe, mein Argument zu bestreiten, sondern schwieg, so daß ich mich genöthigt sah, in demselben Tone fortzufahren.

„Und ich glaube nicht, daß ich je einen Buier, oder eine Equipage besitzen werden. — Ohne Zweifel kann man auch ohne dieselben sehr glücklich sein."

Dieselbe Stille; aber ihre zarten Hände begannen, wie im Vorgefühle wichtiger Erklärungen, zu zittern.

„Und Sie, Fräulein!" fuhr ich, gleichfalls zitternd fort; „glauben auch Sie . . . ich meine: Würden Sie glücklich sein können . . . ohne Chaise . . . ohne alle jene Bequemlichkeiten, woran Sie jetzt . . . im Hause Ihres Oheims . . . gewöhnt sind?"

Das war eine Frage, und darauf gehörte eine Antwort. Die Antwort war jedoch diejenige, die immer gegeben wird, wenn man fürchtet, oder sich außer Stande hält, aufrichtig und unumwunden zu sprechen.

„Das weiß ich nicht ... das ist sehr relativ."

„Vergeben Sie," sagt' ich, „meine Frage war vielleicht unbescheiden. Aber," sprach ich weiter, indem ich mich neben sie setzte, mit der einen Hand auf den Tisch und mit der andern auf die Lehne ihres Stuhles, „ich wagte diese Frage weil Ihr Herz vielleicht an jenen Vergnügen hängt, welche nur der Reichthum verschaffen kann und ich deshalb zögere, Ihnen ein Geständniß abzugeben, welches ..." Hier schwieg ich einen Augenblick und begann noch stärker zu beben. Sie sah noch immer starr auf ihre Arbeit und wurde bald roth bald bleich.

„Sie haben mir gestern, als wir in Lebensgefahr waren, einige Worte gesagt, die ich nie vergessen werde und die mir auch jetzt noch wie himmlische Töne in den Ohren rauschen. Aeußerungen jedoch, durch den Eindruck des Augenblicks oder durch den Zustand der Aufregung hervorgerufen, berechtigen noch zu keinerlei Schlußfolgerung. Aber wie? würden Sie wohl jetzt, bei ruhigem Blute, mir vergönnen, jenen Worten eine mir günstige Auslegung zu geben?"

Hier schlug Henriette die Augen auf und sah mich mit einem engelmilden Blicke an, dann aber sogleich wieder vor sich hin. „Ich darf mir schmeicheln," sagte sie, „daß ich damals gefaßt war und keine Aufregung verrathen habe. Was ich also damals sagte ..."

„Sind Sie auch jetzt noch derselben Meinung?“ fragte ich entzückt, faßte sie bei der Hand und beugte mich über ihre Schulter nieder.

Sie erwiederte meinen Händedruck und ließ gleichzeitig ihr schönes Haupt gegen meinen Arm niedersinken. Aber sogleich richtete sie sich wieder auf und sagte kopfschüttelnd mit einem wehmüthigen Blicke: „Ach! ich bin eine Thörin. Es ist besser, daß wir diesen Gegenstand nicht weiter berühren, ja . . . daß wir uns gegenseitig sogar meiden.“

„Wie!“ rief ich erstaunt und niedergeschlagen aus. — „Kaum gaben Sie mir die süßeste Hoffnung, so wollen Sie mir dieselbe auch schon wieder entreißen!“

„Ich fühle, daß ich unrecht gehandelt habe,“ sagte sie; „aber ich halte Sie für zu edelmüthig, als daß Sie von einem Augenblicke der Schwäche Mißbrauch machen sollten. Ihre Worte hatten mich überrascht . . .“ (Mit aller Ehrerbietung gesprochen: ich glaube, das hieß ein wenig von der Wahrheit abgewichen) „und ich habe nicht wohlgethan, sie so unbedachtsam zu beantworten.“

„Nicht wohlgethan,“ wiederholte ich, „weil sie der Stimme Ihres Gefühles lieber Gehör gaben, als der des kalten Verstandes? Auch sehe ich gar nicht ein, warum Gefühl und Verstand hier im Widerspruch zu sein brauchen. Denn wenn Ihr Herz, durch Erwiederung meiner Liebe, mich zu dem Glück-

lichsten der Sterblichen machen will, was für triftige Gründe könnte da wohl der Verstand dagegen aufbringen?"

„Ich kenne Sie erst seit sehr kurzer Zeit," sagte sie, „und nicht genug, um zu wissen, ob das Gefühl von ... Vorzug, den ich Ihnen gebe, hinlänglich zu rechtfertigen ist!"

„Wenn das Ihr Bedenken ist, dann will ich die Hoffnung nicht aufgeben," sagt' ich, „denn wie viel Sie auch Nachrichten über mich einziehen wollen, ganz zu meinem Nachtheile — deß bin ich gewiß — werden sie nicht ausfallen."

„Das bin ich überzeugt, mein Herr!" erwiederte sie; aber aus einem traurigen Ausdruck auf ihrem Gesichte konnte ich schließen, daß sie die wahren Gründe ihrer Zurückhaltung nicht angab! „und doch!..."

„Was könnte Sie außerdem noch beunruhigen? O verschweigen Sie, ich bitte Sie inständig, Ihre Bedenklichkeiten nicht! Wenn Sie mir nur Gegenliebe schenken wollten: um die Beseitigung aller übrigen Bedenken wäre mir's dann nicht bange!"

„Ich hänge von meinem Oheim ab," entgegnete sie, die Augen niederschlagend, „und ich zweifle, daß er..."

„Wie!" sagte ich; „sollte er etwas gegen meine Person oder Familie einzuwenden haben? Oder wäre es mein Mangel an Glücksgütern, der mir im Wege

stehen sollte? Reich bin ich zwar nicht, aber Theilhaber einer blühenden Handlung und hoffentlich bald im Stande, eine Frau, wenn auch nicht im Ueberflusse, doch auf eine anständige Weise zu ernähren."

„Mein Oheim wird nie seine Einwilligung geben," wiederholte sie; „und wie könnte ich, selbst wenn ich mündig und selbstständig wäre, etwas thun, was ihm mißfiele, ihm, dem ich Alles verdanke, und den ich ehren muß, wie meinen Vater, ja mehr noch wie einen Vater; denn er hat mir Wohlthaten erzeigt, ohne dazu verpflichtet zu sein."

„Wir können ihm doch wenigstens das Wort gönnen," sagte ich. „Nur Ihre Zustimmung geben Sie mir jetzt, damit ich meinen Vater bitten kann, mit Herrn Bläck zu sprechen."

„Ich will aufrichtig sein," sagte sie, „und nichts verschweigen. Mein Oheim hat sich fest in den Kopf gesetzt, daß Ludwig mich heirathen wird. Bisher (soll ich es ein Glück für mich nennen?) stimmen Vater und Sohn in ihren Wünschen nicht überein; sonst hätte ich nicht gewußt, was anfangen. So lange aber Ludwig noch unverheirathet bleibt, wird mein Oheim seine Hoffnung nicht aufgeben, und jede Bewerbung um meine Hand abweisen."

„Also müßte ich mich gedulden, bis es mein Herr Ludwig für gut findet, sich in den Ehestand zu begeben, oder zu sterben? — Ich sollte doch den=

ken, daß Ihr Oheim, wenn er bemerkt, daß Sie gegenseitig keine Neigung fühlen, seine Pläne zu befördern, nicht so thöricht sein wird, dabei zu verharren. Er hat beide, Sie und seinen Sohn, lieb, und wird gewiß beider Unglück nicht wollen. Ich getraue mir wenigstens, ihm das begreiflich zu machen."

„Ich fürchte, ich fürchte," entgegnete Henriette, „aber wenn Sie einen Versuch machen wollen, so habe ich nichts dagegen," fügte sie mit einem bezaubernden Lächeln hinzu.

„Innigen Dank für diese Gunst," sagte ich und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Hand. „Mag nun kommen, was da wolle, einmal werden wir doch vereinigt sein!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Wir fuhren erschrocken auseinander und sahen, zu unserm nicht geringen Erstaunen, die Herren Bläck, Vater und Sohn, eintreten. Der erstere schien unsere Verwirrung nicht zu bemerken, sondern ging sogleich auf Henrietten zu, umarmte sie herzlich und fragte sie, ob sie von dem Schrecken sich schon erholt habe, und ob sie sich wohl befinde.

„Ach!" sagte sie, „so wohl, als ob nichts vorgefallen wäre."

„Ist das wohl wahr, Nichtchen?" fragte Ludwig, der uns inzwischen mit einem spöttischen Blicke

angesehen hatte; „mir kömmt es vor, als ob Sie doch etwas blaß aussähen. Lassen Sie einmal sehen," fuhr er fort und nahm ihre Hand. „Sie zittern wirklich noch davon."

„Auf keinen Fall," sagte ich verächtlich, „würde es ein Wunder sein, wenn das Fräulein an den Folgen jenes verhängnißvollen Abends noch leidet."

„So, Freund Huyck!" sagte Ludwig, indem er sich stellte, als sähe er mich jetzt erst. „Haben Sie wohl geruht? — Allerdings war es ein unglücklicher Fall. Aber wer Henker kann dafür? Ich leide das Meiste dabei. Und wie ist es vollends dem armen Weinstübe ergangen? der saß so recht in der Tinte!"

„Ihr Diener, mein Herr!" sagte der alte Herr Bläck mit einer Verbeugung. „Wir kommen, um uns nach der Gesundheit der Damen zu erkundigen; zugleich muß ich Ihnen meinen Dank für die schnelle Mittheilung bezeigen. Ludwig wird Aller Nachsicht in Anspruch nehmen müssen; — er hat ohne Zweifel sehr unvorsichtig gehandelt; aber, wie er sagt, auch am meisten dafür gebüßt. Denn es wird große Kosten verursachen, den Buier wieder ins Wasser zu bringen, — der nöthigen Reparaturen gar nicht zu gedenken."

„Erzählen Sie uns doch einmal," sagte Henriette, „wie es Ihnen nach unserm Abzuge ergangen ist?"

„Man hat mich," antwortete Ludwig, „zwar lange genug warten lassen, aber endlich kamen doch Leute zum Vorscheine; nun gab ich Niklas Auftrag, beim Buier zu bleiben, eilte nach Güldenhof, und, sobald ich angekleidet war, auf der Stelle hieher."

„Sie sehen," sagte Herr Bläck zu Henrietten, „daß Ludwig, ehe er vernommen, wie es um seine liebe Cousine stehe, sich keinen Augenblick Ruhe gönnen wollte."

Unter diesem Gespräch trat Susanne ein und brachte den Herren die Nachricht, daß Tante zwar ziemlich schwach sei, aber doch aufstehen wolle, um sie zu empfangen. Jetzt fehlte es nicht an Stoff zum Gespräche; alle Ereignisse des vorigen Abends wurden speciell wieder abgehandelt. Bald erschien Tante wirklich und kurz darauf auch meine Aeltern, die am Morgen früh von Reynhove über den Vorgang Bericht erhalten und, nicht wenig bekümmert, sogleich einen Hauderer bestellt hatten, um nach Heisicht zu fahren. Ich will hier der Freude des Wiedersehens, die man sich leicht vorstellen kann, nicht gedenken, und eben so wenig der Gespräche, welche sich fast alle um das bereits erzählte Ereigniß drehten. Des ewigen Einerlei's müde, nahm ich daher an der Unterhaltung nur passiv Theil und versenkte mich desto tiefer in die seligen Träumereien eines Verliebten.

Nach meinem Plane wollte ich erst nächsten

Morgen mit Susannen wieder nach Amsterdam zurückkehren; die Ankunft meiner Aeltern, welche in ihrem Wagen zwei leere Plätze hatten, machte jedoch durch meine Rechnung einen Strich, indem für gut befunden wurde, daß wir beide nach Tische diese Gelegenheit benutzen sollten. Gegen diese Anordnung war nicht viel einzuwenden, ungeachtet sich Tante bitter beklagte, daß man sie gerade jetzt, nachdem sie einen solchen Schrecken gehabt hätte, so allein lasse, — (denn auch Henriette wollte folgenden Tags wieder abreisen) — daß dies nicht freundschaftlich, noch artig sei u. s. w. Indessen wußten wir Alle sehr gut, daß sie in der That lieber allein zu sein und mit aller Bequemlichkeit die Vorbereitungen zu einem Feste zu treffen wünschte, welches sie vierzehn Tage später, bei Gelegenheit des Geburtstages meiner Mutter, auf Heisicht zu geben beabsichtigte, und womit ihre lebendige Einbildung sich schon seit langer Zeit beschäftigt hatte. — Diejenige Person, welche unsere eilige Abreise jedoch ernstlich beklagte, war ich selbst; denn die angenehme Aussicht, noch diesen Abend in der Gesellschaft der Geliebten hinbringen zu können, war mir nun mit einem Male geraubt. Auch durfte ich mein Verlangen nicht einmal merken lassen, aus Furcht, das Geheimniß meines Herzen zu verrathen, welches, wie ich nach Art der Verliebten meinte, ohnehin Jedermann in meinen Augen lesen könne. Nur durch einen traurigen Blick, und

einen innigen Händedruck durfte ich Henrietten bei unserer Abreise zu erkennen geben, wie schwer mir dieser Abschied wurde. — Ich glaube mich nicht betrogen zu haben, wenn ich, als wir schon im Wagen saßen, und das letzte Lebewohl hin- und her klang, eine Thräne in ihrem Auge bemerkte.

Auf dem Heimwege war ich so still und in mich gekehrt, daß mich Susanne darüber verspottete; es standen mir jedoch zwei sehr gute Entschuldigungen, die meine gute Mutter stets giltig fand, nämlich Schlaf und Ermüdung, zu Gebote. Ich bekam also Erlaubniß, nicht zu sprechen und ein Schläfchen zu machen. Selbst Susanne, die allezeit fertige Spötterin, verfiel in Folge der überstandenen Drangsale in Abspannung, fing erst an zu gähnen, dann zu nicken und, sobald es dunkel war, recht con amore zu schlafen. Nun hatte ich volle Freiheit, mich mit geschlossnen Augen in eine Ecke des Wagens zu lehnen, und den verliebten Träumereien meiner Phantasie nachzuhängen. Allmälig aber gingen diese in wirkliche Träume über, und als wir durch das Weesperthor fuhren, war ich, ohne es zu wollen, dem Beispiele Susannens nachgefolgt.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Fortsetzung des zwölften.

„Das nenne ich mit einem blauen Auge davonkommen," sagte Herr van Baalen, als er mich folgenden Morgen auf dem Komptoir begrüßte. „Sie hätten wahrlich den Fischen zur Nahrung dienen können; — wollen Sie gefälligst diesen Brief einsehen, der gestern mit der Hamburger Post gekommen ist?"

„In Wahrheit," antwortete ich, den Brief übernehmend; „es war eine außerordentliche Fügung Gottes!" Hier durchlief ich flüchtig das Blatt, welches ich in der Hand hatte.

„Man sagt," fuhr er fort, „daß dieser junge Herr Bläck der rechte Mann nicht ist, einen Buier zu regieren! — Sind Ihre Edeln nicht der Ansicht, daß wir diesen Auftrag recht gut übernehmen können?"

„Mich dünkt, daß das Risico nicht groß ist," antwortete ich auf die letzte Frage. „Ja, mein Herr! Es ist stets ein gewagtes Spiel, mit ihm zu segeln," war mein Bescheid auf die erste.

„Fürwahr!" erwiederte er. „Auch ich habe in meiner Jugend einen Buier gehabt, aber gar bald davon abgelassen; ich traf nie ein gutes Wetter, nie

einen geschickten Gehilfen; wie in all' dergleichen Unternehmungen, verfolgte mich auch hierin stets das Unglück. — Aber zur Ausführung dieses Auftrages wünschte ich wohl einen zuverlässigern Unterhändler, als diesen Weise; — ich habe alle die Noten noch nicht erhalten, worüber ich neulich mit ihm sprach. Uebrigens bin ich genau unterrichtet, daß er bisweilen Geschäfte für sich selbst macht, und solche Subjecte, welche nothwendig das Interesse des Prinzipals vernachlässigen müssen, will ich nicht haben."

„Was meinen Ihre Edeln dazu," sagt' ich, mich meines Freundes vom Dichtervereine erinnernd; „wenn wir nun Velters nähmen?"

„Hm! hm! Der hat einen guten Willen; und ist nicht ungeschickt, nur etwas jung!"

„Desto eifriger wird er sein und desto weniger naseweiß."

„Das auch zugegeben, habe ich doch noch einige Bedenken: — er reitet, und das ist von einem Mäkler etwas Unerhörtes."

„Nicht anders, als Morgens sehr früh," sagt' ich, und auf Anrathen seines Arztes; ich glaube nicht, daß ihn Jemand in Gesellschaft mit Andern hat reiten sehen."

„Und dann," fuhr van Baalen fort; „was das Aergste von Allen ist, er macht Reime." — Wie kann nun je ein rechtschaffner und brauchbarer Mensch daraus werden?"

„Ei!“ sagt' ich, „das beweist nur, daß er zu viel müßige Zeit hat. Er ist wirklich nicht ungeschickt, und wenn ich ein Urtheil darüber fällen darf, so hat er viel Sachkenntniß, und einen hellen, gesunden Verstand. Verschaffen wir ihm Arbeit, dann wird er das Reimen wohl von selbst lassen.“

„Dann Fiat! Ihre Edeln haben seine Vertheidigung so gut geführt, daß ich nichts weiter gegen ihn einwenden kann. Sein Vater war überdies ein braver Mann, dem ich Viel zu verdanken gehabt habe. — Wir wollen einen Versuch machen. — Gehen wir jetzt weiter: Wilhelm Bartels et Comp. zu Enkhausen schreiben, daß sie auf uns ziehen wollen. Mein lieber Herr Wydveld! Wie steht unsere Rechnung mit diesem Hause? — Mich dünkt, wir müßten schon gut bei ihnen haben.“

„So ist es, mein Herr!“ sagte der Buchhalter, als er das Folio aufschlug.

„Da muß sogleich geschrieben werden,“ sagte van Baalen; „das geht so nicht an.“

„Haben Ihre Edeln kein Vertrauen zu diesen Leuten?“ fragte ich.

„Sehen Sie, mein werther Herr Huyck! Vertrauen ist eine gute Sache, ohne die man keinen Handel treiben kann; aber ne quid nimis! wie wir auf der Schule zu hören pflegten. Zu viel Credit darf man im Handel selbst seinem eignen Vater nicht schenken, das ist eine feste Regel, welche Sie nie

außer Acht lassen dürfen. Auf die Firma Wilhelm Bartels et Comp. hat sie nun zwar keinen Bezug; ich wünsche wohl eine große Anzahl Wechsel, durch ein solides Haus gezogen, auf sie zu besitzen; aber Alles kann eine gute und eine böse Wendung nehmen. Ich habe in meinem Leben gar manches Haus fallen sehen, welches so fest zu stehen schien, wie unser Stadthaus. — Monsieur Snyders! Sind Sie beim Notar Bouveld gewesen? — Und wie lautet die Nachricht?"

„Ja, mein Herr!" antwortete der Comptoirdiener. „Der Bericht lautete ziemlich beruhigend; der Patient hat eine gute Nacht gehabt und befindet sich etwas besser."

„Nun! das freut mich," sagte Herr van Baalen. „Sollte er wirklich wieder aufkommen? An diesem Manne wäre Viel verloren gewesen. — Er besitzt das Vertrauen der halben Stadt, und zahlreicher Fremden; — es dürfte selbst wenige Handelscomptoire geben, die so ausgebreitete Verbindung haben, wie er."

„Der Himmel gebe, daß er bald genese!" dacht' ich bei mir selbst; „dann ist zu erwarten, daß mein geheimnißvoller Freund Vos auch bald ins Reine kömmt und abzieht."

Der Name Bouveld hatte indessen von neuem eine Saite in mir berührt, welche eine Reihe Erinnerungen hervorrief, und ich hatte Mühe, dem-

jenigen, was mein Compagnon mir weiter mittheilte, die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Auch als ich mich endlich an mein Pult zur Arbeit gesetzt hatte, vermochte ich meine Gedanken nicht zusammen zu nehmen; die Schriftzüge, welche ich vor mir hatte, verschwammen vor meinen Augen, und es wollte mir durchaus kein anderer Name vor die Seele treten, als der von Henriette Bläck.

Ich schämte mich jedoch, nicht meiner Liebe, sondern des Einflusses, den sie als Leidenschaft auf mich ausübte, und ich faßte den Entschluß, meinen Aeltern das Geschehene nicht länger zu verschweigen. „Nur die Ungewißheit," dacht' ich, „ist es, was mir die Arbeit schwer macht. Hat sich mein Schicksal erst auf diese oder jene Weise entschieden, dann werde ich ruhiger uud wieder im Stande sein, meine Pflicht nach Gebühr zu erfüllen."

Wie segnete ich das Glück, eine Mutter zu besitzen. Denn sie war es, der ich zuerst mein Herz auszuschütten wünschte. Ich wußte im Voraus, daß sie mich mit schonender Theilnahme anhören, was in meinen Herzen vorging, richtig beurtheilen, und endlich mir zur Fürsprecherin bei meinem Vater dienen würde, den ich gleich ihr lieb hatte und ehrte, aber der vielleicht meine Liebe nicht gut heißen, oder als eine vorübergehende Neigung ansehen konnte.

Ich benutzte daher auch die Gelegenheit noch denselben Nachmittag, als mein Vater auf seiner

Stube arbeitete und Susanne mit den jüngern Geschwistern einen Spatziergang machte, die liebe Frau von meinem Heirathsplane zu unterrichten und sie zu bitten, meinen Vater zu bewegen, daß er bei Herrn Bläck einen Besuch mache, und bei demselben zugleich um die Hand seiner Nichte für mich anhalte. Meine Mutter hörte mich mit dem Interesse an, worauf ich mit Sicherheit rechnen konnte; aber dennoch konnte ich an dem einigermaßen unzufriedenen Ausdrucke ihres Gesichts bemerken, daß sie mit dieser Mittheilung nicht ganz zufrieden war. Da ich mich auf Schwierigkeiten schon vorbereitet hatte, suchte ich mit der Beredtsamkeit eines Verliebten alle die Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche sie sowohl wegen der kurzen Zeit meiner Bekanntschaft mit Henrietten, als wegen Mangels an Glücksgütern aufzustellen wußte. Schwerer, als ich gedacht hatte, fiel es mir jedoch, sie zu überreden, mir zu Erlangung meiner Absicht ihre Hülfe zu versprechen, die, wie ich deutlich wahrnahm, ihre mehr gespannten Erwartungen täuschte. Denn welche Mutter, sie mag übrigens die demüthigste und verständigste Frau sein, hegt über ihre Kinder keine Ansichten und Wünsche, die höher und größer sind, als die Wirklichkeit hervorrufen kann? Endlich jedoch, als sie vernahm, daß ich meine Liebe schon erklärt hatte und daß die Sache zwischen Henrietten und mir so gut als abgemacht sei, that sie, so

wie alle Mütter gethan haben würden: sie umarmte mich und versprach, mein Interesse in Schutz zu nehmen und bei meinem Vater zu vertheidigen.

Den folgenden Nachmittag rief mein Vater, der wider seine Gewohnheit bei Tische still und zurückgezogen gewesen war, mich zu sich auf seine Stube. Ich folgte zitternd, wie ein Missethäter, der ins Verhör gehen soll; denn sein Blick war starr und ernst und versprach wenig Gutes. Er wieß mir schweigend einen Stuhl an und setzte sich mir gegenüber. Nachdem er eine Prise genommen hatte, begann er also:

„Deine Mutter hat mir gesagt, daß Du Heirathspläne im Kopfe hast.“

„Ja, lieber Vater! Und ich würde mich höchst glücklich schätzen, wenn sie Ihre Genehmigung erhalten könnten.“

„Du hast immer ein ruhiges Urtheil gehabt, Ferdinand! und warst gewohnt, Dich nie zu übereilen. Um so mehr befremdet es mich, daß Du, da es den wichtigsten Schritt deines Lebens gilt, Dich der Gefahr aussetzest, einer Unbesonnenheit beschuldigt zu werden.“

„Ich hoffe,“ sagte ich, „daß meine Wahl vor einem dergleichen Urtheile mich verwahrt.“

„Frei herausgesagt, das thut sie nicht. Ich habe von der betreffenden Jungfrau immer viel Gutes gehört,“ — (es ist sonderbar, daß Väter in

dergleichen Fällen nie den Namen aussprechen, gleichsam als ob sie befürchteten, daß darin eine mystische Kraft verborgen liege) — „sie sieht liebenswürdig aus und ich kann wohl begreifen, daß ein junger Mensch sie nach seinem Sinne findet; — aber doch! ein Mädchen, das Du kennen zu lernen noch nicht Zeit genug gehabt hast, so auf einmal zur Gefährtin deines Lebens zu wählen, das ist etwas voreilig, etwas zu rasch gehandelt, und, wie ich schon gesagt habe, das hätte ich von Dir nicht erwartet."

„Ich muß bekennen," stimmt' ich bei, „daß Ihre Beschuldigung viel Grund hat; aber ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu bemerken, daß ich, durch ein Zusammentreffen von zufälligen Umständen, Gelegenheit gehabt habe, ihren Character kennen zu lernen und zu würdigen. Da ich ihr auf der Kuppel von Güldenhof zum ersten Male begegnete, gefiel mir ihr höflicher Ton, ihre Schüchternheit und Liebenswürdigkeit; später auf Heisicht fand ich ein neues Wohlgefallen in ihrem ungezwungenen und doch recht anständigen Umgange; und auf dem Buier, in der Stunde der Gefahr, flößte sie mir Ehrerbietung ihrer Entschlossenheit, Geistesruhe und ihres religiösen Sinnes wegen ein. Ihre Edeln werden mir beistimmen, daß diese wenigen Tage mich besser in den Stand gesetzt haben, ein Urtheil über sie zu fällen, als wenn ich sie Jahre lang auf Gastmählern und Tanzpartieen gesehen hätte."

„Darin liegt Wahrheit; — und mit welchem Auge sieht sie Dich an?"

Ich erzählte meinem Vater das Ausführliche meiner Unterhaltung mit Henrietten.

„Ich hatte nicht erwartet," erwiederte er, „daß Du, bevor Du deine Aeltern darüber zu Rathe gezogen hättest, einen solchen Schritt thun würdest."

„Ich versichere Ihnen, mein Vater," entschuldigte ich mich, „daß dies durchaus meine Absicht nicht war, als ich nach Heisicht reiste, meine Liebe zu erklären; aber nach dem, was auf dem Buier vorgefallen war, konnte ich nicht umhin, davon zu sprechen."

„Indessen sehe ich nicht, daß Du noch weit vorgerückt bist."

„Nicht! — da ich die Gewißheit habe, daß mein Antrag Henrietten nicht gleichgültig ist?"

„Gut! aber sie hat Dir zu erkennen gegeben, daß ihr Oheim seine Zustimmung wahrscheinlich verweigern würde, und ich muß Dir versichern, daß ich nicht anders sagen kann, als der Mann wird auch Recht haben. So lange sie noch minderjährig ist, würde er sehr verkehrt handeln, alle glänzenderen Aussichten, die sich ihr darbieten könnten, dadurch zu vernichten, daß er sie Jemandem giebt, dessen Glück nur in Erwartungen besteht; — denn Du weißt es: was ich Dir mitgeben kann, ist wenig oder nichts."

„Ich verlange auch nicht," sagt' ich, „daß Herr Bläck auf der Stelle in eine Heirath einstimme. Wenn er nur Erlaubniß giebt, daß ich seiner Nichte den Hof mache und, wie man es nennt, nähere Bekanntschaft mit ihr anknüpfe. Das ist Alles, was ich für den Augenblick fordern kann."

Mein Vater zuckte die Achseln. „In Folge dessen, was Du mit der Jungfrau gesprochen hast," sagte er, „hast Du mich gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, um Zutritt für Dich nachzusuchen. Ich werde Herrn Bläck um Aufschub bitten."

„Vater!" rief ich, ausgelassen vor Freude; „Ihre Güte ist größer, als ich verdiene. Wie soll ich das vergelten?"

„Still!" entgegnete er, „freue Dich nicht zu eilig und baue nur keine Luftschlösser; denn Herrn Bläck's Antwort könnte sie wohl auf ein Mal vernichten. — Ich muß Dir indessen sagen, die Mittheilung Deiner Liebe hat mir in gewisser Hinsicht Freude gemacht. Ich war wirklich besorgt, daß Du andere Dinge im Schilde führtest, und daß Deine Zurückgezogenheit in vergangner Woche eine andere, weniger unschuldige Ursache hätte. — Doch ich höre Heynß die Treppe heraufkommen; — janitor ante fores; entferne Dich nun — ich verspreche Dir, heute Abend noch werde ich Herrn Bläck schreiben."

Ich drückte auf meines guten Vaters Hand einen feurigen Kuß und, nachdem ich meiner Mutter

und Susannen den Stand der Sache mitgetheilt hatte, eilte ich heitern Gemüths nach dem Comptoir. Bei meiner Zurückkunft in den Familienkreis erzählte mir mein Vater, daß er an Herrn Bläck geschrieben hätte und daß dieser ihn am folgenden Abende erwarten wolle.

„Nun hoffe ich, Papa!“ sagte Susanne, „daß Ihre Edeln doch nicht vergessen werden, alle die guten Eigenschaften Ferdinands aufzuzählen, um Herrn Bläck zu überzeugen, daß er seine Nichte an Niemanden anders besser verheirathen könne, als an ihn.“

„Du würdest wohl thun, mir solche auf einer Liste zu geben,“ sagte mein Vater; „ich möchte vielleicht einige vergessen.“

„Ihre Edeln würden damit beginnen können, daß Sie ihm das Lobgedicht Heldings lesen lassen,“ sagte Susanne.

„Carminibus confide bonis,“ antwortete mein Vater; „aber Ovid sagt nirgends, daß man auch auf Knittelverse vertrauen müsse.“

„Nun!“ versetzte Susanne, „dann müssen Ihre Edeln es auf eine andere Art anlegen und ihn vorerst preisen wegen seiner außerordentlichen Einsicht, die er dadurch an den Tag legt, daß er in vier oder fünf Tagen, welche er mit ihr hingebracht hat, sich im Stande befindet, alle vortrefflichen Eigenschaften zu entdecken, womit Jettchen Bläck begabt ist.“

„Ich würde diese Saite gar nicht berühren," sagte meine Mutter, den Kopf schüttelnd. „Ich befürchte, daß Herr Bläck wohl schon von selbst die Bemerkung machen wird, daß diese Liebe ziemlich schnell aufgelodert ist."

„Zweitens," fuhr Susanne fort, „müssen Ihre Edeln einen hohen Werth auf Ferdinands Selbstvertrauen legen, welches ihm, wiewohl er selbst nichts besitzt, den Muth giebt, um eine Jungfrau anzuhalten, die auch nichts hat, in der festen Ueberzeugung, daß er bald sein Glück machen werde."

„Ach Du machst wieder Pasquille," sagte meine Mutter; „Aber hat Ferdinand jetzt auch nicht viel, so ist er doch nicht ganz ohne Aussichten, und, so wie ich meine Schwägerin kenne, schmeichle ich mir, daß sie wohl etwas beitragen wird, um ihn in den Stand zu setzen, seinen Haushalt zu beginnen."

„Ei ja!" sagte Susanne, „was würde man nicht für einen so lieben Neffen thun? — Nun! ich will einmal sehen, ob sie eine Geldbuße für ihn auflegen; denn sie werden für mich sicher nicht weniger thun, und dann weiß ich, im Fall einmal um mich geworben wird, worauf ich rechnen kann. Aber wieder zur Sache: Ihre Edeln müssen ferner seine Standhaftigkeit im Bewahren von Geheimnissen rühmen. Das läßt sich daraus beweisen, daß er Niemandem, selbst mir nicht, die ich ihm doch noch

mit gutem Rathe hätte dienen können, etwas von seiner Liebe hat merken lassen."

„Das war gerade so lobenswürdig nicht," merkte meine Mutter an.

„Nur weiter," sagt' ich zu Susannen, „ich bin gerade gut gestimmt, um geneckt zu werden."

„Dann würdest Du mich bald schweigen sehen," erwiederte sie, „denn in dem Falle hätte ich wenig Ehre davon. — Ferner muß sich Papa weitläufig über die Beredtsamkeit auslassen, die Du besitzest und womit Du so in einem Nu das Herz eines unschuldigen Mädchens erobert hast, so daß Du wie Cäsar sagen kannst: Ich kam, sah und siegte."

„Ich weiß nicht," sagte mein Vater, „ob es gerade Viel zu Gunsten der Jungfrau beweist, daß sie diesem Singnur ihr Jawort so rasch gegeben hat."

„Pfui, Wilhelm!" sagte meine Mutter, „wie kannst Du so etwas sagen."

„Ach!" sagte Susanne; „Sie müssen bedenken, Papa, daß Jettchen auch nicht zu hart verurtheilt werden darf. Sie kann ihre Freier leicht zählen, und weil ihr Cousin, dies Schreckbild, sie doch nicht haben will: so thut sie so übel nicht, die Gelegenheit nicht vorüber gehen zu lassen. Ich weiß leider! selbst aus Erfahrung, daß die holdesten, liebenswürdigsten, artigsten, geistreichsten Mädchen ohne Geld — fruchtlos auf der Warthe sitzen, und wie Mefrau Blau-

bart rufen: Anna! Schwester Anna! siehst Du nichts kommen?"

„Ei, Santchen!" sagt' ich; „ich wußte nicht, daß Du so darüber dachtest. Hast Du so große Eile, verheirathet zu sein?"

„Oho! Hattest Du Hoffnung, mich als eine alte Jungfer sterben zu sehen und rechnest Du schon auf mein Erbtheil für Deine Kinder?"

Auf Tafelgeld, Renten und Consense;
Auf Schimmelpfenn'ge aus früher Zeit,
Und Sparbüchs', der mein Hunger leiht? —

so wie Vondel sagt. — Ach lieber Junge! Schlag' Dir das nur aus dem Sinn; es möchte Deiner jungen Nachkommenschaft doch aus der Hand fallen und sie dürften ihre Finger an Tantens Gelde wohl nicht blau zählen. Aber lieber Vater, sagen Sie mir doch Eins; — wir haben letzthin auch darüber gesprochen, Ferdinand und ich: — wie kömmt es doch, daß der alte Herr Bläck so schrecklich und gewaltig reich ist, und sein Nichtchen so arm? Hat Jettchens Vater das Vermögen wirklich durchgebracht, wie man erzählt?"

„Du fragst mich mehr, als ich sagen kann," antwortete mein Vater. „Ich bin Amtshalber genug gezwungen, in Anderer Geheimnisse einzudringen, so daß ich mich darum aus Neugier selten bekümmre. Wohl weiß ich, daß sowohl Jacob, als Heinrich Bläck wenig Vermögen besaßen, ja selbst so wenig,

daß Sie einst als Wittwer das Vaterland verlassen haben, um ihr Glück anderswo zu versuchen. Dem Einen ist dies gelungen; der Andere ist gestorben, ehe er Zeit gehabt hat, etwas zu sammeln."

„Er muß wohl erschrecklich viel Geld haben, dieser Oheim Bläck," sagte Susanne; „sein Söhnchen macht wenigstens beträchtlichen Aufwand, ohne daß es ihn zu geniren scheint."

„Ludwig Bläck hat Geld für sich," sagte meine Mutter. „Aber was kümmert Ihr Euch darum, Kinder! das Geld macht ja Niemanden glücklicher; Euer Vater und ich sind niemals Leute von Vermögen gewesen und haben doch zufriedene Tage mit einander verlebt. Ich habe, das bekenne ich, wohl ein Mal gewünscht, daß Euer Vater nicht verpflichtet sein möchte, ein so schweres Amt zu verwalten, als er thut, und daß er mehr Zeit übrig haben möchte; aber ohne Arbeit würde er sich auch unglücklich fühlen."

Die Ankunft meiner jüngern Brüder und Schwestern, die soeben von dem Rechenmeister entlassen waren und jetzt ins Zimmer stürmten, brach das Gespräch hier ab und es wurde diesen Abend von diesem Gegenstande nicht mehr geplaudert.

Man kann sich leicht denken, daß ich an dem darauf folgenden Tage wenig Ruhe noch Rast hatte und dem Himmel dankte, als die Arbeiten auf dem Comptoir des Abends abgelaufen waren und ich mich

wiewohl mit beklemmtem Herzen, nach Hause beeilen konnte. Ich fand meine Mutter und Schwester nebst Tante Lenchen, die mit in das Geheimniß gezogen war, beisammen sitzen, gleichfalls in peinlicher Erwartung auf die Zurückkunft meines Vaters.

Es verging jedoch noch eine gute halbe Stunde, ehe wir die bekannte Schelle anschlagen hörten. Unser Aller Herz klopfte heftig bei seinem Eintreten; aber da wir ihn ansahen, stand sein Gesicht so starr, daß die Frage: „wie ist es abgelaufen?" uns auf den Lippen erstarb und wir einander seufzend ansahen.

Mein Vater legte seinen Hut auf einen Stuhl und nahm schweigend Platz.

„Ich sehe es schon," sagt' ich; „der Antrag ist nicht günstig aufgenommen."

„Höret hier im Wesentlichen, wie die Antwort ausgefallen ist. Herr Bläck hat mich sehr freundlich empfangen und versichert, daß ihm eine Verbindung mit uns'rer Familie sehr ehrenvoll sein würde. Aber es liege, nach seiner Meinung, in Betreff seiner Nichte eine noch schwerere Verantwortung auf ihm, als der Fall sein würde, wenn die Jungfrau seine Tochter sei. — So lange sie noch minderjährig sei, könne er, als ihr Vormund, seine Zustimmung zu einer Heirath mit Jemandem ohne Mittel nicht geben. Sie sei noch zu jung und zu unerfahren, um selbst zu wählen; — er kenne Dich durchaus nicht; —

und er müsse Dich also ersuchen, alle weitern Bemühungen, seine Nichte zu sehen, oder zu sprechen, bei Seite zu lassen, bis sie mündig und berechtigt sei, selbst eine Wahl zu treffen."

„Wie! selbst die Bekanntschaft darf ich nicht unterhalten? — Das ist doch etwas hart und unbillig."

„Verurtheile Herrn Bläck nicht," sagte mein Vater. „Ich kann ihm so sehr Unrecht nicht geben, er ist von dem Schicksale seiner Nichte Gott Verantwortung schuldig und er muß für sie wachen. Du hast sie bereits allein gesprochen, Deine Liebe erklärt und Antwort von ihr empfangen; er darf, da er den Antrag abweist, die Erneuerung von dergleichen Versuchen nicht zulassen."

„Er hebt sie sicher für seinen lieben Ludwig auf," fügte Susanne muthwillig bei; „aber wenn sie den nimmt, dann will ich sie nicht mehr sehen."

„Komm! umarme mich, Ferdinand! und tröste Dich," sagte meine gute Mutter. „Zeit bricht Rosen; wenn Du sie wirklich lieb behältst, und Du ihr nicht gleichgiltig bist, kann Alles noch zu Stande kommen."

„Gut gesagt," entgegnete mein Vater, „es ist vielleicht so besser. Du wirst nun Gelegenheit haben, Dein Herz zu prüfen und zu entdecken, ob es nur eine vorübergehende Neigung statt einer dauerhaften, aufrichtigen Liebe ist, die Dich beseelt.

Freilich bist Du, ich gebe es zu, für jetzt getäuscht; aber es ist für uns schwache Sterbliche nützlich und heilsam, Prüfungen zu erfahren und dieselben standhaft ertragen zu lernen."

Ich schwieg und sah vor mich hin; denn wie wahr und verständig auch mein Vater gesprochen: so war es doch in diesem Augenblicke nicht von mir zu verlangen, daß ich seinen Worten beistimmte. Ich setzte mich untröstlich nieder; auch die Uebrigen waren wenig zur Fröhlichkeit gestimmt und der Abend würde ziemlich traurig abgelaufen sein, hätte uns nicht ein unverhoffter Besuch einige Zerstreuung geschenkt.

Es war nämlich Reynhove, der sich anmelden ließ; und da man ihm schon gesagt hatte, daß wir zu Hause seien, so konnten wir nicht umhin, ihn zu empfangen; gleichwohl waren wir, wenigstens in den ersten Augenblicken, der Meinung, daß er seine Zeit nicht passend gewählt. Er wurde denn eingelassen und sein ungezwungnes, fröhliches Benehmen lieferte gegen die finstern, umwölkten Gesichter der Anwesenden einen so starken Contrast, daß er sich Anfangs von unserm häuslichen Kreise keinen angenehmen Begriff gemacht haben mag.

„Ich kann nicht ermangeln," sagte er nach einigen Complimenten, „mich nach der Gesundheit Fräulein Huyck's zu erkundigen. Ich hoffe, daß

Ihre Edeln von dieser unglücklichen Geschichte keine nachtheiligen Folgen haben."

„Durchaus keine," antwortete Susanne; „und das Einzige, was mir davon übrig bleibt, ist ein fester Vorsatz, nicht wieder mit so wilden Seglern zu Schiffe zu gehen."

„Und zugleich wollte ich mir die Ehre verschaffen," fuhr Reynhove fort, „mit Herrn und Mefrau Huyck Bekanntschaft zu machen, ein Vergnügen, worauf ich bis jetzt hatte verzichten müssen, und welches das günstige Resultat jenes verdrießlichen Unfalles ist."

„Wir sind Ihnen sehr verbunden für Ihre Güte," sagte mein Vater lächelnd; „es thut uns jedoch leid, daß, um uns die Ehre Ihres Besuches zu verschaffen, ein so wichtiger Vorfall nöthig war."

„Herr Reynhove," merkte Susanne an, „kann mit Recht sagen, daß er durch den Wind hieher getrieben ist, weil er ohne den Sturm nicht hier sein würde."

„Fräulein treibt Spott damit," sagte Reynhove ein wenig verlegen, „und ich bekenne, daß ich mich verkehrt ausdrückte. Ich habe gegen mein eignes Interesse gehandelt, daß ich hier nicht früher einen Besuch gemacht habe; aber ich erkläre aufrichtig, daß, sobald ich Fräulein Huyck vorgestellt war, den Entschluß faßte, den ich jetzt ausführe." Mit diesen Worten sah er Susannen so vielbezeichnend an, daß

sie sich verfärbte und daß meine Mutter gewissermaßen besorgt aufsah.

„Man kann wohl sehen, daß mein Herr aus dem Haag kömmt, sagte Susanne und sah zugleich ihre Mutter an, als wolle sie selbige beruhigen, keine Sorge zu tragen. „Was mich betrifft," sprach sie zu Reynhove, „ich bleibe nie etwas schuldig, wenn ich Complimente, erhalte und ich werde meiner Seits bekennen, daß ich, wiewohl erst nach dem Sturme, den Plan gemacht hatte, Herrn Reynhove für die Aufmerksamkeit zu danken, die er uns bei Gelegenheit des Unfalles bezeigt hat."

„Pfui, Santchen!" verwies meine Mutter, „Du mußt dies nicht als ein Compliment ansehen. Es ist nicht mehr als Schuldigkeit, daß Du dem Herrn dankst und wir, als Aeltern, thun dasselbe."

„Das Wenige, was ich that, verdient keine Erwähnung," entgegnete Reynhove. „Ich bin zu glücklich, die Gelegenheit gehabt zu haben, den Damen einen geringen Dienst erweisen zu können, und habe nichts gethan, als was Jeder, der einiges Gefühl von Theilnahme und Schicklichkeit besitzt, an meiner Stelle gethan haben würde."

„Das ist ein schönes Compliment für Weinstübe," bemerkte Susanne.

„Ich kann nicht helfen," sagte Reynhove, „wenn er kein anderes verdient."

„Nun!“ sagte meine Mutter, die immer geneigt war, Alles von der besten Seite anzusehen, „er ist zu entschuldigen; ich kann es noch vergeben, daß man bei einem Sturme Andere vergißt und nur an sich selbst denkt. Am Wall würde er wahrscheinlich zuvorkommender gewesen sein.“

„Ich zweifle daran,“ sagte Susanne kopfschüttelnd.

„Und dann,“ fügte Tante Lenchen hinzu, „ich kenne den Menschen nicht; aber er wird, da er Gottes Stimme auf den Wassern sprechen hörte, als Sünder, die wir alle sind, vielleicht gedacht haben, daß die Stunde des Gerichts über ihn gekommen sei, und er seine Seele zur Buße und Bekehrung wenden müsse.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte Reynhove; „denn er hat an jenem Abende mehr Gebete hergesagt, als er sonst, glaub' ich, in einem ganzen Jahre thut.“

„Wohlan!“ erwiederte Tante, „Ihre Edeln sehen, daß ich Recht habe; daher halte ich es nicht allein für verzeihlich, sondern sogar für schicklich und lobenswürdig an diesem Weinstübe, daß er, erfüllt von den Dingen, welche zur Seligkeit dienlich sind, sich lediglich mit selbigen befaßte und die Kleinlichkeiten vernachlässigte, welche die Welt vorschreibt, die aber in einem so ernsten Augenblicke nicht mehr sind, als Asche und Staub.“

Reynhove sah bei dieser Rede etwas verlegen aus; aber er war zu höflich, als daß er etwas darauf geantwortet hätte. Susanne biß sich in die Lippen, als wolle sie die spitze Antwort verbeißen, die ihr auf der Zunge schwebte. Ich für meine Person konnte, obgleich ich den Gefühlen huldigte, welche die Worte meiner Tante eingeflößt hatten, nicht ertragen, daß Weinstüben's Betragen auf dem Buier als lobenswürdig dargestellt, oder auf Kosten dessen von Reynhove gepriesen wurde, und nahm deshalb das Wort.

„Tante!“ sagt' ich, „nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich muß eine Bemerkung machen. Ihre Edeln haben mannigmal in meinem Beisein jene Einsiedler verurtheilt, die da wähnen den Himmel dadurch zu erwerben, daß sie sich absondern und ihr Leben mit Beten hinbringen, ohne ihren Mitmenschen von irgend einem Nutzen zu sein.“

„Das habe ich,“ antwortete Tante; „denn es steht geschrieben: Nicht, die da rufen: Herr! Herr! sondern die den Willen des Vaters thun, werden das Reich Gottes erben.“

„Nun gut!“ fuhr ich fort, „auf der großen Lebensreise sind wir verpflichtet, unser Leben so einzurichten, daß es nicht nur zu uns'rer Seligkeit führt, sondern auch den Nächsten Nutzen und Vortheil bringt. Ist dies im Allgemeinen wahr, so ist es solches auch in besondern Fällen, wie auf unserm

Zuge mit dem Buier, den ich einen Abriß der Lebensreise nennen möchte, insofern, als wir Reisegenossen mit Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten. Nun, auf diesem kleinen Zuge handelte Weinstübe ebenso, wie die Einsiedler, die Ihre Edeln veruttheilen. Er vergaß, daß Schwächere und Hilfsbedürftigere, als er, zugegen waren, und an Statt ihre Noth zu erleichtern, nahm er sich ihrer nicht an, sondern gereichte ihnen vielmehr zur Last und machte ihren Zustand noch schwerer und unangenehmer. Herr Reynhove dagegen, der zuverlässig, gleichwie ich, mit ernsten Gedanken beschäftigt war, ließ nichts destoweniger unbeachtet, daß seine wohlverstandene Pflicht mit sich brachte, seine Reisegefährten zu unterstützen und aufzurichten, nicht aber auf der Bank zu liegen und zu seufzen, und wenn wir in jener Stunde umgekommen wären, so würde er mit der Selbstzufriedenheit gestorben sein, daß er bei dem Aufgebot als tüchtig befunden worden wäre."

„Wenn Sie es auf diese Weise ansehen, Neffe!" erwiederte Tante, „dann haben Sie Recht und so hätte gewiß jener Deutsche Herr besser gethan, wenn er nicht nur selbst gebetet, sondern auch die Uebrigen in eine lobenswürdige Stimmung zu bringen gesucht hätte."

„Mein Herr!" sagte Reynhove, mir mit Wärme die Hand drückend; „ich erkläre Ihnen auf meine

Ehre, daß Ihre Edeln ein vollkommner Advocat sein würden; aber wahrlich ich verdiene nicht, daß Ihre Edeln von der Stimmung, welche mich damals beseelte, mit solchem Lobe sprechen. Ich hatte eine Ahnung, daß wir glücklich davon kommen würden, und dachte daher sehr wenig an die Sachen, woran ich hätte denken sollen, wie Fräulein mir sehr richtig zur Einsicht bringt. Ich schäme mich zwar ein wenig, das zu bekennen; aber ich verlange keine Lobeserhebungen, die mir nicht zukommen."

„Mein Herr Reynhove, das ist brav von Ihnen gedacht!" sagte mein Vater, „und giebt mir eine gute Meinung über Sie. Ihre Edeln werden es vielleicht unhöflich finden, daß ich Ihnen bei dem ersten Besuche, mit welchem Ihre Edeln uns beehren, so unverhohlen die Wahrheit sage; aber ich muß rund heraus erklären, nach dem Wenigen, was ich von Ihnen gesehen habe, zu urtheilen, hängt es von Ihnen ab, ein vortrefflicher Mensch und, was mehr sagt, ein gottesfürchtiger Christ zu werden."

„Und ich, mein Herr!" sagte Reynhove, „kann Ihnen von meiner Seite erklären, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als Ihre gute Meinung zu verdienen."

„Sind Ihre Edeln nicht ein Sohn des Herrn Ambrosius Reynhove, der Mitglied der H. H. Hochmögenden ist?" fragte mein Vater. — Reynhove verneigte sich.

„Ei! das freut mich. Wir sind noch zusammen auf der Universität gewesen. Er war einer meiner besten Freunde.“

„Er hat auch mit hoher Achtung von Ihnen gesprochen,“ versetzte Reynhove, „und mir aufgetragen, Ihren Edeln seine Complimente zu bringen.“

„Wir sagten oft unter uns,“ fuhr mein Vater fort: „Reynhove wird einst noch ein angesehner Mann werden, denn damals schon war er der primus inter pares und der geborne Vorsitzer aller Studenten-Commissionen. — Und Ihre Edeln, mein Herr Reynhove! bekleiden sicher auch schon dieses, oder jenes Amt?“

„Bis jetzt noch nicht! Und kann auch nicht sagen, daß ich es je gewünscht habe.“

„Desto schlimmer, mein Herr! — Jemand von Ihren Jahren, der nicht ganz ohne Fähigkeiten ist, muß thätig sein, und nicht vergessen, daß der Staat auf seine Arbeit und seine Talente ein Recht hat:

Has ante effigies majorum pone tuorum.

Uebrigens, Müssiggang ist des Teufels Ruhebank.“

„Sprechen Sie doch nicht so, Papa!“ sagte Susanne, die ich wegen ihres langen Stillschweigens bereits bewundert hatte. „Es ist aus lauter Edelmuth, daß mein Herr nichts übernimmt.“

„Aus Edelmuth, Fräulein!“ wiederholte Reynhove erstaunt.

„Ja wohl," versetzte sie; „es giebt so viele arme Schlucker, die nichts besitzen und nach einem Aemtchen verlangen, um ihr Auskommen davon zu haben, daß Herrn Reynhove, der reich genug ist, keinen von ihnen dessen berauben will."

„Fräulein! Ihre Edeln sind allzugütig," sagte Reynhove, „aber auch dieses Lob muß ich zurückweisen; denn ich gestehe, daß mir diese Entschuldigung nie in den Sinn gekommen ist."

„Es würde überdies keine Entschuldigung sein," sagte mein Vater. „So lange es Ehrenstellen genug giebt, die Arbeit verschaffen, und die man ohne Besoldung verwaltet. Ich bin überzeugt, mein Herr Reynhove! daß Ihr Vater darüber denkt, wie ich."

Reynhove verneigte sich, und wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Aber ich vergesse," fuhr mein Vater fort, „daß mich Ihre Edeln nicht ohne Grund würden beschuldigen können, daß ich mich um Dinge bekümmern, die mich nichts angehen. Schreiben Sie dies meinem Amte als Oberrichter zu, das mich in die Nothwendigkeit versetzt, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen."

„Ich schreibe," sagte Reynhove, „dies lieber Ihrer Edeln Freundschaft zu und nehme in dieser Voraussetzung Ihren Rath mit Dankbarkeit an, überzeugt, daß Ihre Edeln mir nichts sagen können,

als was von mir überlegt und beachtet zu werden verdient."

„Ihre Edeln nehmen es recht höflich auf," sagte meine Mutter. „Darf ich fragen, wo Ihre Edeln logirt sind?"

„Bei Herrn Bläck," antwortete Reynhove, „ich habe seinen Sohn auf dem Pferdemarkte kennen gelernt und habe nicht widerstehen können, seine dringende Einladung, einige Zeit bei ihm hinzubringen, anzunehmen."

Mein Vater sah etwas starr, nahm aber bald freundlich das Wort: „Ich zweifle nicht, mein Herr! daß Ihr Aufenthalt bei Herrn Bläck gut berechnet ist, um Ihnen allerlei Vergnügen zu verschaffen, auch will ich ihm seine Gäste nicht abtrünnig machen. Indessen, wenn Ihre Edeln einmal einen Tag frei sind, und mit dem frugalen Mahle bei uns vorlieb nehmen wollen; so machen Sie gefälligst Gebrauch davon. Ihre Edeln werden uns stets willkommen sein."

„Ach ja, mein Herr!" sagte meine Mutter; „aber vergessen Sie nicht, daß es keine Haager Gastmähler sind, welche wir Ihnen geben können."

„Ihre Edeln sind sehr gütig," entgegnete Reynhove; „Sein Sie versichert, daß ich es mit dem größten Vergnügen benutzen werde, und mich glücklich preise, in einer schätzbaren Familie, wie diese, so wohl aufgenommen zu sein."

Nach einiger weitern Unterhaltung stand Reynhove auf und verabschiedete sich. Bei seinem Weggange begleitete ich ihn hinaus. Sobald wir auf die Flur kamen, nahm er mich bei der Hand. „Ich hätte noch eine Bitte an Sie,“ sagte er; „aber ich durfte drinnen nicht damit hervortreten, Ihre Aeltern sind so vortreffliche Leute, ich war bange, daß sie mich zum Besten haben würden. Ich will Ihnen sagen, worin sie besteht. Gestern versicherte ich Bläck, daß ich mit meinem Engländer in sieben Viertelstunden von hier nach Haarlem und zurückfahren würde; er behauptete, dasselbe mit seinen Harttrabern, die er von Herrn van Baalen gekauft hat, thun zu wollen, und daraus ist eine Wette entstanden, wer von uns den Weg hin und her zurückgelegt haben wird. Wir müssen dies Morgen Nachmittag entscheiden. Um fünf Uhr fahren wir an dem Meilensteine ab. Haben Sie Lust, es anzusehen und nachher ein Glas Wein mit uns zu trinken?“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete ich, „ich muß auf dem Comptoir sein. Es will ein Schiff von uns unter Segel gehen und das giebt mir viel dringende Arbeit.“

„Es thut mir leid,“ sagte er; „nun auf Wiedersehen!“

Er ging und ich kehrte ins Zimmer zurück und dachte bei mir selbst, Reynhove hätte wohl gethan, seinen Vorschlag in Gegenwart meiner Aeltern, bei

welchen ein Wettrennen Contrebande war, nicht zu machen. Da ich eintrat, machte meine Mutter meinem Vater in allem Guten Vorwürfe, daß er diesem fremden Herrn bei seinem ersten Besuche so die Moral gelesen hätte.

„Geh! geh!" sagte mein Vater; „ich würde es nicht gethan haben, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß bei diesem Jünglinge ein guter Grund liegt und daß der Kern besser ist, als die Schale. Es ist nur ewig Schade, daß er mit diesem Ludwig Bläck umgeht."

„Und daß er so viele Französische Worte gebraucht," sagte meine Mutter.

„Das ist Haager Styl," entschuldigte ich; „und er thut es nicht ärger, als Andere."

„Er wird noch Viel zu lernen haben, ehe er die Sprache Canaan's spricht," sagte Tante Lenchen.

„Und Du, Santchen! Wie denkst Du über unsere neue Bekanntschaft?" fragte ich, da ich bemerkte, daß Susanne gegen ihre Gewohnheit still war. „Wie gefällt er Dir?"

„O! ich finde ihn sehr nach meinem Sinne," war die Antwort. „Du weißt, ich halte Viel von Schmetterlingen, Tausendschönchen, goldnen Thürmen, Palmzweigen, Pfingstblumen und Allem, was blinkt und zierlich ist."

„Das ist keine bestimmte Antwort auf meine Frage," sagt' ich. „Er verdient, dem Zeugnisse

meines Vaters zufolge, nicht mit jenen Stutzern verwechselt zu werden, deren einziges Verdienst in ihrem schönen Rocke besteht."

„Durchaus nicht," erwiederte sie, „denn er trägt überdies eine besonders nette Peruque und vortreffliche Manschetten und einen glänzenden Diamant an seiner Halsschleife. — Das Portrait des Stutzers aus dem „Verliebten Poeten" von Buysero paßt vollkommen auf ihn:

Ich sah nie Zierlich'res in meinem Leben:
Wohl dreimal täglich mocht' er neue Wäsche nehmen.
Kein Fältchen war in seinen Kleidern und, um recht
Zu sagen, war's ein König gegen einen Knecht.
Die Hände wollt' er nur in Rosenwasser waschen,
Nie sah man einem Mann' so die Peruque passen,
Und seine Handschuh', o! die dufteten Jasmin."

„Santchen! Santchen!" sagt' ich; „beichte aufrichtig heraus; denn ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Haager nicht ein Auge auf Dich geworfen hätte, und wenn Du etwas gegen ihn hast: so ist es besser, daß er nur eilig Kenntniß davon bekömmt, sonst wird er es Dir noch lästig genug machen."

„Santchen hat ganz recht, daß sie es mit einem Johann von Leiden abmacht," sagte meine Mutter; „denn ein junges Mädchen soll sich nie über einen Herrn auslassen; sie möchte es hinterdrein bereuen."

„Ganz recht!" fiel mein Vater bei, „denn das

alte Sprüchwort sagt, daß man mit feinem Spotte zu Bette geht."

Mit dieser Neckerei war die Unterhaltung über Reynhove geschlossen und wir fielen allmälig wieder in die schwermüthige Stimmung und die Stille, woraus uns vor einer Weile sein Besuch gerissen hatte. — Selbst meine Schwester, die sonst so lebhaft und aufgeräumt war, gab sich keine Mühe, das Gespräch im Gange zu halten und saß in Gedanken vertieft; entweder hatte der schlechte Erfolg von meines Vaters Bemühen auf ihre Liebe für mich so tiefen Eindruck gemacht, als ob es ihre eigene Sache gewesen wäre; oder Reynhoven's Besuch hatte wirklich einen ähnlichen Anlaß zu Betrachtungen gegeben. Endlich fragte meine Mutter unter andern gleichgiltigen Dingen Tante Lenchen, ob sie jene Jungfrau noch gesehen hätte, die bei Heynß im Hause wohne?

„Ja wohl!" antwortete Tante; „hat Neffe Ihnen nicht erzählt, daß er sie bei mir getroffen hat?"

Alle sahen mich an und mein Vater sogar mit einem ernsten Blicke. Ich fühlte auf der Stelle, wie verkehrt ich gehandelt hatte, von dieser zufälligen Begegnung nichts zu erwähnen, da ich jetzt hinterher den Schein gab, als ob ich sie absichtlich verschwiegen hätte.

„Es ist wahr!" sagt' ich, „ich hatte es vergessen... ich hatte den Kopf so voll. Auch habe

ich nicht gedacht, daß Jemand Interesse daran fände."

„Nun! diese Jungfrau findet dann wohl Interesse an Dir," sagte Tante in ihres Herzens Einfalt. „Sie ist seit jener Zeit noch zweimal bei mir gewesen und hat jedes Mal nach Dir gefragt, Neffe! — Ein artiges Mädchen, das muß ich sagen; nur Jammerschade, daß sie Katholisch ist. Ihr Vater hat mich heute auch besucht, um mir für die Freundschaft zu danken, die ich, wie er sagte, seiner Tochter bewiesen hätte. Ein gebildeter Mann, dieser Herr van Bevern, das muß ich sagen."

„Van Bevern!" wiederholte mein Vater, der mit Aufmerksamkeit auf die Worte seiner Schwester gehört hatte. „Wo ist der Mann zu Hause?"

„Zu Deventer," war Tantens Antwort; „aber er scheint hier wohl bekannt, wenigstens hat er über viele Leute gesprochen und wußte fast Aller Verhältnisse."

„Zu Deventer! so!" wiederholte mein Vater nachdenkend. „Und hat dieser Herr van Bevern kein Geld von Dir borgen wollen?"

„Nein, Bruder! Und er sah auch nicht aus, wie Jemand, der Geld bedarf. Er war gut gekleidet und hat ganz das Aussehen eines Mannes, der in der großen Welt lebt."

„Schwester! ich brauche Dir nicht zu erzählen," sagte mein Vater, „daß der Teufel sich bisweilen

in einen Engel des Lichts verkleidet, um seine Absichten zu erreichen. Ich möchte Dir anrathen, mit diesen Leuten etwas vorsichtig zu sein."

„Wie so, Bruder! weißt Du etwas Böses von ihnen?" fragte Tante mit einiger Besorgniß.

„Nicht das geringste, aber ich will das doch einmal untersuchen ... es ist doch etwas, das mir fremd vorkömmt."

„Du wirst doch nicht denken, Wilhelm!" sagte meine Mutter, „daß Heynß verdächtige Leute beherbergt."

„Es ist gewiß, das würde gar zu drollig sein," versetzte mein Vater; „aber Du hast recht und Deine Anmerkung ist treffend. — Und, Schwester! sprach die Tochter dieses Herrn so theilnehmend über Ferdinand?"

„Ach, Vater!" sagte' ich, da ich allen Verdacht zu beseitigen wünschte: „Tante wird die Sache wahrscheinlich ein wenig vergrößern. Sie und ich sind vielleicht die einzigen, die Amalien, ihre Hausgenossen ausgenommen, kennen."

„Ei! heißt sie Amalie?" fragte mein Vater. „Du scheinst schon ziemlich familiär mit ihr zu sein, um sie so bei ihrem Taufnamen zu nennen."

Ich sah, daß Susanne blaß wurde und bemerkte, daß ich mich über meinen unvorsichtigen Ausdruck selbst verfärbte. Meine Schwester sagte, wahrschein-

lich, um mich aus der Verlegenheit zu reißen, mit erzwungnem Lachen:

„Es soll eine Prinzessin sein, die incognito reist, und Prinzessinnen werden nie anders, als bei ihren Vornamen genannt.“

„Das ist gewiß,“ sagt' ich, Muth fassend, „daß ich ihren Taufnamen besser weiß, als ihren Familiennamen; aber übrigens ist unsere Bekanntschaft sehr gering und ich verlange sie nicht näher anzuknüpfen, so liebenswürdig sie auch sein möge.“

„Nicht?“ sagte Tante; „und Du hast Dich selbst so sehr für sie verwendet, da ich sie verstoßen wollte.“

„Tante! Was soll ich sagen? Ihr gutes Herz trieb Sie an, sie, die Ihnen bekannt war, zu empfangen; und mein Herz sagte mir, daß die Lehre, zu der sie sich bekennt, ihren Anspruch auf Ihren Schutz nicht vermindere. Das ist Alles.“

Mein Vater sah mich an, schüttelte bedenklich den Kopf, nahm eine Prise und entfernte sich, um in seine Stube an die Arbeit zu gehen, so daß, zu meinem großen Vergnügen, das Gespräch über Amalien und ihren Vater hiermit aufhörte.

Vierzehntes Kapitel.

Wie man alte Pferde verkauft und junge verdirbt.

Bei der Stimmung, worin ich mich befand, war es glücklich für mich, daß mir die bevorstehende Abreise des Kapitain Pulver auf dem Comptoir ziemlich viel Arbeit verschaffte, und mir dadurch die Möglichkeit benahm, meinem Schmerze über die erfahrne Täuschung nachzuhängen. Hätte die Arbeit auch keinen andern Nutzen als diesen, daß sie den Geist beschäftigt und hindert, Verdruß zu fühlen: dennnoch würde sie als eine Wohlthat für die Menschheit angesehen werden müssen. Und vor allen andern sind, in Fällen, wo unser Gemüth gerührt und erschüttert ist, die sogenannten trocknen, eintönigen Arbeiten, welche unser Beruf bringt, denen vorzuziehen, welche eine mehr anlockende Seite haben und wobei die Einbildung mit ins Spiel gebracht wird. Philosophie und Wissenschaften mögen dem Geiste für die Dauer Ruhe und Trost bieten; die Beschäftigung mit demselben möchte ich jener Gesundheitskur vergleichen, wovon der Einfluß, wie heilsam auch, erst später gefühlt wird. — Berufsarbeiten sind wie das schmerzstillende Opium, oder das Blasampflaster, welche das Uebel nicht wegnehmen, uns aber verhindern, dasselbe zu fühlen.

Aber da ich nach Beendigung der Comptoir-Arbeiten wieder nach Hause kam, und der Abend zu schön war, als daß ich ihn auf meinem Zimmer hinbringen sollte, während dem die Damen ausgegangen waren: da kehrte meine Schwermuth zurück. „Wohlan!" dacht' ich, nach einer Weile Nachdenkens; „ich habe in diesem Augenblicke keinen größern Feind als mich selbst und meine Gedanken; ich muß entweder Arbeit oder Zerstreuung suchen. Warum sollte ich nicht an den Haarlemer Weg gehen und sehen, wie die Wette abgelaufen ist?"

Mit diesem Beschlusse machte ich mich sogleich auf, ging über den Wall nach dem Haarlemer Thore und kam etwa um halb sieben Uhr am Meilensteine an. Hier vernahm ich also bald, daß die beiden Wettrenner Punkt fünf Uhr abgeritten wären und also, vorausgesetzt, daß kein Unglück Statt gefunden hatte, bald zurück sein mußten. Im Garten und vor der Thür des Gasthofes saß eine zahlreiche Gesellschaft beisammen, die Weinflaschen, oder Bierkannen vor sich hatten, je nachdem der Zustand ihrer Börse mehr oder weniger Ausgaben zuließ. Andere gingen langsam den Weg auf und nieder, sichtbar in Erwartung auf den Ausgang der Wette, währenddem Einzelne, zu Pferde oder in Chaisen, mit derselben Absicht langsam auf- und niederritten und fuhren. Da gab es, unter jenem Zusammenflusse von Menschen, Leute jederlei Ranges und Standes,

wohlhabende Rentiers, stattliche Kaufleute, Stallmeister, Miethkutscher und Fuhrleute. Die verschiedenen Gespräche, welche hie und da geführt wurden, hatten überall nur einen Gegenstand, die edle Reitkunst. Die Verdienste der Pferde Ludwig Bläck's, die bei Allen bekannt waren, wurden erwogen; die großen Thaten, die sie verrichtet, in allen ihren Schattirungen gepriesen; ihr bezüglicher Werth verglichen; der Preis, um welchen sie gekauft waren, genannt u. s. w. In Betreff des Reynhoveschen Pferdes durfte man ein weniger entschiedenes Urtheil fällen, weil es nur Wenigen bekannt war; aber man war der Ansicht, daß es, obgleich von weniger Ansehen, nichts desto weniger schön sei, und zu der Pferderaçe gehöre, welche nicht ausgezeichnet schnell laufen, aber einen steten Gang haben, und es lange aushalten, ohne zu ermüden.

„Ich sah indessen umher, ob ich nicht hie und da unter der Menge ein bekanntes Gesicht finden könnte; aber obgleich ich mit diesem und jenem, der mir von der Börse oder von wo anders her bekannt war, einen Gruß oder ein kurzes: „Wie geht's, mein Herr?“ wechselte: so sah ich doch Niemanden, mit dem ich es der Mühe werth hielt, ein bestimmtes Gespräch anzuknüpfen. Da ich erst auf der Universität, und dann im Auslande gewesen war: so hatte ich wenig Bekannte, wenigstens unter dem Schlage von Leuten, welche sich hier befanden. End-

lich, da ich mich einigen Herren genähert hatte, die noch lebendiger und eifriger waren, als die Uebrigen, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen, und als ich mich umkehrte, erkannte ich Weinstüben, der mit einem großen Römer in der einen und einer Peitsche in der andern Hand, den Wortwechsel, worein er verwickelt war, abbrach, um mit mir zu sprechen.

„Huyck!“ rief er; „für wen wetten Sie?“

„Für keinen von beiden,“ antwortete ich, indem ich eben meinen Hut lüftete, als wolle ich meinen Spaziergang fortsetzen.

„Wirklich? Potz Element! Sie kommen so nicht davon! Sie sollen sagen, für wen Sie halten. Wetten Sie gegen mich. Ich habe Hundert Ducaten auf Bläck's Blässen gewettet, und es ist Niemand, der mehr als Hundert Batzen dagegen hält. Thun Sie mir nun die Freundschaft, und nehmen Sie den Rest.“

„Ich würde Ihnen gern das Vergnügen machen,“ sagt' ich; „aber ich wette nicht so ins Blaue hinein. Die Blässen Bläck's kenne ich kaum, und Reynhoven's Pferd gar nicht, so daß ich über ihren gegenseitigen Werth nicht urtheilen kann.“

Ich dachte, ihn hiemit los zu sein; aber bald bereute ich, nicht rund heraus erklärt zu haben, daß ich überhaupt nicht wette; denn jetzt erhielt ich sogleich den Lohn für meine falsche Scham.

„Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, mein Herr!“ sagte ein wohlbeleibter Mann, welcher, wie ich nachher hörte, der Wirth von Overtrom und ein berühmter Pferdekenner war. „Die Thierchen Bläck's laufen verteufelt gut, das ist wahr; es sind Püppchen, denen nichts fehlt; so rund, wie Aepfelchen und wie Seide so weich im Maule; aber sehen Sie, da haben Sie das andere; habe ich Dich da? Das Thier mag so mager sein, als es will, desto weniger sitzt ihm das Fett im Wege; und wenn Sie es so sehen abreiten, Sie würden sagen: es schlägt seine Beine durch einander, als ob es toll wäre; — aber laßt es ruhig seinen Gang gehen; es wird auf dem langen Wege aushalten und sie alle hinter sich lassen. Sehen Sie, diese Hundert Batzen dürft' ich darauf riskiren; und es paßt mir und Meinesgleichen nicht, um mehr zu thun; aber halten Sie ruhig den Rest; ich werde Ihnen keinen Schaden thun, so wahr ich Krein Jaspers heiße.“

„Ich will es wohl glauben,“ sagte ich; „aber in solchen Fällen gehe ich nicht auf guten Glauben, und das werden Sie mir nicht übel nehmen. Sie würden auch nicht gern ein Pferd kaufen, oder darauf wetten, ohne es vorher gesehen zu haben.“

„Nun, das ist auch wahr,“ sagte er; „aber sonst! . . . Ich habe die Ehre nicht, meinen Herrn genau zu kennen, und ich weiß nicht, ob mein Herr ein Pferdekenner ist; denn sonst bin ich noch nicht

sicher, wenn Sie solche gesehen haben. Das hat dieser Mäkler erfahren, der letzthin bei uns war, und an den Bläck jenen alten Klepper verkauft hat."

„Ja!" sagte Weinstübe grinzend; „den hat er recht gezaust!"

„So! haben Sie auch schon von dem Morde des Paris gehört? — Nun! dieser gute Mann hatte das Pferd auch gesehen und probirt, und er dachte Wunder, was er kaufte; aber, ja wohl! er ließ sich prächtig einen alten, blinden Klepper aufhängen und mag dem Himmel danken, wenn er den folgenden Tag nicht den Hals damit gebrochen hat."

„Aber das ist nicht viel besser, als stehlen," sagt' ich, „auf diese Weise von Jemandes Unkenntniß Nutzen zu ziehen."

„He da! da kommen sie! da kommen sie!" riefen einige Stimmen. Alle sprangen auf und sahen auf den Weg hin, obgleich noch nichts zu sehen war, als eine Staubwolke, welche diesseits des Schlagbaumes aufstieg.

Ungeduld, Erwartung, Hoffnung und Furcht waren auf den Gesichtern zu lesen und man sah starr und fest, als ob man mit dem Blicke durch den Staub hindurchdringen wolle, um zu entdecken, wer den Sieg davon trage. Es dauerte jedoch nicht lange, als beide Wagen neben einander sichtbar waren, ohne daß man durch die Entfernung noch unterscheiden konnte, welcher der erste sei.

„Sie sind es wahrhaftig alle beide!" rief der Eine. — „Sie haben einander gut gleich gehalten!" rief ein Andrer. — „Nun! was sagt Ihr jetzt vom Aushalten?" fragte Weinstübe — Krein Jaspers. „Ihr seht ja, daß die Thiere aneinander gewöhnt sind. Bereuet Ihr es auch? Solltet Ihr es für die Hälfte abmachen wollen?"

„Entschuldigung!" sagte der Wirth; „wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Der Wallach ist vor!" rief auf ein Mal eine Stimme.

„Nein! nein!" sagte ein Anderer. „Die Blässen gewinnen."

„Die Blässen gewinnen!" riefen verschiedene Stimmen. Und in der That, ich sah nun auch, daß die zwei Pferde eine Strecke näher waren, als das Eine, obgleich der Wagen jener wild über den Weg hin und her schwankte, während Reynhoven's Chaise mit einem gleichen Gange fortging.

„Hurra!" rief Weinstübe, den Hut schwenkend, „Hätten Sie meinen Vorschlag nur angenommen. Die Hundert Batzen sind mein."

„Ei sieh!" rief die Menge, und theilte sich vor dem Wagen Bläck's, der mit einem Purpurgesichte, schreiend und jubelnd anfuhr; aber kaum hatte er das Ziel der Wettenden erreicht, da stürzte eins seiner Pferde und er selbst taumelte aus der Chaise. Er war jedoch gleich wieder auf den Beinen und wurde

nun von den zuströmenden Liebhabern als Sieger begrüßt. Reynhove war inzwischen ebenfalls angekommen, auch ziemlich erhitzt und angegriffen; aber sein Pferd zeigte nur wenig Spuren von Ermüdung und gewährte dadurch das Lob, das Krein Jaspers demselben gegeben hatte. Nur der Schaum, womit es bedeckt war, ein kurzer Husten und eine zitternde Bewegung des Körpers, als es still stand, bewiesen, daß es schnell gelaufen war. Ein Diener Reynhoven's sprang sogleich zu, warf eine warme Decke über und brachte es mit Hilfe des Wirthes aus dem Meilensteine in den Stall. Obgleich unser Haager jetzt den Kürzern gezogen hatte, so leuchtete mir doch ein, daß das Urtheil des Wirthes aus Overtrom recht gewesen war; denn Bläck's Pferde hatten sich überlaufen; das eine lag, wie ich schon gesagt, auf dem Boden, und schien eher todt, als lebendig; das andere stand noch, lechzete aber, wie ein Windhund und war so unsicher auf den Beinen, als sei es nahe daran, nieder zu stürzen. Mit viel Mühe richtete man das gestürzte auf, und brachte dann beide in den Stall.

„Jungen! das ist ewig Schade! — Ich hoffe, daß es den Thierchen nichts schaden wird! — Sie hatten sich tapfer gehalten. — Sie sind dem Andern doch vorausgeblieben. — 's mag sein, wie es will; 's ist besser, daß sie krepiren, als daß der magere Klepper Ihnen vorausgekommen wäre u. s. w.“ —

So klangen die Trostgründe, die Ludwig jetzt in reichem Maße erhielt, welchen er aber, so stolz war er auf seinen Sieg, kein Gehör schenkte, wiewohl ihm derselbe wahrscheinlich ein Paar gute Pferde kosten würde.

„Ich bin doch der Meister geblieben!" rief er Reynhoven mit einem triumphirenden Blicke zu.

„Das glaub' ich wohl," sagte dieser mit verdrießlicher Ruhe. „Sie waren fast am Durchgehen, und wäre Ihr Pferd nicht gestürzt, dann würden Sie es nicht so weit gebracht haben. Auf eine solche Weise würde ich nicht triumphiren wollen."

„Habe ich es nicht gesagt?" machte Krein Jaspers aufmerksam; „es ist ein bloser Zufall und mehr nicht, wenn die Blässen zuerst angekommen sind; aber ich frage nun Jedermann, ob dieser Preis schön gewonnen ist? Ich habe gesagt, und ich bleibe dabei, daß der Wallach auf dem langen Wege besser läuft, und wenn mein Herr ihn nicht hätte schonen wollen, so wäre er doch Meister geblieben."

„Wenn! wenn!" wiederholte Weinstübe. „Asche*) ist verbrannter Torf, und Ihr seid doch Eure Batzen los, Mann!"

„Das bin ich," sagte Krein; „haben Sie darum

*) Wenn heißt im Holländischen as, und wird im Volksdialecte Asch gesprochen; daher dies Wortspiel.

keine Sorge; aber das hindert nicht, ein andermal auf diese Weise meine Wette zu gewinnen."

Unter diesem Gespräch hatten sich Reynhove und Ludwig durch die Umstehenden gedrängt und waren in das Wirthshaus gegangen, und da ich keine Lust hatte, mich in diesen wilden Haufen zu mengen, noch Krein Jaspers Klagelieder länger anzuhören: so begab ich mich in den Garten, setzte mich nieder und bestellte einen Römer Wein, in der Absicht, nachdem ich solchen getrunken, wieder heimzukehren. Ich hatte kaum einige Minuten gesessen und war, bei dem allgemein herrschenden Gedränge, noch nicht bedient worden: da kam der Wirth in eigner Person auf mich zu und fragte mich im Reynhoven's Namen, ob ich diesem und den übrigen Herren die Ehre geben wolle, mich zu ihnen zu gesellen.

„Ich danke, mein Herr, bestens für diese Artigkeit," antwortete ich; „es ist mir da drinnen zu voll, und ich gehe sogleich wieder weg."

„Voll! mein Herr!" wiederholte der Wirth; „gar nicht! Nur ihrer Sechs sitzen dort drüben in der Kuppel. Sonst ist es allerdings gewöhnlich, daß einige mehr von der Partie sind; aber dieser Herr aus dem Haag fährt noch hoch her und will nicht gern mit Andern, als Seinesgleichen, umgehen. — Nun! 's ist mir wohl einiger Schade, aber was soll ich dazu sagen?"

In der Richtung, welche er mir andeutete, bemerkte ich allerdings, daß Reynhove, Bläck, Weinstübe und drei Officiere sich in einer zum Gasthofe gehörenden Kuppel befanden, die für sie aufgehoben worden war. Es gab mir gerade keine üble Meinung von Reynhove, daß er nicht verlangte mit Jedermann zusammen zu sitzen.

„Nun! was soll ich sagen?" fragte der Wirth weiter.

Ich hätte gewiß klüger gethan und mich eines ziemlichen Verdrusses überhoben, wenn ich bei meinem Entschlusse geblieben und nicht zu den Herren gegangen wäre; aber eines Theils ließ mich eine vielleicht falsche Scham fürchten, daß Reynhove es übel nehmen würde, wenn ich das Anerbieten abschlüge, um so mehr, da ich im Widerspruche mit meiner gestrigen Entschuldigung einen Zuschauer abgegeben, und andern Theils hielt ich mich eine thörichte Eitelkeit für berufen, den Liebhabern eine nützliche Moral zu lesen. Kurzum ich stand auf und folgte dem Wirthe nach der Kuppel, wo unsere Herren unter den Flaschen beisammen saßen.

„Das muß ich sagen," rief Reynhove, als er mich sah; „es kostet nicht wenig Mühe, mit Ihrer Gesellschaft beehrt zu werden. Gestern Abend ersucht' ich Sie, und Sie schlugen es mir ab; heute ändern Sie zwar ihre Gedanken, lassen sich aber

noch sehr nöthigen, uns Ihre Gesellschaft zu schenken.“

„Ich halte nichts von Zudringlichkeiten,“ entgegnete ich, „und bleibe nur einen Augenblick.“

„Ei, ich hoffe etwas Besseres,“ versetzt' er; „aber nehmen Sie Platz; ich weiß nicht, ob Sie diese Cavaliere kennen: die Herren Contour, Reekalf und van Ramst, Officiere zu Naarden in Garnison.“

Ich verneigte mich und nahm Platz.

„Was ist das für Zeug von Wein?“ rief Ludwig, der mich nur eben mit einem Kopfnicken begrüßt hatte. „Johann! hol' andern Wein. Denkst Du, daß wir solch' vergiftetes Zeug saufen wollen? Hol' von dem Kloster Baserak; zum wenigsten, wenn der Herr noch von demselben hat, als letzthin.“

„Es fehlte wenig,“ sagt' ich zu Reynhove: „so hätten Sie den Preis gewonnen.“

„Es fehlte genug,“ sagte Ludwig. „Ja! lassen Sie nur einige kommen, die es gegen die Blässen aushalten.“

„Nun ja,“ sagte Reynhove, nicht ohne Verdruß über Ludwigs Spott. „Wenn ich mein Pferd hätte zu Grunde richten wollen, wie Sie mit Ihren Thieren gethan haben: so hätte ich Ihnen schon auf halbem Wege voraus sein können.“

„Nun frage ich jeden verständigen Menschen,“ sagte Ludwig mit einem lauten Lach', „ob eine solche Entschuldigung wohl etwas Anderes ist, als eine

Ausflucht? — Was Teufel, wer seine Pferde schonen will, muß nicht wetten. — Was sagen Sie dazu, Weinstübe?"

„Sie haben recht," antwortete dieser; „unser Freund Reynhove meint es auch gar nicht ernstlich damit. Aber bei alle dem ist sein Wallach ein flinkes Thierchen und läuft gut; ich möchte ihm wohl Hundert Gulden dafür bieten."

„Warten Sie erst, bis es feil ist," sagte Reynhove; indessen bin ich bereit, wenn Freund Bläck will, Morgen wieder gegen ihn zu fahren, bis nach Güldenhof hin und für das doppelte Geld."

„Daß ich ein Narr wäre," sagte Ludwig, „fragen Sie über vierzehn Tage wieder nach, dann wollen wir näher darüber sprechen."

„Ueber vierzehn Tage," sagte Reynhove, „werden die Bläßen wohl denselben Weg gegangen sein, als der Weißfuß."

„Das wäre immer eine letzte Zuflucht," sagte Ludwig lachend; „dieses alte Thier bin ich gewiß gut los geworden.

„Den Weißfuß?" wiederholte Reynhove mit Erstaunen.

„Wie war das? — Lieber, theilen Sie uns mit!" ließen sich die Officiere hören. „Haben Sie an dem alten Thiere noch Geld verdient?"

„Ja!" sagte Weinstübe; „das lassen Sie ein-

mal Bläck erzählen; Sie halten wahrhaftig Ihren Bauch vor Lachen, wenn Sie es hören."

„Wohlan, so hören Sie denn," sagte Ludwig und schenkte sich sein Glas voll, worauf er sich mit den Händen in den Westentaschen hinterrücks in seinen Stuhl warf, und die Haltung eines alten Dieners annahm, der eine ausgezeichnete Kriegsthat erzählen will. „Sie kennen Johann Velters von der Liliengracht, der gewöhnlich Johann Reißbrei genannt wird?"

„Ein recht gutes Kalb von einem Jungen," sagte Contour. „'s ist noch ein Bißchen weitläufige Vetterschaft von mir. Wir pflegten ihn immer zu foppen, da er klein war; aber man hatte keine Ehre davon, sich mit ihm einzulassen; der Narr ließ Alles mit sich machen."

„Ich bin ihm ein Paar Male begegnet," sagt' ich; „er kam mir als ein höflicher, thätiger Mensch vor, dem nichts fehlt, als eine bessere Gesundheit und mehr Mittel."

„Ja!" sagte Weinstübe; „recht so! Es ist eine arme Ratte, aber er arbeitet gut; er bedient uns als Mäkler gut, und ich muß sagen, er ist immer pünktlich und gefällig."

„Ganz recht!" sagte Ludwig. „Wohlan! — Sie haben Alle diesen Weißfuß von mir gekannt, zu seiner Zeit ein gutes, taugliches Pferd, das aber jetzt alt, fehlerhaft, hartmäulig und so blind ist, daß

ich schon Befehl gegeben hatte, ihn todt zu schießen. — Aber wie froh bin ich, daß ich es nicht gethan habe. — Vergangne Woche, müssen Sie wissen, saß ich beim Alten auf seinem Zimmer, da kömmt mir der Johann Reißbrei mit seinem bleichen Gesichte anmarschirt, mit einem Bündel Papiere unterm Arme, ein Grab betreffend, welches der Alte sich in der Wester-Kirche gekauft hat.“

„Junge!“ fiel der Lieutenant Reekalf ein; „hat der Alte den Plan, abzusegeln? Das würde Ihnen gelegen kommen, Freundchen?“

„Das würde es auch,“ sagte Ludwig, während Reynhove einen Blick der Verachtung auf den Offi-cier warf: „Nun, der Bursche sah von dem kleinen Spaziergange, den er gemacht hatte, so angegriffen aus, daß der Alte ihn bat, sich zu setzen, und ihn fragte, wie er sich befinde. „Nicht vom besten,“ war die Antwort. „Vorige Woche bin ich in Leyden gewesen, um den Professor Boerhaave zu Rathe zu ziehen, und der hat mir das Reiten anempfohlen.“ „So!“ sagte mein Vater; „und haben Sie seinen Rath schon befolgt?“ — „Ja, mein Herr!“ war Velters Antwort; „ich habe schon einige Touren gemacht mit Pferden aus der Reitschule; ich wünschte wohl, daß ich ein gutes, sanftes Thier als Eigenthum bekommen könnte; aber ich weiß nicht, wie das anfangen. Viel Geld dafür ausgeben, schickt sich für mich nicht, und ich bin bange angeführt zu

werden, denn ich habe keine Kenntniß davon.“ — Da fiel mir der Weißfuß ein; ich ging weg, ließ unsern Gesellen seine Sachen mit dem Alten abmachen und wartete an der Hausthür auf ihn. „Sagen Sie doch, Singnur Velters!“ sprach ich zu ihm, als er wegging, „Sie wollten gern ein sanftes Thier haben, nicht wahr?“ — „Allerdings, mein Herr Bläck!“ antwortete er. „Nun, so weiß ich eins für Sie,“ sagt' ich. „Es steht noch eins bei Jaspers im Stalle, das ist ganz Ihr Schlag. Sie werden vielleicht etwas viel dafür fordern, aber mit Loben und Bieten kömmt man weit, und ich werde Ihnen den Gefallen thun und mit Ihnen gehen, um zu sorgen, daß Sie nicht geprellt werden.“ — Da war unser Mann aus dem Häuschen, wie Sie sich denken können. Wohl zehnmal sagte er, er wisse nicht, wodurch er so viel Artigkeit verdient hätte; kurz! es war rührend, seine Dankbarkeit zu sehen. — Ich verabredete mit ihm, er solle den folgenden Morgen um sieben Uhr zu Jaspers auf den Stall kommen, um das Thier anzusehen, und dann würde ich auch dort sein. Nun! Sie können denken, was geschah; ich sogleich nach dem Stalle, schicke den Weißfuß zu Jaspers, spreche selbst mit dem Manne und instruire ihn. Am folgenden Morgen komme ich absichtlich etwas später. Da stand unser Freund schon eine Viertelstunde bei dem Thiere mit Jaspers, der ihm alle die schönen Tugenden

anpries, als ob nie ein besseres einen Sattel auf dem Rücken getragen hätte. Jungens! unser Velterschen war froh, daß ich kam, denn er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. — „So!" sagt' ich, „Freund Velters! haben Sie den Klepper schon ein Mal probirt?" — „Nein, mein Herr!" antwortete er; „und ich weiß nicht, ob er sich wohl für mich schicken wird; denn, wie Jaspers sagt, muß das Thier wild und feurig sein, und das schickt sich nicht für mich; aber mein Herr!" fuhr er fort, indem er mich leise bei Seite zog: „Hat das Pferd nicht einen eingesenkten Rücken? Das ist ja ein Fehler!" — „Hm!" sagt' ich; „das schadet nichts, wenn es gesattelt ist; freilich schön steht es nicht, darin haben Sie auch Recht; aber wir werden ein Mal sehen. Holt das Thierchen nur ein Mal heraus, Jaspers! — Jungens!" flüsterte ich Velters ein, während Jaspers das Thier satteln ließ; „sehen Sie wohl, wie sauer Jasper aussieht, daß ich mitgekommen bin? Er weiß wohl, daß er Sie nun nicht prellen kann, wenn er auch wollte." Dies nahm Freund Reißbrei Alles für baare Münze. Als das Pferd nun vor uns stand, stieg ich auf und ritt damit ein wenig die Allee auf und nieder, bald im Schritt, dann wieder im Galopp; — denn ich war bange, daß er im Allgemeinen nicht mit fortkommen würde, wenn ich es ihm erst reiten ließe. Als das Thier etwas gelenke und geschmeidig geworden war, ersucht' ich ihn,

meine Stelle einzunehmen. „Nun! Was sagen Sie dazu?“ fragt' ich, als er ein Bißchen hin- und hergeritten war. „Mich dünkt, es läuft ganz artig,“ sagte er; „aber sollte es nicht etwas zu bald müde sein? Der Schweiß steht ihm fingersdicke auf dem Leibe.“ — „Ja!“ sagt' ich, „das dünkt mich auch, Jaspers!“ — „Ach mein Herr!“ entgegnete dieser, während er eine große Menge Tabak in den Mund steckte, um nicht zu lachen: „Das ist von der Hitze, das Thier ist in sechs Tagen nicht vom Stalle gekommen.“ — „Aber!“ sagte Velters wiederum, der doch so einfältig nicht war, als ich dachte; „strauchelt es wohl nicht bisweilen ein Mal?“ — „Dann haben Sie es nicht gut im Zaume gehalten,“ sagt' ich. „Da ich es ritt, hat es nicht gestrauchelt.“ — Und wie alt ist das Thier wohl?“ fragte er weiter. „Ja,“ antwortete Jaspers: „jung ist es nicht mehr; aber Monsieur Velters liebt auch kein ganz junges Thierchen; mehr als etwa acht Jahre wird es doch wohl nicht haben.“ — „Und,“ fragte er weiter, „wie viel soll dies Kleinod kosten?“ — „Hundert Ducaten,“ antwortete Jaspers; „und davon geht nichts ab. Ich habe gestern noch einen Herrn Sattelhof, den mein Herr kennt, mit einem Gebote von fünf Hundert Gulden abgewiesen.“ — „Hundert Ducaten!“ antwortete ich in einem verächtlichem Tone, während ich bei mir selbst lachen mußte über das schiefe Gesicht, das Velters zog; „ei der Teufel!“ — Nein,

Mann! mich dünkt, 400 fl. ist ein schönes Gebot — oder wenigstens — Monsieur Velters muß es wissen; aber ich für meine Person würde nicht gern mehr geben." — „Nein, gewiß!" sagte Velters, der bleich war vor Angst; „und sogar 400 fl. ist wohl ein Hundert Gulden über meine Kräfte. Ich bin kein Mann von der Neuen Herrngracht, wie mein Herr Bläck." Da zog ich ihn auf die Seite. „Hören Sie," sagt' ich; „'s ist zwar etwas theuer; aber an Ihrer Stelle bezahlte ich lieber etwas mehr für ein gutes Pferd, als daß Sie einen Klepper kaufen, der Sie im Stiche läßt." „Er erschrak jämmerlich, durfte aber nicht zurückgehen; — und, um es nur kurz zu erzählen, nach vielen Hin und Her, wurde der Kauf um 450 fl. geschlossen. Unser Freund zog, nach wiederholten Dankbezeigungen für alle gehabte Mühe, die ich mir gegeben hätte, wieder ab, während Jaspers ihm nachrief, daß er jetzt ein Thier hätte, womit er aus der Welt reiten könne. Es kann wohl auch wahr sein, denn heute oder morgen reitet der blinde Klepper mit ihm in die Amstel."

„Nun! Das war herrlich!" riefen die Officiere. „Vier Hundert und funfzig Gulden für einen Klepper, der kaum das Todtschießen werth ist — Nun! Das geschieht so einem Mäkler recht; was braucht der auch zu reiten? Sie haben sich tapfer gehalten."

Ich sah mit Vergnügen, daß Reynhove nicht

in das Lob einstimmte, welches die Uebrigen Ludwig zollten, sondern ebenso, wie ich, stillschwieg und den Kopf schüttelte. Ich für meine Person tadelte einen so schändlichen Betrug, der um so weniger zu entschuldigen war, weil man ihn an Jemandem verübt hatte, der sich unmöglich dagegen schützen konnte, und was mich noch mehr ärgerte, war die unverschämte Art und Weise, daß man sich noch damit groß machen und Lobeserhebungen fordern durfte für eine Handlung, die nach meiner Ansicht Stockprügel verdient hätte. Ich konnte mich endlich auch nicht mehr halten, aber begnügte mich, da ich meine Gedanken vor Leuten, die mich nicht verstehen würden, nicht unaufgefordert äußern wollte, mit der Frage, was der arme Velters doch wohl gesagt hätte, als er später entdeckte, wie schändlich er betrogen worden sei.

„Betrogen!“ wiederholte Ludwig, mich schief ansehend. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr Huyck! daß dies ein Ausdruck ist, der hier durchaus nicht paßt. Sie meinen ohne Zweifel: da er bemerkte, daß ich ihn an der Nase herumgeführt hatte.“

„Wenn Sie meinen, daß dieser letzte Ausdruck milder ist,“ sagte ich kalt, „dann habe ich nichts dagegen; die Bedeutung bleibt doch dieselbe.“

„Da er es merkte,“ fuhr Ludwig fort, scheinbar, ohne sich an meine Worte zu halten; „da sah

er, daß er sein Geld weggeworfen hatte und dabei blieb es. Denken Sie, daß er so dumm ist, sich zu rühmen, daß man ihn gestriegelt habe? — Oder, daß er mich würde verklagen dürfen? und Gefahr laufen, meines Vaters und meine Gunst zu verlieren?"

„Desto schlimmer," sagte Reynhove mit Wärme. „Ich würde es Ihnen verzeihen, wenn Sie diesen oder jenen Roßkamm betrogen hätten, oder wohl einen Cavalier, wie Sie sind, der Sie um Genugthuung auffordern könnte; aber daß Sie das gute Zutrauen eines Mannes gemißbraucht haben, der in diesem Fache ganz unbekannt ist und überdies von Ihnen abhängt, das ist keine edle Art und Weise zu handeln."

Ich nickte dieser Rede, die mir sehr zusagte, obgleich sie in unreiner Sprache gesprochen war, Beifall zu. Ludwig zeigte sich über das, was er Beleidigung nannte, im höchsten Grade erzürnt und es würde Zank entstanden sein, wenn sich die Uebrigen nicht dazwischen gelegt und gebeten hätten, diesen Gegenstand ruhen zu lassen.

„He da!" rief jetzt auf ein Mal Ludwig, „wer kommt da an? — Lucas Helding, so wahr ich lebe! keuchend und schwitzend, wie ein Narrenpferd. Hier!" schrie er, an die Scheiben klopfend, „hier Freund Helding! hieher müssen Sie kommen!

Freunde! das ist ein herrlicher Gegenstand, uns damit zu kurzweilen. Wir müssen ihn hereinrufen und hänseln."

Ich sah hinaus, und wirklich, da kam Helding mit dem Hute in der Hand und einem Gesichte, so roth wie ein Truthahn, während ihm der Schweiß tropfenweise über die Wangen lief, vorbei. Sobald er klopfen hörte, drehte er sich um, sein Gesicht klärte sich auf bei dem Anblicke eines vollen Römers, den ihm Ludwig entgegenhielt. Ich hätte den guten Mann gegen die Gefahr warnen wollen, die ihm drohte; aber es war zu spät. Er befand sich schon im Garten und eine Minute später in der Kuppel.

„Großer Poet, herein!" rief Ludwig. „Wie kömmt das so von ungefähr? Aber trinken Sie erst, ehe Sie antworten. Sie scheinen warm und haben einige Erfrischung nöthig."

„Viel zu viel Güte," sagte Helding, indem er näher trat und das ihm gebotene Glas mit neuen Verbeugungen annahm. „Ihre Gesundheit, meine Herren! Ich war ein Mal in den Gemüsegärten herumgelaufen; ich dachte nicht, daß ich auf dem Wege nach Hause noch Bekannte finden würde."

„Wohlan! Lassen Sie sich nieder," sagte Ludwig, indem er ihn bei den Schultern faßte und auf einen Stuhl setzte, „und trinken Sie noch ein Mal. Gewiß sind Sie unterwegs wieder am Versemachen

gewesen. Alles! lassen Sie hören, was haben Sie bei sich!"

„Ist mein Herr ein Dichter?" fragte Contour und nahm ein freundliches Gesicht an.

„Ein Dichter!" wiederholte Ludwig. „„Es ist der Meister des ganzen Landes!"" Ist das eine Frage, ob Lucas Helding ein Dichter ist?"

„Sind Ihre Edeln wirklich jener berühmte Lucas Helding, dessen Verse mir so viele angenehme Stunden verschafft haben?" fragte Contour mit vorgeblicher Ueberraschung. „Ei, ich hätte mir nimmermehr träumen lassen, daß ich je das Glück genießen würde, Ihre Bekanntschaft zu machen. Vergönnen Sie mir, Ihre Gesundheit zu trinken."

„Zu viel Güte," sagte Helding und leerte sein Glas aufs neue. „Aber wie kann mein Herr mit meinen Gedichten so bekannt sein, wenn ich fragen darf? denn ich habe noch nie etwas drucken lassen, als einige . . ."

„Ei, Ei, mein Herr!" fiel Reekalf ein, da er seinen Kameraden in Verlegenheit sah; „als ob wir keine Kopien von Ihren Werken hätten! — aber mein Freund ist mir zuvorgekommen, auch mir müssen Sie jetzt die Ehre . . ." Und es wurde aufs neue angestoßen.

„Ich bin nicht weniger entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte Reynhove. „Auch ich will mit Ihren Edeln ein Glas Wein trinken," sagte

Weinstübe. „Ich darf mir das Vergnügen gleichfalls nicht versagen,“ rief van Ramst. — Helding sah sich, wie sehr er sich auch gegen alle diese große Ehre sträubte, genöthigt, mit Jeglichem ein Glas zu leeren. Gewiß schmeckte ihm der Wein immer besser; denn als er die Runde gemacht hatte, ersuchte er mich aus eigenem Antriebe, ihm die Ehre zu gönnen, auch mit mir anzustoßen.

„Ich kann Ihnen versichern, mein werther Monsieur Helding!“ sagte Contour; „daß es keinen Dichter giebt, dessen Verse bei unserm Regimente mehr bewundert würden, als die Ihrigen.“

„Und dies führt so weit,“ sagte Reekalf, „daß zwei Lieutenants, ein Fähndrich und drei Fahnenjunker neulich in Arrest gekommen sind, weil sie über dem Lesen Ihrer Gedichte die Paradestunde vergessen hatten.“

„Das ist noch nichts!“ sagte van Ramst; „ich kenne Verschiedene, die sich muthwillig haben auf die Hauptwache bringen lassen, um Ihre vortrefflichen Dichterwerke recht mit Bequemlichkeit studiren zu können.“

„Ja, es begab sich sogar,“ versetzte Contour, „daß letzthin unser Oberst, an Statt das Commando zu geben, einen Vers aus Ihren Werken recitirte.“

„Das sind alles nur Bagatellen; wir hatten aber bei uns einen Kadetten,“ sagte Reekalf, „dessen Tod Sie auf Ihrem Gewissen haben.“

„Seinen Tod!" rief Helding voll Erstaunen aus. „Ihre Edeln spotten mit mir."

„Durchaus nicht; er wollte Ihre Schreibart nachahmen und hat sich, aus Verzweiflung über das Mißlingen seiner Versuche, eine Kugel durch den Kopf gejagt."

„Unmöglich!" versetzte Helding, der vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. „Sie flößen mir wahrhaftig Entsetzen ein."

„Dann trinken Sie sich schnell wieder Courage!" sagte Weinstübe und schenkte ihm ein.

„Zum Henker!" ließ sich van Ramst hören; hab' ich doch, der ich hier sitze, schon sechs Officiere von der Garde im Duell niedergestochen, weil sie leugneten, daß Helding der erste Dichter der Republik sei."

„Der Himmel bewahre uns!" rief der gute Helding erschrocken auf die Seite taumelnd aus; denn van Ramst, eine große, vierschrötige Figur mit dickem Knebel- und Backenbarte, sah wirklich gefährlich aus.

„Ihre Edeln sind ja," nahm Contour das Wort wieder, „der Verfasser von dem lieblichen Gedichte auf... wie heißt es doch?... Lieber Reekalf! helfen Sie mir doch auf die Spur!"

„Ja wohl! von dem geistreichen Gedichtchen, welches wir unlängst zusammen lasen," sagte dieser.

„Welches meinen Ihre Edeln?“ fragte Helding, seine Augen wechselsweise zu dem Einen und dem Andern wendend.

„Ich kann nicht gleich darauf kommen ...“

„Ei, das verliebte Stückchen,“ sagte van Ramst; „ich habe es zwar meinen fünf Gegnern noch in die Ohren geschrieen, als ich ihnen den Kopf geklopft hatte, aber jetzt ist es mir wirklich entfallen.“

„Das war eine fröhliche Manier, sie in die Ewigkeit spatzieren zu lassen,“ bemerkte Weinstübe.

„Vielleicht,“ sagte Helding, „meinen Ihre Edeln das Gedichtchen auf das Grübchen in dem Kinnchen der Phyllis!“

„Ganz recht!“ antwortete Contour; „welches so anfängt... ach! wie fängt es doch an?“

„Lieb Grübchen!...“ hob Helding an.

„Ganz recht: Lieb Grübchen... Still, meine Herren! Fahren Sie fort, mein werther Herr Helding!“

„Ja! machen Sie, daß wir aus dem Grübchen kommen,“ sagte Ludwig. — Und Helding, der Alles für baare Münze aufnahm, hob nun folgendermaßen an:

Lieb Grübchen! wo Cupido sicher liegt, verstohlen,
Gleichwie in einem weichen, seidnen Bett!

„Ein seiden Bett. — Ganz recht! Sehr poetisch!“

„Von wo er Pfeilchen schießt ins Blaue unverhohlen,
Und dennoch trifft, wie lauter glüh'nde Kohlen,
Durch welche jedes Herz in Brand geräth." —

„Richtig!" sagte Contour; „es kam von Kohlen darin vor."

„Die Kohlen machen einen glänzenden Effect," sagte Reynhove.

„Durch welche jedes Herz in Brand geräth."

wiederholte Reekalf. „Wie ist das schön gedacht und geistreich ausgeführt: glühende Kohlen und ein flammend Herz! Laßt uns Eins trinken, um den gewaltigen Brand zu löschen. Monsieur Helding, Ihre Gesundheit!"

„Ich sage Ihnen herzlichen Dank, meine Herren!" fuhr er fort; „aber es ist nun Zeit, daß ich heimkehre!"

„Ja!" stimmte ich bei; „das finde ich auch! Wir werden eine Strecke Weges zusammengehen, Freund Helding!"

„Ei seht! Warum nicht den ganzen Weg?" sagte Ludwig, mich spöttisch ansehend; dann könnten Sie doch im Vorbeigehen bei Ihrer Dulcinea, die mit ihm unter einem Dache wohnt, noch einen Besuch machen! — Nein, nein! Wir gehen alle mit einander!"

„Ich habe keine Dulcinea, die mit Helding unter einem Dache wohnt," entgegnete ich in einem

ernsten Tone; „das wissen Sie, mein Herr Bläck so gut, als irgend Jemand."

„Nun! wir bleiben auch nicht lange mehr," sagte Reynhove; „und gehen dann zusammen weg; — wir müssen doch die Fortsetzung des Gedichtes noch hören!"

„Wein her!" schrie Weinstübe; „wollen Sie wirklich schon aufbrechen, da das Schöne erst recht angeht."

„Meinetwegen!" versetzt' ich; „aber dann gehen wir auch."

„Es sei, weil es die Herren so für gut finden," sagte Helding, und fuhr in seinem Gedichte fort:

„Lieb Grübchen! sprich — ich will ja nicht mit prahlen,
Nicht dein Vertrauen mir entzieh'n —
Wer ist Dein Schöpfer? Und wer läßt Dich strahlen,
So schön, wie kein Appelles könnte malen,
In mitten auf dem runden Kinn?"

„Bravo! bravo! — Aber Helding vergessen wir das Trinken nicht, das Declamiren wird Sie nach einem so langen Spatziergange ermüden."

„Nicht im Geringsten; — jetzt antwortet das Grübchen, meine Herren!"

„Ein sprechend Grübchen! Wie geistreich!"

„Als Venus schuf das Antlitz zum Entzücken,
Nach dem so mancher Stutzer gafft,
Verlieh sie eignen Reiz in allen Stücken:
Das Purpurroth, vor dem sich Rosen bücken,
Die Augen voll von Zauberkraft;"

„'s ist unnachahmbar!" schrie Reekalf aus.

„Den Scheitel reich umwallt von blonden Locken
Die Nase fein, wie Carneol,
Die Brauen, über's Aug' geweht wie Flocken,
Die Lippen, die zu Spott und Küssen leicht verlocken . . ."

„Pfui! spottete denn Phyllis?" merkte Reynhove leise an.

„Es paßt so in den Vers," flüsterte ich ihm zu."

„Spotten bedeutet hier so viel als scherzen," erklärte Helding, dessen aufmerksamem Ohre die Anmerkung nicht entgangen war, und fuhr fort:

„Den Mund von wahren Perlen=Zähnchen voll.
Drauf sprach sie. Einem Meisterstück darf nichts gebrechen,
Und, als die Mutter von der Minn'
Will ich mein Werk mit einem Zeichen stechen,
Jedwedem zur Notiz. Hier drückte sie beim Sprechen,
Ihr Däumchen in das Kinn."

Diesem schlechten Carmen folgte ein allgemeines Concert von Beifalljauchzen und es wurden dem Verfasser so viele Gesundheiten gebracht, daß ich bereuete, ihn nicht vor dem Ende des Gedichts mit weggenommen zu haben; denn ich sah nun wohl voraus, daß er der ihm gelegten Schlinge nicht entgehen würde. Da ich außerdem fürchtete, daß auch die Uebrigen, während sie ihn ganz aus dem Felde schlügen, selbst zur Genüge bekommen würden, stand ich auf, um die erste günstige Gelegenheit zum Weg=

gange wahrzunehmen und wo möglich Helding mit fortzuziehen. Auf einmal nahm aber das Gespräch eine solche Wendung, daß ich zu bleiben genöthigt wurde.

„Was ich vor Allem bewundere," sagte Reynhove, während er den Dichter am Knopfloche hielt, „ist die Mannigfaltigkeit, welche in den verschiedenen Gedichten herrscht, die Sie Fräulein Bläck dedicirt haben. Gewiß hat der Gegenstand Sie ungemein begeistert."

„Ohne Zweifel, mein Herr," sagte Helding. „Wer sollte nicht in heiliges Feuer gerathen, wenn er einen solchen Engel zu besingen Gelegenheit hat. Lassen Sie uns auf, ihre Gesundheit einmal trinken, meine Herren!"

Mich durchzuckte ein höchst unangenehmes Gefühl; es war mir, als ob der Name Henriettens bei einer Gelegenheit, wie diese, ausgesprochen, entheiligt würde. Bald hatte ich doch noch gegründetere Ursachen zur Unzufriedenheit. Die Gesundheit Fräulein Bläcks wurde getrunken und der elende Weinstübe fügte hinzu: „das war ein Vorschlag, welchen unser Freund Bläck wohl vor allen gebilligt haben wird. Apropos! wie steht es? Sind Sie mit ihr versprochen? Und wann werden Sie uns zum Hochzeit-Balle einladen?"

„Nicht so einfältig," antwortete Ludwig; „sie ist ein recht artiges Kind und würde wohl zugrei-

sen, glaube ich; aber wir werden uns nicht bemühen."

Ich fühlte eine innere Lust, auf dem Gesichte des Prahlhanses zu trommeln, und bezwang meinen Zorn nur mit Mühe.

„Keine Flausen, Bläck!" versetzte Weinstübe; „man sagt, der Herr Papa will mit aller Kraft und Gewalt, daß Sie diese Jungfrau heirathen sollen."

„Ja das hat der Alte sich in den Kopf gesetzt; Jost weiß, warum? er gönnt sie wenigstens keinem Andern." Hier sah er mich mit einem frechen Blicke an, der mir das Blut ins Gesicht trieb. „Aber," fuhr er fort, „wenn ich ja so thöricht handle, meine Freiheit zu verkaufen, würde ich wenigstens ein halbes Millionchen in den Kauf haben müssen; nur keine kahle Ratte, die auf ihr Bestes u. s. w."

Hier bediente er sich einiger Ausdrücke, die zu gemein sind, als daß sie wiederholt werden könnten, die aber von Weinstübe und den Officieren mit einem lauten Gelächter angehört wurden. In meinem Innern tobte ein heftiger Streit. Ich hatte gegen Henrietten zu viel Ehrerbietung, als daß ich, sie zu einer solchen Zeit, an einem solchen Orte und in einer derartigen Gesellschaft zum Gegenstande eines Streites zu machen und gegen ihre eignen Blutsverwandten ihre Partei zu nehmen, hätte große Lust fühlen können; auf der andern Seite war es in meinen

Augen eine elende Feigheit, zu dulden, daß sie in meinem Beisein zum Gegenstande eines so elenden Geschwätzes dienen mußte. Während ich meine Gedanken in Ordnung zu bringen suchte, um Bläck auf eine schickliche Weise meine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben: kam Reynhove mir zuvor und gab mir dadurch die gesuchte Gelegenheit, mich, ohne gerade Anlaß zum Tadel zu geben, in die Unterhaltung zu mischen.

„Freund Bläck!" sagte Reynhove, „Sie handeln verkehrt, daß Sie so über Ihre Cousine sprechen. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen und wird auch ohne Geld im Stande sein, denjenigen, welcher sie zu schätzen weiß, glücklich zu machen, und dazu sind Sie der Mann nicht."

„Glauben Sie das?" fragte Ludwig. „Wohlan! dann heirathen Sie meine Cousine selbst; ich wünsche viel Glück dazu."

„Es wundert mich," sprach ich jetzt meiner Seits, daß Herr Bläck auf eine so leichtsinnige Weise von einer Anverwandten spricht, die vielleicht von keiner uns'rer jungen Damen übertroffen wird und deren Sittlichkeit wenigstens über alles Lob erhaben ist."

„Was wissen Sie davon?" fragte Ludwig. „Weil das Mädchen ein Paar Mal mit Ihnen allein gewesen ist, und vielleicht die Spröde gegen Sie gespielt hat: denken Sie, daß sie gegen einen Jeden

so sein muß. Gehen Sie! Wir wissen, was wir wissen."

„Ich weiß," sagt' ich, „daß ich in Zweifel stehe, ob ich Ihre Sprache mit dem Namen eines Lasters, oder mit dem eines Kindergeschwätzes benennen soll."

„Was!" rief Ludwig aus, indem er von seinem Stuhle aufsprang; „haben Sie bedacht, was Sie da sagen?"

„Nicht allein bedacht; sondern ich bin bereit, es zu wiederholen, und kein Ihre Fräulein Cousine verunglimpfendes Wort mehr zu dulden."

„Und wer Teufel hat Ihnen aufgetragen, ihr Ritter zu sein?" fragte Ludwig. „Aber wir kommen ja nicht zum ersten Male auf diese Weise an einander; wir werden einander näher sprechen, mein Herr Huyck!"

„Bläck! ich bin Ihr Secundant," sagte van Ramst, indem er sich aufrichtete und in die breite Brust warf.

„Ja, Bläck! das können Sie nicht auf sich sitzen lassen, sagte Weinstübe.

„Keine Thorheit, Bläck!" sagte Reynhove zwischen beide tretend. „Unser Freund Huyck hat vollkommen Recht. Sie haben von Ihrer Cousine auf eine unverzeihliche Weise gesprochen und Sie würden die Sache nicht verbessern, wenn Sie die Fortsetzung liefern wollten. Lassen wir lieber Alles

dahin gestellt sein, ihren Namen nicht mehr nennen, und den Zwist lieber abtrinken."

„Ja!" murmelte Helding, „das ist mir aus dem Herzen gesprochen; laßt uns den Zwist abtrinken!"

„Herr Reynhove hat vollkommen Recht," sagte Contour zu Ludwig. „Sie dürfen nicht gegen Jemanden fechten, der Ihre Cousine in Schutz nimmt."

„Freilich, freilich!" sagte Weinstübe; „also Punktum, abgemacht und ein Gläschen der Freundschaft getrunken!"

„Mit Vergnügen!" sagte Ludwig; „wenn Huyck für die ungebührliche Sprache, die er sich erlaubt hat, mich gehörig um Verzeihung bitten will."

„Ich glaube," sagt' ich, „daß ich gemäßigt genug und mit Fug und Recht also gesprochen habe; daher kann ich nicht um Entschuldigung bitten. Jedoch erkläre ich hiermit, daß ich nicht die Absicht hatte, Sie zu beleidigen, sondern nur die Ehre Ihrer Fräulein Cousine retten wollte."

„Diese Erklärung, Bläck, muß Ihnen genügen," sagte Reynhove; „Gehen Sie! Keine Kinderei, allen Zank, wodurch Sie sich selbst zum Gelächter machen würden, bei Seite! — Die Ehre einer jungen Dame ist ein zarter Punkt und darf nicht so leichtsinnig bei einen Glase Wein gekränkt werden."

„Sehr richtig!" stimmte Helding bei, während Ludwig, wenn auch mit Sträuben, das Glas nahm,

welches Contour ihm aufdrang; „die Ehre eines Mädchens ist ein zarter Punkt. Ach! mein Klärchen! mein Klärchen! wenn man so leichtsinnig über Dich spräche, für Dich würde Niemand in die Schranken treten!" — Hier liefen dem Manne, den der Wein in eine empfindsame Stimmung gebracht hatte, die Thränen über die Wangen."

Was ist das?" fragte Weinstübe, „was heulen und klagen Sie da? Trinken Sie lieber einen Schluck, als daß Sie so flennen und jammern!"

„Ach! mein werther Herr!" sagte Helding, indem er den angebotnen Römer schluchzend leerte; „ich kann nie über ein liebenswürdiges Mädchen sprechen hören, ohne an meine arme Tochter zu denken, die einst eben so brav und gut wgr, und jetzt, ... ach! ach! mein Herr Ludwig wird sich wohl erinnern, was für ein braves liebenswürdiges Geschöpf es war, bevor ein Schelm sie ... ach! ach!"

„Ich?" sagte Ludwig, entweder in Folge des Weines, oder aus einer andern Ursache erblassend. „Was weiß ich von Ihrer Tochter? ... Doch ja! ... ich erinnre mich ... sie ist zu Falle gekommen, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr!" antwortete Helding, sichtbar durch Ludwigs Worte beleidigt und ihn mit einem freimüthigen Blicke ansehend; denn die Kraft des Weines hatte die Kluft zwischen ihnen gleich gemacht.

„Allerdings ist sie gestrauchelt, ich kann es ohne Erröthen sagen, denn ich habe sie immer zum Guten angehalten und lieb gehabt; ihre Schande fällt nur auf den Schelm, der sie verführte. Sehen Sie, meine Herren, ich bin nur ein alter, abgelebter Mann; aber wenn ich den Verführer wüßte, der mein Glück gestört hat, ich würde ihn aufsuchen und ins Angesicht schlagen. Meine Herren nehmen es mir nicht übel. Sie alle sind noch jung und nehmen es vielleicht so genau nicht; aber wenn Sie nachdenken, wie Ihre Unbesonnenheiten Jemandes Glück auf ewig stören können, Sie würden über solche Gegenstände nicht scherzen. Ach! ich würde alle die Verse, welche Ihre Edeln gepriesen haben, ins Feuer werfen, wenn ich dadurch nur meine arme Tochter zurückrufen könnte."

Helding hatte in diesem Augenblicke etwas Ernstes, etwas Würdiges in seiner Haltung. Jetzt, da es seine Tochter galt, war das sonst bei ihm schlummernde, jede Verhöhnung feigherzig ignorirende Selbstgefühl wach geworden; der Wein hatte ihm den Muth gegeben, sich zu äußern, und der ängstliche, kriechende Tellerlecker stand auf einmal mit männlicher Festigkeit da. Es war jedoch nur ein eben so schnell verlöschendes, als entstehendes Flackerfeuer.

Ludwig und seine Freunde schienen an dieser Sittenpredigt wenig Geschmack zu finden; wenigstens machte ersterer alsobald den Vorschlag, die

Pferde zu besehen. Diese Gelegenheit nahm ich wahr, den Dichter ans nach Hause gehen zu erinnern. Nach einem kurzen Widerspruche willigte er ein, und wir verließen, nachdem wir uns bei der Gesellschaft verabschiedet hatten, das Gasthaus.

Beim Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Paris und die Pariser

im Jahre 1835;

von

Frances Trollope,

der Verf. von „Belgien und West-Deutschland im Jahr **1833**,“ „Tremordyn Cliff“ ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt

von

O. v. Czarnowski.

In drei Bänden. 8., elegant geheftet, Preis 3 Thlr.

Die Verfasserin beurtheilt in diesem Werk mit der ihr eigenthümlichen feinen und scharfen Beobachtungsgabe die neuesten Pariser und Französischen Zustände, und zieht besonders interessante Vergleichungen zwischen den geselligen Verhältnissen in Frankreich und in England. Das Salon-Leben in Paris wird sehr lebendig geschildert, und das Werk ist überhaupt als ein sehr schätzenswerther und unterhaltender Beitrag zur National- und Sittenkunde zu empfehlen.

Belgien

und

West-Deutschland.

im Jahre 1833.

Von

Mstrs. Trollope,

Verfasserin der „Häuslichen Sitten der Amerikaner.“

Aus dem Englischen übersetzt

von

O. v. Czarnowski

2 Bände. 8. geh. Preis **2** Thlr. **12** Gr. oder **4** Fl. **30** Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat durch ihr erstes Werk über die Verein-Staaten sich einen so allgemeinen Beifall

als scharfsichtige Beobachterin und als gewandte und witzige Erzählerin erworben, daß diese Schilderung unseres eigenen Vaterlandes aus derselben Feder das gespannteste Interesse erwecken muß. Die Belgischen und Deutschen Zustände sind mit Lebendigkeit und Laune in diesem Buche aufgefaßt, das, wenn nicht überall belehrt, doch immer angenehm unterhält.

O'Neill oder der Rebell

und

Arasmanes.

Zwei Erzählungen von E. L. Bulwer,

Verfasser von: „Pelham,“ „die Pilgrimme am Rhein“ ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt

von

O. v. Czarnowski.

8. geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Das Genie, welches Herrn Bulwer über die Dichter seiner Zeit erhoben, und ihn zum Liebling des ganzen gebildeten Publikums gemacht hat, beseelt auch diese beiden Erzählungen, die sich durch Schwung der Phantasie, tiefe Beobachtung und reizende Einkleidung empfehlen. In ihrer saubern Ausstattung bilden sie eine freundliche Gabe, die überall willkommen sein wird.